REISE DER OSTERREICHISCHEN FREGATTE NOVARA UM DIE ERDE

ANTHROPOLOGISCHER THEIL

PART 3

00084298

E. B. E. A. S.

BOMBAY BRANCH
OF THE
ROYAL ASIATIC SOCIETY.
TOWN HALL, BOMBAY.

Digitized with financial assistance from the
Government of Maharashtra
on 25 June, 2016

REISE

DER

ÖSTERREICHISCHEN FREGATTE NOVARA

UM DIE ERDE

IN DEN JAHREN 1857, 1858, 1859

UNTER DEN BEFEHLEN DES COMMODORE

B. VON WÜLLERSTORF-URBAIR.

ANTHROPOLOGISCHER THEIL.

DRITTE ABTHEILUNG:

ETHNOGRAPHIE

AUF GRUND DES VON DR. KARL v. SCHERZER GESAMMELTEN MATERIALS

BEARBEITET

VON

DR. FRIEDRICH MÜLLER,

PROFESSOR DER ORIENTALISCHEN LINGUISTIK AN DER WIENER UNIVERSITÄT.

MIT X PHOTOGRAPHIRTEN TAFELN UND EINER KARTE.

Herausgegeben im Allerhöchsten Auftrage unter der Leitung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften

84288
a

X a 23

WIEN

AUS DER KAISERLICH-KÖNIGLICHEN HOF- UND STAATSDRUCKEREI.

1868.

IN COMMISSION BEI KARL GEROLD'S SOHN.

00084298

VORWORT.

Während der Drucklegung des von mir bearbeiteten linguistischen Theiles dieses Werkes wurde ich von Herrn Dr. K. v. Scherzer, einem der Chef-Redacteure des Novara-Werkes, eingeladen, mich mit ihm an der Ausarbeitung der ethnographischen Abtheilung zu betheiligen, — eine Einladung, welcher ich um so williger Folge leistete, als das Gebiet der Ethnographie seit Jahren zu meinem Lieblingsstudium zählte.

Wir kamen überein, das ethnographische Material unter einander der Art zu vertheilen, dass auf jeden der beiden Bearbeiter etwa die Hälfte entfallen sollte.

Ich ging allsogleich an die Vorarbeiten und war mit denselben so wie mit dem auf mich entfallenden Theile fertig geworden, als Dr. K. v. Scherzer ins k. k. Ministerium für Handel und Volkswirthschaft berufen und mit der Errichtung und Leitung des Departements für commercielle Statistik und volkswirthschaftliche Gesetzkunde und Publicistik betraut wurde. Diese neue Stellung, welche eine Reihe anstrengender und zeitraubender Beschäftigungen mit sich führte, machte es demselben geradezu unmöglich, dem Unternehmen, welches vor Allem ihm Entstehung und Förderung verdankt, seine Betheiligung auch ferner zuzuwenden. So fiel mir die Aufgabe zu, das begonnene Werk allein fortzusetzen und sobald als möglich zu Ende zu führen.

Die Arbeit, welche ich hiemit dem ethnographisch-gelehrten Publicum vorlege, basirt vornehmlich auf den von Dr. K. v. Scherzer gesammelten Materialien unter gleichzeitiger Benützung meiner eigenen Sammlungen und anderweitiger Hilfsmittel. Die mir von Dr. K. v. Scherzer zur Verfügung gestellten Materialien bestehen theils in handschriftlichen Notizen, welche der Reisende an Ort und Stelle

aufgenommen, theils in Correspondenzen mit befreundeten Gelehrten und Missionären, theils endlich in einer Reihe von seltenen, meistens in den Colonien gedruckten Broschüren und Zeitungen. Diese Sammlungen, namentlich die letzteren Bestandtheile derselben, enthalten eine Fülle des werthvollsten ethnographischen Materials, erstrecken sich jedoch nur auf die von der Novara-Expedition berührten Völker und hier besonders auf die Maori's, die Nord-Amerikaner und die Chinesen.

Warum ich, nachdem mir nur das Materiale über die einzelnen von der Novara-Expedition besuchten Völker zu Gebote stand, nicht das Werk auf die Darstellung derselben beschränkt habe, statt es beinahe auf alle auszudehnen und mitunter auch Bekanntes vorzubringen? Ganz einfach — aus dem Grunde, weil mir bei Ausarbeitung desselben nicht so sehr Particularzwecke als vielmehr die Zwecke der Ethnographie als Wissenschaft vor Augen standen. Bekanntlich begegnen wir innerhalb der Ethnographie zweien nicht immer mit einander im Einklange stehenden Richtungen, einer naturwissenschaftlichen und einer linguistischen. So viel mir bekannt, hat bisher nur die erste Richtung es unternommen, ein ins Einzelne gehendes System auszuführen. Dieses hat aber in den seltensten Fällen die Billigung der anderen Richtung finden können, ohne dass diese es selbst unternommen hätte, etwas Besseres zu liefern. Ich hielt es daher wohl der Mühe werth als Sprachforscher eine Bearbeitung der Ethnographie im Ganzen zu versuchen und diesen Versuch sowohl meinen Genossen, den Sprachforschern, als auch den Naturforschern zur Prüfung vorzulegen. Mag er nun gebilligt oder bemängelt werden, ich lasse den Gedanken nicht fahren, meine Kräfte an der Lösung dieser Aufgabe noch einmal zu versuchen und nach einigen Jahren das ethnographisch-gelehrte Publikum mit einem grösseren, auf mehrere Bände berechneten Werke zu überraschen.

Zum Schlusse noch die Bemerkung, dass die zehn Tafeln leider nur eine Probe der ethnographischen Galerie bilden, welche, wenn die Geldmittel hingereicht hätten, dem Werke beigegeben worden wäre.

Wien im Mai 1868.

Friedrich Müller.

INHALT.

	Seite
Einleitung	VII
I. Australier	1
II. Papûa's	11
III. Malayen	19
a) Maori's	46
b) Javanen	72
IV. Allgemeine Übersicht der Bevölkerung Afrika's	91
V. Kaffern	99
VI. Hottentoten	113
VII. Allgemeine Übersicht der Bevölkerung Amerika's	122
VIII. Allgemeine Übersicht der Bevölkerung Asiens	137
IX. Chinesen	153
X. Mittelländische Rasse	177

EINLEITUNG.

Die Ethnographie (von ἔθνος Volk und γράφειν schreiben) oder Ethnologie (von ἔθνος Volk und λόγος Lehre) beschäftigt sich mit der Beschreibung der Völker. Ihr liegt es ob, die Menschheit in ihrem gesammten Umfange sowohl räumlich als zeitlich in Völker zu zerlegen und diese nach allen ihren Eigenthümlichkeiten zu schildern.

Momente, an welchen sich die einzelnen Individuen eines Volkes als zusammengehörig erkennen und nach welchen auch in weiterer Beziehung sowohl Individuen als Stämme, die mit ihnen nicht unmittelbar zusammenhängen, als verwandt angesehen werden, sind vor allen anderen Sprache und Sitten. Gemeinsame Sprache und gemeinsame Sitten sind es, die den naturwüchsigen Menschen über die Familie hinaus an den Boden, auf welchem er geboren wurde und auf dem er aufwuchs, fesseln und ihm jenes Bewusstsein der Sicherheit verleihen, das die Heimatluft um sich verbreitet. Sprache und Sitten sind es, an denen der Mensch am zähesten hängt — sie sind die Heiligthümer, welche er mit innigster Begeisterung vertheidigt und für welche er stets sein kostbares Herzblut zu opfern bereit ist. Und dies nicht mit Unrecht; sagt ja dem unverdorbenen Sohne der Natur eine innere Stimme, deren Klang der Gebildete nicht vernimmt, dass sein eigenes Wesen untergehe, wenn ihm seine liebe Muttersprache, seine traute, heimatliche Sitte geraubt worden. Vater und Mutter, Bruder und Schwester werden ihm Fremdlinge, mit denen er nicht verkehren kann, die er nicht versteht!

Ist es nun Aufgabe der Ethnographie, den Menschen nicht als einzelnes Individuum sondern als Mitglied eines Volkes nach seinen Eigenthümlichkeiten zu schildern, so folgt nach dem so eben Bemerkten von selbst, dass sie vor Allem eine Beschreibung seiner Sprache so wie seines ganzen Denkens und Fühlens, seiner Sitten und Gewohnheiten anstreben müsse.

Mit dieser Beschreibung, und wäre sie noch so vollständig, ist aber die Aufgabe der Ethnographie als Wissenschaft noch nicht abgeschlossen. Mit einer einfachen Sammlung und Schilderung von Thatsachen ist die Wissenschaft noch nicht aufgebaut — sie wird es erst durch eine allseitige begriffliche Bearbeitung derselben. Diese besteht einerseits darin, dass man mit den Thatsachen allein sich nicht begnügt, sondern eine Begründung, eine Erklärung derselben aus einfachen, allgemeinen Naturgesetzen versucht, andererseits darin, dass man die begründeten Thatsachen in eine natürliche Reihenfolge, in ein System bringt. Erst durch Begründung und systematische Anordnung wird das empirische Wissen zur Wissenschaft erhoben.

Es ist also die weitere Aufgabe der Ethnographie, die allgemeinen Erscheinungen in der Sprache, auf dem Gebiete des Fühlens und Denkens eines Volkes, in seinen Sitten und Gebräuchen, kurz in seiner geistigen und materiellen Cultur auf allgemeine Naturgesetze zurückzuführen und dann die einzelnen Völker und Völkergruppen in ein systematisches Ganzes zusammenzufassen.

In Bezug auf den letzteren Punkt ist es wichtig, sich über das Princip zu einigen. Bei einer Classification ist es keine ganz gleichgiltige Sache im vorhinein zu wissen, wornach dieselbe zu geschehen habe. Und dies gilt bei unserem Gegenstande um so mehr als man einerseits keine rein sinnlichen Objecte vor sich hat, andererseits dieselben keineswegs so einfach sind als es den Anschein hat. Es liegen hier Verwicklungen vor, welche vor Allem andern entwirrt werden müssen.

Wie wir bereits oben bemerkt haben, entsteht der Begriff des Volkes durch Zusammenfassung einer Reihe von Merkmalen, als deren Hauptrepräsentanten Sprache und Sitte gelten können. In welchem Verhältnisse stehen diese Merkmale zu einander? Wo äussert sich der Volkscharakter am innigsten, woran hängt er am meisten fest und bietet äusseren Einflüssen den stärksten Widerstand?

Wir können es gleich hier aussprechen und es wird sich aus dem Verlaufe unserer Untersuchung ergeben, dass es vor Allem die Sprache in der geistigen Sphäre ist, welche die Richtung und den Entwicklungsgang des Menschen bestimmt, und an welcher er mit der grössten Zähigkeit hängt, während in anderer Beziehung die physische Begabung des Menschen — sammt den äusseren Bedingungen zu seiner Existenz — über den Fortschritt und das Ziel seiner Cultur entscheiden.

Es erscheint mithin vollkommen gerechtfertigt, die einzelnen Völker nach dem Momente der Sprache in Gruppen zusammenzustellen und im System an einander zu reihen oder mit anderen Worten die Sprache sammt den an dieselbe im Gebiete des geistigen Lebens sich knüpfenden Äusserungen zum Hauptmerkmale der Völkerverwandtschaft zu erheben.

Darnach wäre die Ethnographie als Wissenschaft zunächst nichts anderes, als jene specielle Ethnographie, welche man gewöhnlich mit dem Namen der linguistischen belegt.

Doch betrachten wir das Verhältniss etwas genauer. —

Wir machen fast in jeder Wissenschaft die Wahrnehmung, dass sie als solche, nämlich als reine Wissenschaft, in den meisten Fällen gar nicht existiren könne, dass sie vielmehr zu ihrer Vervollständigung oder Begründung etwas von anderen Wissenschaften herübernehmen müsse. Und dies ist niemals mehr und besser eingesehen worden, als in der neuesten Zeit, wo die Ansicht von einem innigen Zusammenhange alles Wissens sich immer mehr und mehr Bahn gebrochen hat.

Bekanntlich besteht das Volk aus einer Summe von Individuen, Exemplaren des Naturwesens „Homo". Ausserhalb dieses Wesens, welches gleich den anderen Geschöpfen nach Klima und anderen physikalischen Bedingungen in mehrere körperlich von einander bestimmt unterschiedene Arten zerfällt, hat der Begriff des Volkes nie existirt, wie auch umgekehrt kein Exemplar dieser Classe auf die Welt gekommen ist, ohne einem bestimmten Volke angehört, seine Sprache gesprochen und seine Sitten sich angeeignet zu haben.

Jene Wissenschaft, welche den Menschen an und für sich, herausgerissen aus dem Zusammenhange mit einer cultivirten Gesellschaft behandelt, ist die Anthropologie (von ἄνθρωπος Mensch und λόγος Lehre). Sie betrachtet den Menschen als Naturproduct, daher sowohl nach seinen sinnlichen Merkmalen als auch nach den vorhandenen, durch Cultur nicht weiter entwickelten geistigen Anlagen.

Die sinnlichen Merkmale, auf denen der Unterschied der einzelnen Menschenexemplare fusst, sind mannigfaltig. Sie bestehen in Abweichungen der Grösse, Muskelstärke, Bau des Schädels, des Brustkorbes, des Beckens, Entwickelung des Gehirnes in seinen verschiedenen Partien, Länge der Extremitäten, Entwickelung des Haarwuchses, Farbe der Augen, des Haares, der Haut. Gewöhnlich tritt eines oder das andere dieser Merkmale so stark hervor, dass es einem Beobachter, besonders einem solchen, welcher an die Form desselben nicht gewöhnt ist, als das auffallendste und den abweichenden Typus förmlich bestimmende erscheint; daraus dürfen aber durchaus keine Folgerungen für die Wissenschaft abgeleitet werden. Wir finden es daher vollkommen unstatthaft, wenn der Typus (den wir mit einem herkömmlichen Ausdrucke „Rasse" benennen wollen), auf Grundlage eines einzelnen bestimmten Merkmales aufgebaut wird, nachdem er der Natur der Sache gemäss, aus der Zusammenfassung aller Merkmale resultiren sollte.[1]

[1] Dieser Anforderung entsprechen bis jetzt annähernd Quetelet's Versuche und die Messungen, welche von den beiden Mitgliedern der Novara-Expedition Dr. v. Scherzer und Dr. Schwarz an mehreren Rassentypen in verschiedenen Erdtheilen angestellt wurden.

Wenn die meisten und anerkanntesten der modernen Anthropologen (wie Linnée, Blumenbach, Duméril, Cuvier, Virey, Lesson, Pickering) das meiste Gewicht auf die Hautfarbe und das Haar legen, und von diesem Gesichtspunkte aus die Menschheit in bestimmte Rassen zu zerlegen versuchen, so müssen wir dieses Verfahren für eine nicht zu rechtfertigende Einseitigkeit erklären. — Nicht weniger ungerechtfertigt erscheint es, wenn andere (wie Retzius) ausschliesslich vom Bau des Schädels und der dadurch bedingten Gesichtsform ausgehen und mit Zugrundelegung der Dichotomie zwei verschiedene Schädel- und Gesichtsformen, mithin durch Combinirung dieser zwei Momente vier verschiedene Rassentypen annehmen. Denn sobald mehrere Völker vermöge erwiesener Sprachverwandtschaft zusammengehören und eine Mischung mit fremden Rassen sich weder historisch nachweisen, noch irgendwie wahrscheinlich machen lässt, dürfen sie nimmermehr von einander getrennt werden. Andererseits ist es völlig unstatthaft zwei Völker, deren Sprachen als grundverschieden nachgewiesen worden, und bei denen beiderseitige Vermischung weder geschichtlich bezeugt ist, noch wegen der geographischen Lage als irgendwie möglich bewiesen werden kann, in eine und dieselbe Gruppe zu stellen. Nach unserem Dafürhalten sind Völker in einen Rassentypus einzureihen, sobald einerseits bestimmte Verwandtschaftspunkte auf einem anderen Gebiete für die Rassenverwandtschaft sprechen, andererseits die sich etwa vorfindenden Differenzen als aus natürlichen Bedingungen entstanden, sich darlegen lassen. Hingegen sind sie unbedingt aus einem Rassentypus auszuscheiden, sobald sich Differenzen vorfinden, die schlechterdings aus natürlichen Bedingungen nicht erklärt werden können. Und bei den dabei zu führenden Beweisen wird es immerhin gut sein, sich so viel als möglich an den Menschen selbst und die ihm zunächst stehenden höheren Organismen zu halten und blosse Vergleichungen und Gleichnisse, durch die man leicht getäuscht wird, zu unterdrücken.

Gleichwie die Ethnographie eine Schilderung des Menschen nach Völkern zu liefern hat, ist es Aufgabe der Anthropologie, eine Schilderung des Menschen nach Rassen zu versuchen. Dabei gilt alles oben Bemerkte auch für die Anthropologie. Auch sie darf sich mit einer Abgrenzung und Schilderung der Rassentypen nicht begnügen, sondern muss eine Erklärung derselben auf den für die anderen Naturwesen geltenden Grundlagen und eine systematische Anordnung der Rassen anstreben.

Wie wir gesehen haben, ist der Rassenbegriff ein rein anthropologischer und kein ethnographischer, und doch werden wir nicht umhin können, auf denselben bei unseren ethnographischen Untersuchungen und Schilderungen zurückzukommen, ja wir werden ihn — freilich nur nach unserer Auffassung — bei der Entwickelung unseres Systems zu Grunde legen müssen.

Es lässt sich nicht läugnen, dass Rasse und Sprache im tiefsten Grunde zusammenhängen, derart, dass letztere der ersteren untergeordnet ist, ohne diese vielleicht auszufüllen. Anomalien, welche sich vorfinden, lassen sich immer auf Mischungen zurückführen. Da nämlich die Sprache fremden Eindringlingen immer mehr Widerstand leistet und allen Einflüssen zum Trotz ihren Typus immer fester beibehält als der Körper des Menschen und in ersterer die kleinste fremde Einwirkung immer schärfer zu erkennen ist als im letzteren, so kommt es manchmal vor, dass irgend eine Sprachfamilie sich über zwei erwiesener Massen verschiedene Rassen auszudehnen scheint. Man muss dann annehmen, dass die Einflüsse der einen Rasse stärker in leiblicher, und die andern wieder stärker in geistiger Richtung wirkten. So gehört der ural-altaische Sprachstamm der hochasiatischen Rasse an, während die Osmanen und Magyaren in Europa, sprachlich zu demselben Sprachstamme zählend, entschieden der mittelländischen Rasse angehören. Hier hat die Sprache allen äusseren Einflüssen Trotz geboten, die Leiber hingegen haben sich durch das fremde Blut umgewandelt. Dagegen haben auf einzelnen grösseren Inseln der Südsee die Papûa's ihre Sprache aufgegeben und jene ihrer cultivirteren Nachbarn, der Malayen, angenommen. Ähnliche Beispiele, wenn auch innerhalb der Rasse, bieten die samojedischen Stämme der Sojoten, Matoren Koibalen und Karagassen dar, welche ihre Sprache aufgegeben und dafür jene ihrer Nachbarn, der Tataren und Burjäten, angenommen haben. Die Phöniker werden als Nachkommen Hams angeführt; alle ihre Einrichtungen, ihr ganzer Volkscharakter beweisen, dass sie mit den Hamiten der Tigris- und Euphrat-Gegenden und mit den Ägyptern verwandt waren. Sprachlich sind sie aber sicher zu den Semiten zu rechnen; dies beweisen ganz deutlich die Überreste ihrer Sprache. Die Nachkommen der Ägypter und die meisten Stämme der Libyer, obwohl physisch zu den Hamiten zählend, gehören nunmehr sprachlich zu den semitischen Arabern.

Gewiss kommen eben so oft Fälle vor, wo sowohl Rassentypus als Sprache untergehen und sich weder in der einen noch in der andern Beziehung irgend welche Spuren nachweisen lassen. So erging es den Bulgaren, wahrscheinlich finnischen und tatarischen Stämmen, welche ganz und gar in dem indogermanischen Stamme der Slaven aufgegangen sind. So erging es den meisten Stämmen, welche während der grossen Völkerwanderung auftauchten und namenlos verschwanden.

Es gibt mehrere Menschenvarietäten, welche nur als Überreste grösserer und weit verbreiteter Rassen gelten können, wie z. B. die Hottentoten-Rasse, die Battak-Rasse u. s. w. Eben so bilden manche Sprachen nur Ruinen grösserer Familien, wie z. B. das Baskische, die Sprachen des Kaukasus, die Hottentotensprache u. s. w. Ohne Zweifel war der Mensch denselben Entwickelungsgesetzen wie die mit ihm zunächst verwandten höheren Organismen unterworfen, wenn

auch seine Geschichte als des jüngsten Productes der Schöpfung nicht eben so weit zurückreicht. Erst die neuere Zeit hat es unternommen, die älteste Geschichte des Menschen aus den unter der Erde vergrabenen Überresten zu enträthseln. Freilich gelingt es damit die eine — materielle Seite seiner Culturentwickelung zu beleuchten; ein Einblick in die geistige Entwickelung, in die Form, in welcher sich diese bewegte, ist uns für immer versagt.

Gewiss sind diese Rassen- und Sprachüberreste Trümmer grösserer Organismen, welche sich aus dem hitzigen Kampfe ums Dasein, welchen seit Ewigkeiten die verschiedenen Wesen der Natur mit einander führen, bis auf unsere Tage herab gerettet haben. Wie viele, welche denselben Kampf zu kämpfen hatten, mögen fast ganz spurlos untergegangen sein! Vielleicht würden sich bei manchen, wenn wir sie näher kennen möchten, Spuren tiefer Einwirkung auf ihre überlebenden Sieger erkennen lassen. Gewiss könnten wir die Entwickelungsgeschichte der letzteren besser begreifen, wenn wir wüssten, unter welchen Umgebungen und Einflüssen sie gelebt haben.

Durch nichts wird die gänzliche Verschiedenheit und Unveränderlichkeit der Rassentypen besser illustrirt als durch den Kampf ums Dasein. Die Natur begnügt sich mit nichts Halbem, sie ruft unerbittlich ihren Geschöpfen ein Entweder-Oder entgegen. Nur der Stärkere ist zum Dasein berechtigt; der Schwächere musss entweder verschwinden oder im Stärkeren untergehen. Dieses Gesetz gilt für alle Organismen vom niedrigsten bis zum höchsten — es kennt keine Ausnahme.

Die Denkmäler einiger Völker des Alterthums, wie der Ägypter, Perser, haben uns Typen mehrerer Rassen überliefert, welche für uns nicht nur vom künstlerischen, sondern auch vom rein wissenschaftlichen Standpunkte höchst bedeutsam sind.

Wir wollen nicht behaupten, dass diese Darstellungen als vollkommene Rassentypen gelten können, denn nach unserem Dafürhalten sind selbst die genauesten Bilder ungenügend und behufs wissenschaftlicher Untersuchungen nicht zureichend, aber gewisse Rassenmerkmale, wie Farbe der Haut, Form des Gesichtes, Art der Behaarung, Farbe der Haare, des Auges und das ungefähre Grössenverhältniss sammt der Muskelentwickelung lassen sich ziemlich sicher davon abstrahiren. — Alle diese Merkmale stimmen aber mit denen der jetzigen Repräsentanten derselben Rassen vollkommen überein. Es hat also die nicht geringe Zeit von vier Jahrtausenden nicht vermocht den Typus dieser Rassen umzugestalten.

Wir begehen gewiss keinen Irrthum, wenn wir dasselbe von den vorhergehenden vier Jahrtausenden annehmen, mithin den Satz aufstellen, dass innerhalb wenigstens acht Jahrtausenden der Rassentypus sich nicht verändert oder dass die Veränderungen derart gering sind, dass sie auf den ersten Blick gar nicht wahrgenommen werden können.

Gewiss tritt unter den Merkmalen der Rassentypen keines stärker und auffallender hervor, als die Hautfarbe. Und ebenso gewiss gibt es kein Merkmal, welches durch die Umgebung, besonders das Klima mehr beeinflusst und umgeändert würde. Trotzdem können wir die verschiedene Farbe der Rassen nicht aus der Einwirkung dieses physikalischen Gesetzes ableiten. Wir finden wohl in Afrika nahe dem Äquator die schwarze Hautfarbe vorherrschend, obwohl sie bei den Völkern der Fulah-Rasse und den Hamiten gar nicht schwarz ist; dagegen sind die Malayen und die hinterindischen Völker, welche dem Äquator ganz nahe wohnen, bedeutend lichter als die Australneger und Papûa's. Die amerikanische Rasse zeigt unter fast allen Breitengraden beinahe dieselbe olivenkupferbraune Hautfarbe.

Ein eben so auffallendes Rassenmerkmal ist die grössere oder geringere Mächtigkeit der Behaarung, besonders der unteren und der Seitentheile des Gesichtes. Niemand wird behaupten, dass dieses Merkmal mit dem Klima in irgend welcher Beziehung stehe. Der Mittelländer (Kaukasier), welcher zum grössten Theil gemässigte Landstriche inne hat, aber auch (in Indien, Arabien, im nördlichen und nordöstlichen Afrika) heisse Gegenden bewohnt, zeichnet sich durch besonders starke Behaarung und Bartwuchs aus; dem Hochasiaten, Amerikaner, Mongolen fehlt der Bart entweder gänzlich oder ist sehr schwach ausgebildet. Während der Neger nur spärlichen Bartwuchs zeigt, ist derselbe beim Australier stark entwickelt vorhanden.

Dies sind nur einige Punkte, welche die Ansicht von einer urprünglichen Verschiedenheit und Unveränderlichkeit der Rassentypen bestätigen. Wie wir weiter unten sehen werden, lassen sich auf dem Gebiete der Culturentwickelung eben so gewichtige Punkte hervorheben, welche zu derselben Überzeugung hinleiten.

Wenn wir von der Betrachtung des Menschen als einzelnes Individuum — als anthropologisches Object — zu einer Betrachtung desselben als Glied einer grösseren Gesellschaft — als ethnographisches Object — übergehen, so fällt uns dieselbe Verschiedenheit und Unveränderlichkeit auf. Doch sind wir hier in der glücklichen Lage, den einzelnen Momenten, welche ihnen zu Grunde liegen, tiefer nachzuspüren, da wir sie in den meisten Fällen an der Hand der Natur und der Geschichte im Einzelnen verfolgen können.

Die äussere Form des Landes, auf welchem der Mensch wohnt, hat grossen Einfluss auf das Ziel und die Entwickelung seiner Bildung. Es ist keineswegs für den Menschen gleichgiltig, ob er einen weitausgedehnten Continent oder eine Insel bewohnt. Auch von der Gestaltung des Landes selbst ist vieles abhängig. Ein von hohen Gebirgen durchzogenes Land wird des Menschen Leben anders gestalten als ein Land, das frei von jedem Gebirge nach allen Seiten sich ausdehnt. Und letzteres wieder nährt ganz andere Bewohner, wenn es von grossen schiffbaren Flüssen durchschnitten ist als wenn es von Flüssen entblösst, verdorrt und vertrocknet daliegt.

Das Klima ist eine Macht, welche den Menschen beherrscht und ihm nicht nur in physischer, sondern auch in moralischer Beziehung seine Richtung vorzeichnet. Das rauhe Klima zwingt den Menschen zu härterer Arbeit und grösserer Anstrengung als das warme. Nicht nur dass Kleidung und Wohnung, deren er im warmen Klima fast gar nicht bedarf, einen grossen Theil seiner Kräfte in Anspruch nehmen, benöthigt er zur Fristung seines Lebens sowohl reichlichere als auch substanziösere Nahrung. Letztere wird im warmen Klima von der üppig sprossenden Natur in allen Formen von selbst dargeboten, während sie im kalten Klima durch harte mühselige Arbeit erkämpft werden muss.

Wir wissen, dass mässige Arbeit den Menschen sittigt und veredelt, während Müssigang denselben moralisch zu Grunde richtet. Daher finden wir in den Tropenländern die Sclaverei und den Servilismus zu Hause, die um den Preis des geliebten Müssigganges alles über sich ergehen lassen, was der Despotismus über sie verhängt. Daher begegnen wir in den Ländern des Nordens dem wilden unbeugsamen Trotz, der, eine Folge harter Arbeit, alles zu bezwingen glaubt. — Wie die Geschichte zeigt, sind allzu grosse Hitze und allzu grosse Kälte in ihren Einwirkungen auf die moralische Cultur des Menschen nicht viel verschieden. Beide lähmen die Energie desselben und unterbrechen seine Arbeit; beide führen in Folge der Unregelmässigkeit und der damit Hand in Hand gehenden Armuth und Unwissenheit zu Lastern — in dem einen Falle zum stillen hinbrütenden Müssiggang, in dem andern Falle zum Trunke.

Einen nicht unwesentlichen Einfluss auf des Menschen Entwickelung nimmt die ihn umgebende Natur, die Flora und Fauna des Landes, welches er bewohnt. Besonders sind es die Nutzpflanzen und Nutzthiere, deren Verbreitung in des Menschen materielle und moralische Cultur tiefer eingreift als andere anscheinend wichtigere Ursachen. So lässt sich die tiefe Stufe, auf welcher der Australier steht, ganz leicht — neben der eigenthümlichen Gestaltung des Landes — aus der äusserst beschränkten Anzahl der Nutzpflanzen und Nutzthiere begreifen, welche ihm von der Natur zur Verfügung gestellt waren. Der Polynesier wäre gewiss weiter fortgeschritten, wenn er einerseits nicht auf so arme Inselchen verschlagen worden wäre, andererseits ihm säebare Nutzpflanzen und grössere, stärkere Nutzthiere zu Gebote gestanden wären. Und gewiss wäre auch der Amerikaner, vorausgesetzt der grössere Theil des von ihm bewohnten Continents wäre günstiger gestaltet, nicht Jäger und Fischer geblieben, wenn ihm von der Natur eine grössere Anzahl von Nutzpflanzen und irgend ein grösseres zähmbares Thier zur Verfügung gestellt worden wären.

Ausser dem nur dem Aussterben zueilenden Australier gibt es wohl kaum eine Menschenrasse, die auf einer so tiefen Stufe materieller und geistiger Entwickelung stünde, dass man sie, falls sie keine Sprache und die darauf basirte gesellschaft-

liche Entwickelung hätte, kaum vom Thiere unterscheiden könnte. Die Bedürfnisse des Australiers sind rein thierischer Natur. Seine Wohnung ist von den Lagerstätten der Thiere, den Nestern der Vögel wenig verschieden. Er baut weder Nutzpflanzen noch sammelt er irgend welche Vorräthe ein. Er jagt und fischt mit den einfachsten und primitivsten Werkzeugen, sobald ihn der Hunger quält; ist dieser befriedigt, so hat die Arbeit auch ihr Ende. Ausser der natürlichen Zuneigung zu den Kindern und, sobald er von Geschlechtslust erregt ist, zum Weibe, welche allen Thieren gemein ist, finden sich bei ihm wenige Elemente irgend eines Familienlebens vor.

Auf einer bedeutend höheren Stufe stehen die Fischer- und Jägervölker Amerika's und Nordasiens. Wenn auch die Bedürfnisse vorwiegend sinnlicher Art sind, so haben sie doch schon einen Zweck — den der Bequemlichkeit. Die Wohnung wird meistens derart aufgebaut, dass sie dem Sturm und Regen Trotz bietet und gegen dieselben hinreichenden Schutz gewährt. Man richtet sie wohnlich ein und verbirgt in derselben seine Geräthschaften. Meistens ist der Sinn nicht nur auf die Nützlichkeit, sondern auch auf die Schönheit gerichtet; die Wohnung wird in verschiedenartiger Weise geziert.

Obschon der Jäger und Fischer in seltenen Fällen — und dies nur nebenbei — sich auf den Anbau von Nutzpflanzen einlassen, so sammeln sie doch meistens Vorräthe verschiedener Art ein. Schon auf dieser Stufe offenbart die Arbeit ihren veredelnden Einfluss. Sie stählt den Menschen und gibt ihm ein gewisses Selbstvertrauen. Sie erhöht seine physische Kraft und Geschicklichkeit und verleiht ihm gegenüber seinen Genossen einen gewissen Adel. Durch das Zusammenwohnen in grösseren Gemeinschaften entwickeln sich die Familienverhältnisse immer mehr und mehr und stellen sich auch bestimmte sittliche und religiöse Begriffe ein.

Auf einer höheren Stufe der Entwickelung stehen die verschiedenen Nomadenvölker. Jägerei und Fischerei sind ein unsicheres Gewerbe. Sie reiben des Menschen Kraft zu viel auf, ohne ihm immer ausgiebige Nahrung zu bringen. Sie machen ihn wild und trotzig; nicht nur das Wild, welches er verfolgt, sondern alle seine Mitmenschen, die unmittelbar den Ertrag seiner Jagd schmälern, sind seine Feinde. Mit wilder Brutalität entringt er der Natur seinen Unterhalt. Anders der Nomade. Dieser hat das Thier eingefangen, durch sanfte Behandlung an sich gewöhnt und gezähmt. Dieses Thier treibt er auf die besten Weiden, und da der Boden, auf welchem er wohnt, diese nicht immer bietet, so zieht er mit demselben umher. Der Umgang mit dem zahmen Thiere macht ihn selbst milder und mitleidsvoller. Dadurch, dass er einerseits seine Kräfte zur Erzielung des Lebensunterhaltes weniger anzustrengen braucht, andererseits der Zukunft mit mehr Sicherheit und Zuversicht entgegensehen kann, vermag er manche andere Bedürfnisse zu befriedigen und sein Leben angenehmer zu gestalten. Wegen des grösseren Ertrages,

welchen die Viehzucht gegenüber der Jagd gewährt, ist es nicht mehr nöthig in abgesonderten kleinen Stämmen über das Land zerstreut zu wohnen. Es können sich grössere Gesellschaften bilden; in Folge dessen entwickeln sich die Familienverhältnisse immer mehr und mehr, die sittlichen und religiösen Ideen werden klarer.

Doch hat das Nomadenthum eine grosse Schattenseite. Es zwingt die Stämme zu immerwährendem Wandern, wodurch viele Zeit, an der wohl dem Nomaden wenig liegt, verloren geht. Nebstdem ist es noch zu sehr auf die Stillung der täglichen Bedürfnisse berechnet und ist nicht im Stande eine grössere Menschenmenge dauernd zu ernähren. Letzteres vermag der Ackerbau allein zu leisten.

Daher steht der Ackerbauer höher als der Nomade. Der Ackerbau allein ist im Stande, eine Cultur, welche über die täglichen Bedürfnisse hinausgeht, zu erzeugen. Der Ackerbau macht dem Wandern Einhalt und bewegt den Menschen, nicht nur seine Hütte fester und wohnlicher aufzubauen, sondern seine ganze Umgebung sich einzurichten. Die Pflege des Bodens erfordert eine gleichmässige Arbeit, die dem Nomaden fremd ist. Trotzdem gewinnt der Ackerbauer, da er des zeitraubenden Wanderns überhoben ist, so viel Zeit, um auch andere Bedürfnisse, welche sich regen, zu befriedigen. Dazu gibt ihm nicht nur der reichliche Ertrag seines Bodens die hinreichenden Mittel, sondern derselbe setzt ihn in den Stand, auch Andere, für gewisse ihm zu leistende Arbeiten und Dienste zu ernähren.

Während der Nomade in weiten von einander liegenden Gemeinschaften zu wohnen gezwungen ist, da er grössere Strecken Weidelandes zur Ernährung seiner Herden benöthigt, können die Ackerbauer ganz nahe zusammenrücken und in grossen Gemeinschaften zusammenwohnen. Es können sich nicht nur Gemeinden, sondern auch Staaten bilden. Allen jenen Bedürfnissen der Kleidung und Nahrung, welche vom Jäger und Nomaden innerhalb der Familie befriedigt werden, widmen sich nun Leute von besonderer Kunstfertigkeit. Es entwickelt sich die Industrie.

Wir sind damit bei den Bedingungen der Cultur angelangt. Nicht auf jedem zur Ausübung des Landbaues tauglichen Flecken Landes kann sich aber eine höhere Cultur entwickeln. Es sind nur einzelne grosse, durch massenhafte Gebirge geschützte und von bedeutenden Strömen durchschnittene Ebenen, oder günstig gelegene Inseln, auf denen sich die Menschen zu grösseren Gesellschaften ansammeln und in wechselseitigem Verkehr mit einander die Elemente der Cultur selbstständig erzeugen können. Und deren sind auf der ganzen bewohnten Erde nicht viele.

Im äussersten Osten ist es China, drei von Gebirgen eingeschlossene und von drei mächtigen Strömen durchschnittene grosse Becken. Diese drei Flüsse sind von Norden nach Süden der Hoang-ho, der Yang-tse-kiang und der Tschu-kiang. Die Gebirge liefern alle Mineralien, deren die Civilisation bedarf, während die Ebenen

eine Fauna und Flora beherbergen, welche alles darbieten, um des Menschen Bedürfnisse zu befriedigen und neue zu wecken. Auf der östlichen Seite, wo das Meer die Grenze bildet, liegen gut gegliederte Meeresküsten, um einen Verkehr zwischen den einzelnen Theilen aufkommen zu lassen.

Dieses Land wird, soweit unsere historische Kunde reicht, von einem Volke bewohnt, welches ohne irgend einen näheren Verkehr mit den Völkern des westlichen Asiens und Indiens aus sich selbst eine eigenthümliche Cultur erzeugte, welche, grundverschieden von jener des Abendlandes, eine eben so grosse, wenn nicht noch grössere Anzahl von Völkern beeinflusst hat. Diese Cultur ist wahrscheinlich älter als die westliche und steht ihr in keiner Beziehung nach; sie kann überhaupt mit dieser vermöge ihres ganz heterogenen Charakters gar nicht verglichen, geschweige denn an ihr gemessen werden.

Als zweiter Culturherd der Menschheit kann die Halbinsel Indien, besonders der nördliche Theil derselben gelten. Auch hier entwickelte sich frühzeitig eine selbstständige Cultur mit eigenthümlicher Richtung. Im Verlaufe der Geschichte wurden die Keime derselben nach Osten und Südosten weiter getragen, wo sie auf den grösseren Inseln des Archipelagus und den Halbinseln Hinterindiens weiter gediehen. Auf den letzteren Punkten traf die indische Cultur mit der chinesischen oft zusammen. Alle diese Keime konnten aber selten tiefere Wurzel schlagen und sich eigenthümlich gestalten, da ihnen manche Hindernisse, welche in der Rassenverschiedenheit ihren tiefsten Grund haben, entgegentraten.

Als dritter selbstständiger Culturherd Asiens kann die grosse von den beiden mächtigen Strömen Euphrat und Tigris durchschnittene Ebene Mesopotamien sammt den im Osten und Westen sich daran schliessenden Gegenden bezeichnet werden. Die Ebene des Euphrat und Tigris war frühzeitig der Sitz der hamitischen Cultur und blieb es auch später als die Semiten sich dieser Gegenden bemächtigten. Dort wurden die ersten grösseren Städte gegründet, dort entwickelten sich die Anfänge einer Kunst, welche später von den Völkern des Westens ihrer Vollendung zugeführt wurde. Gewiss nicht ohne Einfluss dieser Culturstätten entfaltete sich einerseits die erânische, andererseits die vorderasiatische semitische Cultur. In Erân kann man das Fortschreiten der Cultur von Westen nach Osten ganz genau verfolgen. Die Annahme einer alten Cultur, die sich im Osten selbstständig entwickelt hat und nach und nach gegen Westen vorgedrungen sein soll, ist ganz und gar ungegründet und widerspricht allen culturhistorischen Erfahrungen. Gewiss ist die erânische Tradition im vollen Rechte, wenn sie ihren Religionsstifter Zarathustra im Westen geboren sein und von da aus nach Osten wandern lässt.

Auch die Cultur der vorderasiatischen Semiten und semitisirten Hamiten kann den Einfluss, welchen sie von den im Osten gelegenen Tigris- und Euphratländern empfangen, nicht verläugnen. Die Sage der Semiten lässt sie von den Gebirgen

im Norden dieser Ebenen abstammen und in das von den Hamiten besetzte Land einwandern. Alle wesentlichen Cultureinrichtungen der Semiten tragen den hamitischen Typus deutlich an sich.

Als vierter Herd einer selbstständigen Cultur kann das Nilthal Ägyptens gelten. Dieses Land ist für den Culturhistoriker und denkenden Geschichtschreiber besonders desswegen interessant, weil er an ihm die verschiedentlichsten Bedingungen der Cultur besser und umfassender studiren kann als an irgend einem andern Lande der Erde. Die ganze Cultur Ägyptens ist eine Gabe des Nil's. Nur dadurch, dass dieser mächtige Strom seine schlammigen Wogen durch das trockene, am Rande der Wüste gelegene Thal dahinwälzt, war es möglich, dem Boden so viel Ertrag abzugewinnen, dass damit nicht nur die nach den Angaben der Alten fabelhaft zahlreiche Bevölkerung Ägyptens ernährt werden konnte, sondern dass auch durch den Verkauf der Producte nach aussen Mittel zur Befriedigung der verschiedenartigsten Bedürfnisse des Luxus übrig blieben. Die Cultur Ägyptens ist echt-hamitisch, sie kann ihre tiefste Verwandtschaft mit der Cultur Mesopotamiens niemals verläugnen.

Als fünften Culturherd innerhalb der Grenzen der alten Welt betrachten wir die Meeresküsten und Inseln Vorderasiens mit den gegenüber liegenden Halbinseln und Inseln Europa's, nämlich Griechenland und Italien. Hier war der Boden bereits durch hamitische und semitische Einflüsse vorbereitet als die beiden Zweige des reichbegabten indogermanischen Volksstammes, die Hellenen und Italer, von demselben Besitz nahmen. Durch rüstigen Verkehr mit einander und mit der ganzen damals bekannten Welt, brachten sie die Cultur zu einer Blüthe, welche sie vor dem nie erreicht hatte. Diese Cultur unterschied sich von den andern durch einen wesentlichen Punkt: durch die Universalität. Sie war aus den Bedürfnissen zur Vollendung entwickelter Menschlichkeit entsprungen und auf die Befriedigung derselben berechnet. Dadurch war sie im Stande überall dort, wo durch eine nationale Gesittung der Weg geebnet war, Eingang zu finden und sich also über die ganze civilisirte Welt zu verbreiten.

Nachdem die alten Culturen ihre Rolle ausgespielt hatten, und durch Vereinigung westlicher und orientalischer Culturelemente sich eine neue Cultur vorbereitete, brachte die Vorsehung aus ihrer gewaltigen Rüstkammer Centralasien, neues frisches Blut in die damals entnervte und verpestete Menschheit. Es waren wieder zwei Sprossen der indogermanischen Familie, die Germanen und Slaven, denen es vorbehalten blieb, auf Grundlage dessen was andere geleistet, eine neue Cultur zu entwickeln. Der Boden, welchen sie sich dazu auserkoren, war zwar nicht geebnet — er bedurfte harter Mühe und Arbeit — aber keiner scheint von der Natur besser geschaffen als er. Es ist Europa — gegenwärtig die Beherrscherin der gesammten Menschheit.

Gehen wir auf Amerika über, so zeigt sich an mehreren Punkten im Allgemeinen der Boden für den Anbau von Nutzgewächsen nicht ungeeignet, da er hinreichend bewässert wird. Jedoch fehlt hier eine wesentliche Hauptbedingung, nämlich einerseits die passenden Nutzpflanzen, andererseits die zur erfolgreichen Bebauung des Bodens nothwendigen grösseren Nutzthiere. Zudem muss Nordamerika bis gegen Mexico herab aus der Reihe der culturerzeugenden Landstriche desswegen ausgeschieden werden, weil auf ihm das Verhältniss der Wärme zur Bewässerung in einem umgekehrten Verhältnisse steht. Während die östliche Seite ausgedehnte Landstriche besitzt, die von mächtigen Strömen bewässert werden, empfängt sie nicht die zum Gedeihen der Organismen erforderliche Wärme; dagegen ist die westliche Seite, wo die Wärme vorhanden ist, aller grösseren Ströme bar, leidet daher an allzugrosser Dürre.

Auch Südamerika scheint der Entwickelung einer selbstständigen Cultur nicht sehr förderlich. Wohl ist jenes Missverhältniss zwischen Feuchtigkeitsmenge und Wärme, welches in Nordamerika so störend einwirkt, nicht vorhanden. Im Süden vom Äquator ist die östliche Seite des Welttheiles gegen die westliche wärmer und wird auch, gleichwie die nördliche Abtheilung, von grossen Strömen durchschnitten. Zu dieser reichlichen Bewässerung treten noch zahlreiche periodische Regen, in welchen sich die vom Meere aus über das Land hinziehenden und an den hohen Gebirgszügen aufgefangenen Wolkenmassen entladen.

Durch alle diese Umstände wird die Natur zu immerwährender Production angeregt. Es ist ein ewiges Erzeugen neuer Organismen ohne Zweck, blos nach dem ewigen Gesetze der Natur, dem gegenüber zwar jeder Organismus gleiche Berechtigung hat, die aber indirect das Schwache in die Gewalt des Starken liefert. Einer solchen mächtigen Natur gegenüber steht der Mensch ohne irgendwelchen starken Gehilfen aus dem Thierreiche ganz machtlos da. Wie soll er, der Schwache, dessen Organismus für schwere Arbeit unter der tropischen Sonne gar nicht eingerichtet ist, den Boden bebauen ohne das starke muthige Pferd, das ausdauernde Rind, den gewaltigen Büffel?

Es bleiben in Amerika daher nur noch die Länder der Mitte, Mexiko sammt den Gegenden der Landenge und die Länder des westlichen Theiles des südlichen Continentes, vor allen Peru, über. Diese Länder sind die einzigen, welche die Bedingungen zur Entwickelung einer selbstständigen Cultur in sich vereinigen. Mexiko sammt den südlich davon gelegenen Ländern kann seiner Lage nach zwischen zwei grossen Meeren förmlich für eine Halbinsel angesehen werden. Sein tropisches Klima ist einerseits durch die hohe Lage des Landes, andererseits durch die vom Meere herwehenden Winde gemässigt. Feuchtigkeit ist in hinreichender Menge vorhanden.

Diese Gegenden waren auch die einzigen der neuen Welt, welche eine selbstständige Cultur hervorgebracht haben. Wenn wir bedenken, dass diesen Völkern

das Eisen und die stärkeren Nutzthiere abgingen, die Zahl der ihnen zu Gebote stehenden Nutzpflanzen eine geringe war, und sie mit andern Culturvölkern in gar keinem Verkehre standen, so dürfen wir ihre Anlagen nicht gering rechnen, und ihrem Streben und Ringen unsere Anerkennung nicht versagen.

Freilich erreichten sie nicht die Cultur des Abendlandes und eine Cultur mit Menschenopfern macht immerhin einen widerlichen Eindruck; aber in einem Volke, welches einen Kalender zusammen gestellt hat, der den griechischen weit übertrifft, müssen doch nicht ungewöhnliche geistige Kräfte geschlummert haben![1]

Zählen wir die angeführten Punkte zusammen, so gewinnen wir von der ganzen Erde etwa sieben Landstriche, welche die Bedingungen zur selbstständigen Entwickelung einer höheren Cultur in sich vereinigen. Doch wie sich aus naturhistorischen Prämissen erwarten lässt, und wie auch die Geschichte zeigt, führte die Cultur nicht überall zu demselben Ziele.

Im Allgemeinen spricht man schon dort von Cultur, wo der Mensch den rohen Zustand verlassen und sich an ein festes, durch Sitte und Gesetz geregeltes Leben gewöhnt hat. So können alle jene Staaten, in denen die Menschen sich fest niedergelassen und ihre gesellschaftlichen Verhältnisse durch Gesetze geregelt haben, Culturstaaten genannt werden. Doch eine solche Cultur ist mehr eine materielle und kann nur als Vorbedingung der geistigen Cultur gelten.

Dass geistige Cultur entstehe, ist vor Allem andern nothwendig, dass sich Jemand der Pflege derselben widme. In Gesellschaften, wo alles mit Hand anlegen muss, um das tägliche Brot zu verdienen, ist dies von selbst nicht möglich, dagegen wohl in Gesellschaften, wo die Arbeit eines Einzigen nicht nur ihn, sondern auch eine Reihe anderer zu ernähren vermag. Dies ist nach dem, was wir im Vorigen bemerkt haben, nur in Ackerbaustaaten möglich.

Jedenfalls können sich die obigen Zustände nur unter friedlichen Verhältnissen entwickeln. Denn wenn auch in Kriegen kein grösserer, im Gegentheil ein geringerer Theil der Bevölkerung sich dem Ackerbau widmet, so ist doch entweder die grössere Anzahl der rüstigen Bewohner mit dem Kriegführen selbst beschäftigt oder die Gedanken des ganzen Volkes sind auf diesen Punkt so sehr concentrirt, dass an die Pflege der Bildung und anderer damit zusammenhängender Dinge kaum gedacht werden kann.

Durch ungleiche Vertheilung des Grundes unter die verschiedenen Glieder und Familien eines Volkes, schon bei Besetzung des Landes (denn ein auf persönliche Tüchtigkeit begründeter Adel besteht überall), durch Concentrirung in Folge von Erbschaften einerseits und durch Zersplitterung in Folge von Theilungen unter die Nachkommen andererseits, wird in kurzer Zeit eine ungleiche Vertheilung

[1] Vergl. Buckle: History of civilization in England. Vol. I. pag. 84 (4. edition).

des Besitzes unter den verschiedenen Mitgliedern des Volkes hervortreten. Es kommt schliesslich so weit, dass die einen den Grund und Boden in ihren Händen haben, während die anderen factisch nichts besitzen. Den letzteren bleibt nichts übrig als für die ersteren den Boden zu bearbeiten, der auch für diese ohne die Hände ihrer Arbeiter nutzlos bliebe. Dafür empfangen die Arbeiter ihren Lohn, dessen Höhe sich theils nach der Billigkeit der Lebensmittel, theils nach der Concurrenz richtet.

Die Lebensmittel sind um so billiger, je mehr ein Land erzeugt und je weniger der einzelne Mensch zu seiner täglichen Nahrung davon bedarf. Je billiger die Lebensmittel, um so grösser ist auch die Zunahme der Population, daher um so grösser die Concurrenz.

Im tiefsten Grunde hängt daher die Höhe des Arbeitslohnes von der Productivität des Bodens und der Grösse der Consumtion ab. Erstere ist bekanntlich in warmen Klimaten am höchsten, letztere dagegen am geringsten.

Der Ertrag des Bodens zerfällt in zwei Theile. Ein Theil davon — der Arbeitslohn — gehört dem Arbeiter; der andere Theil — der Nutzen — dem Besitzer. Es lässt sich nun leicht denken, dass dort, wo der Boden einen reichen Ertrag liefert und der Arbeitslohn gering ist (in warmen Ländern) der Nutzen ein viel grösserer sein wird als dort, wo der Boden einen mageren Ertrag liefert, und der Arbeitslohn verhältnissmässig hoch ist (in kalten Ländern). Im ersteren Falle sammelt sich schnell Reichthum an, während es im letzteren Falle nur selten zu einer Anhäufung desselben kommt.

Eine natürliche Folge des Reichthums ist der Luxus, eine Folge des Luxus die Erzeugung einer Reihe sowohl materieller als geistiger Bedürfnisse. Doch wird sich der Luxus sammt den ihm entsprungenen Bedürfnissen natürlich auf jene Classe beschränken, welcher die Mittel zur Befriedigung derselben zu Gebote stehen, nämlich auf die besitzende Classe. Diese kann daher auch als gebildete Classe gelten.

Und in der That finden wir die Verhältnisse derart gestaltet, wenn wir die Geschichte darüber zu Rathe ziehen. So war es in Indien und Ägypten, wo eine Classe sich des Besitzthumes und der Bildung erfreute, die andere Classe dagegen unermüdet arbeitete. So scheint es auch in den Ländern zwischen dem Euphrat und Tigris gewesen zu sein. Auch im alten Griechenland und Rom waren die Bildung und die Freiheit nur auf Grundlage der Sclaverei möglich.

Wir sehen daher in den alten Culturstaaten, besonders in jenen, welche im heissen Klima gelegen sind, Reichthum und Bildung als vorherrschenden Besitz einer bestimmten Classe, während der übrige Theil des Volkes zu beständiger Arbeit und Verdummung verurtheilt ist. Mit dem Ansehen des Reichthums steigen auch das Ansehen des Besitzers, die Verachtung der Besitzlosen. Eine Folge davon sind die Überhebung und die despotische Gesinnung des einen, die Demuth und die

sclavische Unterwürfigkeit des andern. In solchen Staaten gibt es nur Herren und Sclaven, Gelehrte und Dummköpfe.

Ein allgemeiner Wohlstand und eine allgemeine Bildung sind nur unter einem Volke von „Herren“ möglich. Dazu ist vor Allem andern ein Boden, der nicht allzu viel producirt und ein Klima, das dem Menschen reichliche und substantiöse Nahrung vorschreibt, erforderlich. Diese Bedingungen erfüllt nur Europa und das Reich der Mitte. Auch Nordamerika, mit europäischen Colonisten bevölkert und mit den Nutzpflanzen und Nutzthieren der alten Welt versehen, kann Europa und China an die Seite gestellt werden.

Dies sind die einfachen Gesetze, welche die Natur dem Menschen dictirt. Oft mag sie freilich der kurzsichtige Mensch anderswo suchen und manchmal sogar durch seine Bemühungen umzustossen glauben. Es gelingt ihm wohl zeitweilig die Natur zu bezwingen, aber diese zerbricht endlich die Fesseln und wirft den verwegenen Frevler zu Boden.

Indem wir endlich zu einer umfassenden Betrachtung des Menschengeschlechtes übergehen und diese nach den im Vorhergehenden entwickelten Gesichtspunkten behandeln, werden wir vor Allem eine allgemeine Übersicht derselben vorausschicken, bei welcher wir die doppelte Seite des Menschen, seine physische und geistige, aus den Augen nicht verlieren dürfen.

Wie es bei jeder wissenschaftlichen Behandlung üblich ist, das Zusammengesetzte aus dem Einfachen zu erklären und dann bei der Classification das letztere dem ersteren vorauszuschicken, damit eine wissenschaftliche Behandlung des Gegenstandes auch zu einer Geschichte desselben werde — so werden auch wir bei der Classification des Menschen nach den verschiedenen Varietäten desselben eine solche Anordnung treffen, dass die fortschreitende Entwickelung des Menschengeschlechtes in seinen verschiedenen Typen ersichtlich werde. Die einzelnen Typen sind ebenso viele Entwickelungsmomente in der Geschichte der Menschheit.

Dadurch wird die Ethnographie zu einer Geschichte der menschlichen Cultur, zu einer Geschichte der Menschheit überhaupt.

Wir geben im Folgenden unsere Eintheilung der Menschheit nach den Rassen und den durch Sprachen geschiedenen Völkern, wobei wir jedoch, zur Vermeidung von Missverständnissen, einige Bemerkungen nicht unterdrücken können.

Wenn wir einzelne Naturvölker in unserer Classification über Völker stellen, welche einen gewissen Culturgrad erreicht haben, so darf man nicht glauben, dass wir in diesen einzelnen Fällen einen wirklichen Gradunterschied gelten liessen, sondern wir gehen dabei von dem höchsten Grade der Entwickelung aus, den eine Rasse oder ein Sprachstamm überhaupt erreicht haben. Und gewiss müssen wir die Anlagen einer Rasse, welche einen Perser und Griechen erzeugte, ungleich höher stellen, als die Anlagen jener, welcher der Mongole oder Chinese ent-

stammen. Die indogermanische Ursprache, auf welche das Litauische eben so gut wie die Sprache des Avesta und die Sprache der griechischen Redner und Philosophen zurückgehen, zeigte gewiss schon in ihren ersten Anlagen eine höhere Ausbildung und Bestimmung als die Sprache der welterschütternden Mongolenhorden oder die Sprache der grossen chinesischen Volkslehrer.

Rasse.	Sprache.		
I. Australier.	**Australische Sprachen.**	**I. Nördliche Abtheilung.**	(Wenig bekannt).
		II. Südliche Abtheilung.	*a)* westliche Gruppe. Sprache am Swan River und King Georg's Sound. *b)* mittlere Gruppe. Parnkalla-Sp. Sprache am Murray River und an der Encounter Bay. *c)* östliche Gruppe. Sprache am Lake Macquarie, an der Moreton Bay, Kamilaroi, Wirataroi, Wailwun, Kokai, Pikumpul, Paiampa, Kingki, Turrupul, Tippil.
		III. Sprachen von Tasmanien.	(Wenig bekannt.)
II. Papûa's.	**Papûa-Sprachen.**	Sprachen Neu-Guinea's, des Inneren von Neu-Britannien, Neu-Irland, der Nikobaren, und der Aboriginer der Sunda-Inseln und der Philippinen. (Wenig bekannt.)	
III. Malayen. IV. Battak's.	**Malayo-polynesische Sprachen.**	**I. Melanesische Sprachen.**	Sprache der Viti-Inseln, von Annatom, Erromango, Tana, Mallikolo, Mare, Lifu, Baladea, Bauro, Guadalcanar etc.
		II. Polynesische Sprachen.	Samoa-Sprache, Tonga, Maori, Tahitisch, Rarotonga, Sprache der Marquesas-Inseln, Hawaiisch.
		III. Malayische Sprachen.	*a)* Tagala-Gruppe. 1. Sprachen der Philippinen (Tagala, Bisaya, Pampanga, Ilocana, Bicol etc.); 2. Sprache der Marianen; 3. Malagasi; 4. Sprache von Formosa. *b)* Malayo-javanische Gruppe. Malayisch (mit mehreren Dialekten), Javanisch, Sundaisch, Maduresisch, Balinesisch, Bugis, Makasarisch, Alfurisch, Battak, Dayak.

Rasse.	Sprache.		
V. Afrikanische Neger.	I. Teda (Tibu). II. Maba. II. Bornu (Kanuri) mit Verwandten. IV. Bagrimma. V. Hausa (Logone, Wandala?). VI. Wolof. VII. Mande-Sprachen (Vei, Susu, Mandingo, Bambara). VIII. Nil-Sprachen (Bari, Dinka, Schilluk, Nuer). IX. Mena-Sprachen (Bassa, Grebo, Kru). X. Niger-Sprachen (Efik, Ibo, Nupe). XI. Sprachen von Sierra Leone (Bullom, Scherbro, Timne). XII. Sprachen der Goldküste (Odschi, Ewe, Akra, Yoruba).		
VI. Mittelafrikaner.	**I. Fulah-Sprachen.**	Futah-Toro, Futah-Dschallon, Massina, Borgu, Sakatu.	
	II. Nuba-Sprachen.	Nubi, Dongolawi, Tumale, Koldagi, Kondschara.	
VII. Hottentoten.	**Hottentoten-Sprache.**	Nama, Kora, Cap-Dialekt, Sprache der Bosjesman's.	
VIII. Kaffern.	**Bantu-Sprachen.**	**I. Östliche Gruppe.**	*a)* Kafir-Sprachen. Kafir, Zulu. *b)* Zambesi-Sprachen. Sprache der Barotse, Bayeye, Maschona. *c)* Sprachen von Zanzibar. Kisuaheli, Kinika, Kikamba, Kihiau.
		II. Mittlere Gruppe.	*a)* Setschuana (Sesuto, Serolong, Sehlapi). *b)* Tekeza (Sprache der Mancolosi, Matonga, Mahloenga).
		III. Westliche Gruppe.	*a)* Bunda, Herero, Londa. *b)* Congo, Mpongwe, Dikele, Isubu, Fernando Po.
IX. Amerikaner.	**I. Sprachen Nord-Amerika's.**	I. Kenai-Sprachen. II. Athapaskische Sprachen. III. Algonkin-Sprachen (Cree, Ottawa, Ojibway, Pottowattomie, Mikmak, Mohegan etc.) IV. Irokesisch. (Onondago, Seneca, Oneida, Cayuga, Tuscarora). V. Dacotah. VI. Appalachische Spr. Natchez, Muscogee, Chocktaw, Cherokee. VII. Arrapahoe-Sprachen. 1. Sprachen nördlich vom Oregon; 2. Sprachen südlich vom Oregon; 3. Sprachen von Californien.	

Rasse.	Sprache.	
IX. Amerikaner.	**II. Sprachen Mittel-Amerika's.**	I. Aztekisch. II. Toltekisch. III. Mixtekisch. IV. Zapotekisch. V. Tarasca. VI. Otomi. VII. Maya, Poconchi. VIII. Mosquita. IX. Quiche.
	III. Sprachen Süd-Amerika's.	I. Guarani (Caraibisch mit seinen Dialekten). II. Tupi mit seinen Dialekten. III. Kiriri. IV. Kechua, Aimara. V. Puelche. VI. Tehuel (Patagonien).
X. Nord-Asiaten.	I. Yukagirisch. II. Koryakisch, Tschuktschisch. III. Sprache von Kamtschatka, Sprache der Kurilier (Aino). IV. Sprache der Jenissei-Ostjaken und Kotten. V. Sprache der Eskimo in Nordamerika.	
XI. Süd-Asiaten.	**I. Drâviḍa-Sprachen.** **II. Singhalesisch** (Elu).	Tamil, Telugu, Tulu, Kanaresisch, Malayalam, Sprache der Toda's, Gonda's etc.
XII. Mittel- oder Hoch-Asiaten.	**I. Ural-altaische Sprachen.**	*a)* Samojedisch (Yurakisch, Tawgy, Ostjak-Samojedisch, Yenisseisch, Kamassinisch). *b)* Finnisch. 1. Suomi, Lappländisch; 2. Ostjakisch, Wogulisch, Magyarisch; 3. Sirjänisch, Wotjakisch; 4. Tscheremissisch, Mordwinisch. *c)* Tatarisch. 1. Jakutisch; 2. Türkisch, Tschuwaschisch; 3. Nogaisch, Kumükisch; 4. Tschagataisch, Uigurisch, Turkmenisch; 5. Kirgisisch. *d)* Mongolisch. 1. östliche Sprache; 2. westliche Sprache (Kalmükisch); 3. nördliche Sprache (Burjätisch). *e)* Tungusisch. 1. Mandschu; 2. Lamutisch; 3. Tschapogirisch.
	II. Japanesisch.	
	III. Koreanisch.	

Rasse.	Sprache.	
XII. Mittel- oder Hochasiaten.	**IV. Einsylbige Sprachen.**	*a)* Tübetisch. Himalaya-Sprachen. *b)* Barmanisch, Rakhaing. Lohita-Sprachen. *c)* Siamesisch (Thai), Schyan, Khamti, Talaing, Karen, Khassia. *d)* Annamitisch. *e)* Sprache der Sifan, Miaotse und anderer Stämme. *f)* Chinesisch. 1. Kwan-hoa (Dialekt von Peking und Nanking); 2. Fukian; 3. Kwan-tung (Punti, Hakka),
XIII. Kaukasier (Mittelländische Rasse.)	**I. Baskisch.**	
	II. Kaukasische Sprachen.	*a)* Georgisch, Lazisch, Mingrelisch, Suanisch. *b)* Lesghisch, Awarisch. Kasi-Kumükisch. *c)* Kistisch (Tusch). *d)* Tscherkessisch, Abchasisch.
	III. Hamitische Sprachen.	*a)* Libysche Gruppe (Ta-Mascheq). *b)* Äthiopische Gruppe (Bedscha, Somali, Dankali, Galla). *c)* Ägyptische Gruppe (Alt- und Neu-Ägyptisch oder Koptisch).
	IV. Semitische Sprachen.	*a)* Nördliche Gruppe: Chaldäisch, Syrisch, Hebräisch, Samaritanisch, Phönikisch. *b)* Südliche Gruppe: Äthiopisch mit Tigre und Amharna, Himjarisch, Arabisch (mit seinen Dialekten).
	V. Indogermanische Sprachen.	*a)* Indische Gruppe: Altindisch, Pali, Prakrit, die neu-indischen Sprachen (Bangali, Assami, Orija, Nipali, Kaschmiri, Sindhi, Pandschabi, Hindustani, Gudscharati, Marathi). *b)* Eranische Gruppe: 1. Altpersisch, Pehlewi, Parsi, Neupersisch (mit seinen Dialekten), Kurdisch, Balutschi; 2. Zend, Avghanisch; 3. Armenisch; 4. Ossetisch. *c)* Keltische Gruppe: Welsch, Gaelisch. *d)* Italische Gruppe: Umbrisch, Oskisch, Lateinisch, mit den romanischen Sprachen: Italienisch, Spanisch, Portugiesisch, Provençalisch, Französisch, Rhäto-Romanisch, Walachisch. *e)* Thrako-illyrische Gruppe. Albanesisch. *f)* Griechische Gruppe: Altgriechisch (Aeolisch, Dorisch, Jonisch, die *κοινὴ διάλεκτος*), Neugriechisch. *g)* Letto-Slavische Gruppe: 1. Slavische Sprachen. Altslavisch, Bulgarisch, Serbisch, Slovenisch, Russisch, Böhmisch, Polnisch; 2. Altpreussisch, Litauisch, Lettisch. *h)* Germanische Gruppe: 1. Scandinavische Sprachen. Altnordisch, Schwedisch, Norwegisch, Dänisch; 2. Germanische Sprachen. Gothisch, Hochdeutsch (Alt-, Mittel-, Neu-), Niederdeutsch, (Alt-, Mittel-, Neu-) Angelsächsich, Friesisch, Niederländisch.

Werfen wir einen Blick auf die von uns in Rassen und Völker getheilte Menschheit, so können wir einen successiven Fortschritt in der Entwickelungsgeschichte derselben nicht verkennen.

Auf der untersten Stufe sehen wir den Australier, ein Wesen, welches fast ans Thier streift, ein Wesen ohne alle andere als rein thierische Bedürfnisse. Der Australier lebt gleich dem Thiere meistens von der zufällig gefundenen Nahrung; er hat eine sehr mangelhafte Wohnung. Sein Gemüth ist stumpf, nur die Befriedigung thierischer Triebe, wie Hunger, Durst, Geschlechtslust, vermögen es einigermassen zu erregen. Von bestimmten religiösen Ideen, von der Verehrung bestimmter Gottheiten sind geringe Spuren vorhanden.

Höher steht bereits der Papûa. Er sammelt Nahrung ein, züchtet einige Thiere und bebaut das Land, wenn auch alles mangelhaft. Seine Hütten sind meistens am Ufer aufgebaut und ganz den in Mitteleuropa an den Seen gefundenen Pfahlbauten ähnlich. Sein Gemüth ist heiter; er findet auch an andern Dingen als der Befriedigung thierischer Triebe seinen Gefallen. Sein Aberglaube hat eine bestimmtere Form; er schnitzt sich Götzen aus Holz und baut ihnen Tempel.

Einen höheren Fortschritt zeigt der Malayo-Polynesier. Neben den auf Befriedigung sinnlicher Bedürfnisse abzielenden Einrichtungen, finden sich bereits einige Culturelemente vor. Wir finden ein Familienleben entwickelt. Die einzelnen Stämme werden von Häuptlingen regiert. Es lassen sich durch Sitte und Gewohnheit geheiligte Gesetze nachweisen. Man baut Schiffe, mit denen man sich ins Meer hinauswagt. Die religiösen Ideen sind bestimmt ausgeprägt und nehmen bereits die Form der Sage an. Freude und Leid äussern sich in Gesängen, welche im Gedächtnisse aufbewahrt werden. Der Einfluss des Häuptlings gründet sich nicht nur auf die rohe Gewalt und Stärke, sondern theilweise auch auf die Kraft und Kunst der Rede.

Noch höher steht der Neger. Seine Wohnungen sind massiver und kunstvoller; der Landbau wird ungleich besser betrieben. Ein bemerkbarer Fortschritt zeigt sich besonders in der Industrie und im Handel. Der Neger baut grössere Städte und lebt in organisirten Staaten. Er strömt nicht nur die augenblicklichen Stimmungen seines Gemüthes in Liedern aus, sondern gibt sich auch der Reflexion hin, welche sich in Sprichwörtern und Räthseln äussert.

Der Amerikaner ist im Allgemeinen Jäger und Fischer und steht in dieser Hinsicht hinter dem Neger und theilweise auch hinter dem Malayo-Polynesier zurück. Bedenkt man jedoch, dass er dies nur in Folge der Gestaltung und Lage seines Landes und der beschränkten Hilfsmittel wurde, und dass dort, wo günstigere Bedingungen vorhanden waren, auch eine nicht unbedeutende Cultur sich entwickelte, so kann man nicht umhin, den Amerikaner in Betreff der letzteren (wir erinnern an Mexiko und Peru) über den Neger zu stellen. Denn die Bauten und

Bildwerke der beiden Culturstaaten Amerika's übertreffen Alles, was der Neger in dieser Richtung geleistet hat, und die verschiedenen Mittel zur Befriedigung von Bedürfnissen, wie sie nur in Culturstaaten vorkommen, sind so umfassend, dass manche zur Erklärung derselben fremde Einflüsse annehmen zu müssen glaubten.

Höher als der Amerikaner steht der Hochasiate. Obgleich die meisten Völker dieser Rasse Nomaden sind, die nur als Welterschütterer einen Namen sich gemacht haben, so ist wiederum besonders zweien der hiehergehörenden Staaten Japan und China ein bleibender Name in der Culturgeschichte zu Theil geworden. Diese beiden haben in gewisser Beziehung das Höchste erreicht; die materielle Cultur derselben steht der abendländischen in nichts nach.

Den höchsten Grad ihrer idealen Entwickelung erreicht die Menschheit in der mittelländischen Rasse. In der ersten Zeit ihres geschichtlichen Auftretens (der Herrschaft der hamitischen Völker) steht sie nicht höher als China. Erst mit dem Erscheinen der Semiten und Indogermanen bricht sich eine freie ideale Cultur Bahn, die nach und nach siegreich alle Schranken, welche Zeit und Raum ihr gesetzt zu haben scheinen, durchbricht und alles ihren Einflüssen unterwirft. Durch sie ist es möglich, dass der Mensch zu dem werde, als was ihn die Sage der Semiten darstellt, nämlich einem Ebenbilde Gottes.

Dies war der Mensch anfangs gewiss nicht, eben so wenig als es der Australier ist. Jahrtausende mussten an ihm vorübergehen, ehe er es zu den einfachsten Lebenseinrichtungen brachte, weitere Jahrtausende, ehe er die einfachsten sittlichen Ideen zu fassen begann. Erst die Cultur hat die wilden Züge des Menschen vergeistigt und ihn Gott gleich gemacht. Diese Cultur ist aber ein Product tausend- und abermals tausendjähriger harter Arbeit, nicht eine Gabe von oben, wie ein Dichter schön bemerkt:[1]

τῆς δ' ἀρετῆς ἱδρῶτα θεοὶ προπάροιθεν ἔθηκαν
ἀθάνατοι.

„Vor die Tugend setzten den Schweiss die unsterblichen Götter."

[1] Hesiod. E. κ. η. vers. 289.

Vertheilung der Rassen nach der Zahl ihrer Individuen.

Die von uns aufgestellten Rassentypen stellen sich nach Anzahl der in sie fallenden Individuen ungefähr folgendermassen dar:

I.	**Australier**	**80.000**
II.	**Papûa's**	**1½ bis 2 Millionen.**
III.	**Malayen und IV. Battak's**	**28 bis 29 „**
	davon: Melanesier	200.000
	Polynesier	400.000
	Malayen	27½ bis 28 Millionen.
V.	**Afrikanische Neger**	**128 bis 130 Millionen**
VI.	**Mittel-Afrikaner**	**9 bis 10 „**
	davon: Fulah's	8 Millionen.
	Nuba's	1½ „
VII.	**Hottentoten**	**50.000**
VIII.	**Kaffern**	**18 Millionen.**
IX.	**Amerikaner**	**12 „**
X.	**Nord-Asiaten**	**40.000**
XI.	**Süd-Asiaten**	**34 Millionen.**
XII.	**Hoch-Asiaten**	**550 „**
	davon: Ural-Altaier	35½ „
	Samojeden	60.000
	Finnen	7 Millionen.
	Tataren	20 „
	Mongolen	4 „
	Mandschu's	3 „
	Japanesen	35 „
	Koreaner	9 „
	Völker mit einsilbigen Sprachen	470 „
	Tübeter	4 „
	Barmanen	4 „
	Himalaya- und Lohita-Völker	1 „
	Siamesen	5 „
	Annamiten	12 „
	Aboriginer Hinterindiens und China's	4 „
	Chinesen	440 „

XIII.	**Mittelländische Rasse**	**546—547 Millionen.**
	davon: Basken	700.000
	Kaukasier	1½ — 2 Millionen.
	Hamiten	20 „
	Semiten	15 „
	Indogermanen	509 „
	Inder	150 „
	Eranier	18 „
	Kelten	5 „
	Griechen	2½ „
	Thrako-Illyrer	1½ „
	Romanen	130 „
	Slaven	82 „
	Germanen	120 „
	Dazu Mischlinge der verschiedenen Rassen, namentlich der Neger, Amerikaner und der mittelländischen Rasse	**10 Millionen.**

Dies ergibt ungefähr 1342 Millionen als Gesammtbevölkerung der Erde, eine Zahl, welche von der durch Behm gefundenen (Geographisches Jahrbuch I. S. 129) nur um 8 Millionen abweicht.

Nach der Grösse geordnet stellt sich das Verhältniss der einzelnen Rassentypen folgendermassen dar:

I.	Hochasiaten	mit 550 Millionen.
II.	Mittelländische Rasse	„ 547 „
III.	Afrikanische Neger	„ 130 „
IV.	Süd-Asiaten	„ 34 „
V.	Malayen	„ 28—29 „
VI.	Kaffern	„ 18 „
VII.	Amerikaner	„ 12 „
VIII.	Mittelafrikaner	„ 9—10 „
IX.	Papûa's	„ 1½—2 „
X.	Australier	„ 80.000
XI.	Hottentoten	„ 50.000
XII.	Nordasiaten	„ 40.000

Erklärung der Tafeln.

Tafel I. Idole von den Viti-Inseln.

„ II. Hüttenmodelle aus Java.

1. Wachhütte eines Polizeipostens. 2. Brücke aus Bambus. 3. Wächterhaus auf den Reisfeldern. 4. und 5. Wohnhäuser. 6. Dorf-Moschee.

„ III. Javanische Waffenstücke.

„ IV. Javanisches Dorf.

„ V. Statuen aus dem Tempel von Borobudor auf Java.

„ VI. Basrelief aus dem Tempel von Borobudor auf Java.

„ VII. „ „ „ „ „ „ „ „

„ VIII. „ „ „ „ „ „ „ „

„ IX. Kopf der Statue eines Buddha-Priesters von der neunstöckigen Pagode in Kwan-tung, welche bei der Belagerung durch die Engländer im Jahre 1857 zerstört wurde.

„ X. Vischnu-Idol, aus Holz geschnitzt, in Mahamalaipuram, von einem Hindu gekauft.

I. Australier.

Bei keiner Rasse zeigt sich die Abhängigkeit der Entwickelung und Cultur des Menschen von dem Boden, welchen er bewohnt, und seiner Umgebung auffallender als bei dem Urbewohner Australiens. Wenn wir auch, um vieles im Leben dieses eigenthümlichen Menschentypus genügend zu erklären, bei der Unvollständigkeit des Materials und der daraus entspringenden Lückenhaftigkeit der Forschung, zur Ansicht von einer minderen Begabung der Rasse gezwungen werden, so können wir doch nicht umhin, der eigenthümlichen Lage und Gestaltung seiner Wohnstätte und den beschränkten Hilfsmitteln, welche sich dem Menschen zu seiner Existenz darboten, einen tiefgehenden Einfluss auf sein Leben und seine Entwickelung zuzuschreiben. Es erscheint daher nothwendig, bevor wir uns zur Betrachtung des Australiers selbst wenden, eine kurze Schilderung des Landes so wie seiner Fauna und Flora vorauszuschicken.

1. Land und Klima.

Australien oder Neuholland liegt in jenem unermesslichen Ocean, welcher sich zwischen Südafrika und Südamerika ausbreitet. — Im Norden Australiens erhebt sich, durch die Torresstrasse davon getrennt, Neu-Guinea, und weiter westlich liegen die herrlichen Sunda-Inseln.

Der Flächeninhalt Australiens beträgt ungefähr 150.000 Quadratmeilen; diese imposante Insel ist daher nur um 30.000 Quadratmeilen kleiner als Europa. Sie liegt ganz auf der südlichen Seite des Äquators, daher die einzelnen Jahreszeiten derselben unseren europäischen entgegengesetzt sind. Die längste Erstreckung von Norden nach Süden beträgt über 425, von Osten nach Westen über 520 geographische Meilen.

Der Lage und dem Klima nach entspricht Australien auf der nördlichen von uns bewohnten Seite der Erdkugel etwa jenem Theile, welcher von den Sudân-Ländern und der Saharâ, von Nordafrika und dem südlichen Europa bis gegen Lissabon und Corfù eingenommen wird.

Die Gestaltung des Landes ist eine ganz eigenthümliche. Der australische Continent bildet ein beinahe quadratförmiges Massenland, das von keiner tiefer eindringenden Bucht eingeschnitten wird, und daher wenig gegliedert ist. Das Innere des Continents ist überall sehr weit von der Küste entfernt. An grösseren schiffbaren Flüssen ist Australien sehr arm. Obgleich längs der Küstenränder einzelne Gebirgsterrassen hinlaufen, welche als Hügelland oft weit ins

Innere sich erstrecken, so erscheint doch die Zahl jener Ströme, welche denselben entspringen, auffallend gering; die meisten derselben werden von den niederfallenden Regengüssen gespeist und liegen, wenn letztere ausgeblieben, vollkommen trocken.

Nach der Aussage mehrerer Reisenden, besonders des Capitän Sturt, ist das Innere von Australien eine traurige, schreckliche Wüste, ohne Vegetation und animalisches Leben. Es bieten daher nur die Küstenstriche, und davon nur die östlichen und südlichen. (von 150.000 Quadratmeilen etwa 25.000 oder der sechste Theil des Ganzen) bebaubares Land. Das bewohnbare Australien scheint somit kaum so gross zu sein wie Deutschland, Österreich und Frankreich zusammengenommen.

Das Klima Australiens ist im Allgemeinen ein günstiges zu nennen. Die Sommer sind weniger heiss und die Winter weniger kalt als es unter den entsprechenden Isothermlinien der nördlichen Erdhälfte der Fall ist. — Die Regenmenge ist bedeutend, fast eben so gross wie in England; der Regen aber auf eine geringere Zahl von Tagen vertheilt. Es wechseln oft Tage der grössten Dürre mit Tagen vollkommener Überschwemmung. Während manchmal im Sommer das Land vor Mangel an Regen austrocknet und verdorrt, wird es zuweilen im Winter von einer förmlichen Sintfluth heimgesucht.

2. Fauna und Flora.

Australien besitzt kein einziges Thier, welches gezähmt und unseren Hausthieren an die Seite gestellt werden könnte; die Natur selbst hat hier alle Bedingungen für Viehzucht und Landbau abgeschnitten. Das einzige Thier, welches man als Hausthier bezeichnen kann, ist der australische Hund, einer verkommenen Rasse entspringend, die sich in Aussehen und Manieren dem Fuchs nähert und ursprünglich gar nicht einheimisch zu sein scheint. Muthmasslich kam der Hund von der Nordküste und verdankt seine Einführung den Malayen, welche wegen Gewinnung des Trepang diesen Theil seit langer Zeit zu besuchen pflegen.

Die meisten Säugethiere Australiens gehören der Ordnung *Marsupialia* an. Es sind dies die Känguru's und Opossums. — Die Jagd auf dieselben bildet den vorzüglichsten Lebensunterhalt des Australiers. Dazu kommt das Wombat, ein pflanzenfressendes Thier, das gleich unserem Dachs in Erdhöhlen wohnt, der Dingo, oder wilde Hund, und einige Katzenarten. Eine Eigenthümlichkeit Australiens ist das sogenannte Schnabelthier *(Ornithorhynchus paradoxus* oder *Platypus anatinus)*, welches sich an Flussufern aufhält.

Die Meeresufer und Flüsse sind ziemlich reich an Fischen, Schildkröten und verschiedenartigen Amphibien. Von den Eidechsen werden mehrere Arten von den Eingebornen gerne gegessen.

An Vögeln ist Australien nicht arm. Wir erwähnen den prächtigen weissen Adler und schwarzen Schwan, so wie die herrlichen Paradiesvögel. — Der Emu, ein straussartiger Vogel, der oft bis zu sechs Fuss Höhe erreicht, wird von den Eingebornen besonders wegen seines Fettes gejagt.

Eben so arm wie an Nutzthieren ist Australien auch an Nutzpflanzen. Es findet sich kein Gewächs, welches einer unserer Getreidearten oder dem Mais Amerika's an die Seite gestellt werden könnte. Dagegen ist es an grösseren Pflanzen, besonders an Baumarten sehr reich. Dahin gehört der prächtige Gummibaum *(Eucalyptus)*, der oft eine Höhe von 125 Fuss erreicht, dahin gehören die schönen *Melaleuca*, deren es hier gegen 30 Species gibt, so wie die Australien eigenthümlichen Casuarinen und Banksien.

Typus des Australiers.

Die physische Höhe und Muskelentwickelung des Australiers ist wesentlich von der Nahrung, welche ihm zu Gebote steht, abhängig. Man trifft daher an der Meeresküste und an den Flüssen, wo die Quellen der Ernährung reichlicher vorhanden sind, grössere und kräftigere Individuen als in den trockenen sandigen Gegenden des Innern. — Im Allgemeinen aber erreicht der Australier nicht die Mittelgrösse des Weissen und bleibt in Betreff der Muskelentwickelung weit hinter ihm zurück. Die Glieder sind dünn und beispiellos mager, dagegen der Bauch in Folge der schlechten und nicht gut vertheilten Kost von grossem Umfange. Der Knochenbau ist äusserst fein und — man könnte sagen — zierlich; auffallend ist aber gleichwie bei anderen dunklen Rassen, der Mangel an Waden, von denen sich auch nicht eine Spur findet. Die Schädelbildung ist bei den Männern etwas schöner als bei den Weibern; im Ganzen ist sie schmal und länglich. Die Wangenbeine sind hoch; der untere Theil der Stirne um die Brauen sehr hervorragend, dagegen der obere Theil stark zurücktretend. Die Nase ist an der Wurzel schmal — wodurch die Augen zusammengedrückt erscheinen, — gegen unten zu wird sie breit und eingedrückt. Die Ohren sind ein wenig nach vorne gebogen, der Mund gross und unförmlich; die Zähne dagegen schön und weiss: Die oberen Zähne decken meistens die unteren, dasselbe ist auch mit der Oberlippe gegenüber der Unterlippe der Fall. Das Kieferbein ist zusammengedrückt, das Kinn klein und zurücktretend. Die Haut ist meistens kaffeebraun, seltener schwarz. Das Haar ist reichlich entwickelt, nicht nur auf dem Haupte, sondern am ganzen Körper. Bei den Männern findet sich auf dem unteren und den beiden Seitentheilen des Gesichtes ein üppiger Bartwuchs. Das Haar ist von pechschwarzer Farbe und etwas gekräuselt, ohne jedoch wollig zu werden. Es breitet sich vom Kopf nach allen Richtungen strahlenförmig etwa sieben Zoll weit aus, wodurch dieser bedeutend grösser erscheint. Die Augen sind tiefliegend, klein und von schwarzer Färbung, das Weisse derselben hat meistens einen gelblichen Anflug. Über die Augen hängen dicke, schwarze Augenbrauen herunter. Die Ausdünstung der Haut ist von eigenthümlichem, widerlichem Geruche und wird für civilisirte Nasen noch unerträglicher durch das Einreiben des Körpers mit dem Fette verschiedener grösserer Fische. Die mittlere Lebensdauer beträgt etwa 50 Jahre. Dieser Typus gilt insbesondere von den Bewohnern der südlichen Küsten, wo die Aboriginer Australiens bis auf die Ankunft der Europäer von jeder Berührung mit Fremden freigeblieben sind. Im Norden und Westen des Continents sollen sich Typen finden, welche in mancher Beziehung von dem eben geschilderten abweichen. — Höchst wahrscheinlich ist dies dem malayischen Einflusse, welcher dort frühzeitig sich geltend machte, zuzuschreiben.

Kleidung, Wohnung, Nahrung, Geräthe, Waffen.

In den meisten Gegenden leben die Bewohner im Zustande vollkommener Nacktheit, nur bei rauherem Klima (im Süden des Continents) oder während der kühleren Jahreszeit hüllt man sich in Überwürfe, welche aus dem Felle des Känguru gemacht werden. Bemerkenswerth ist der Mangel an allem Schamgefühl, der sich in der Zurichtung des Kleides kundgibt. — Während man den oberen, besonders rückwärtigen Theil des Körpers zu bedecken sucht, lässt man die Schamtheile völlig unbedeckt. Eine besondere Pflege widmet man der Verzierung des Kopfes; das Haar wird meistens mit Zähnen, Fischbeinen, Vogelfedern oder dem Schwanze

irgend eines Thieres (gewöhnlich des Dingo) aufgeputzt. Andere Stämme theilen das Haar in kleine Locken, die mit dem Safte des Gummibaumes bestrichen werden; wieder andere formen es zu einem Kegel, der ringsum mit einem Band aus Gras zusammengehalten wird.

Alle australischen Stämme kennen die Sitte des Aufritzens und Bemalens der Haut. Ersteres besteht darin, dass man die Haut der Brust, des Oberarmes, der Schultern, und in manchen Fällen auch der Lenden mittelst scharfer Muscheln ritzt und dann die Wunden so lange offen hält, bis sie wulstförmig vernarben. Die Männer sind in der Regel mit mehr Streifen ausgestattet als die Frauen, welche sich mit einigen Strichen oberhalb der Brust oder auf dem Rücken begnügen. Die Procedur ist mit vielen Schmerzen verbunden, und es ist selten Jemand im Stande sie auf einmal zu ertragen. Man bringt daher nur einige Ritze an und geht erst nach einiger Zeit, nachdem dieselben etwas vernarbt sind, zu den folgenden über. Zum Bemalen der Haut bedient man sich entweder einiger Erdarten, wie Ocher, Kalkerde oder der Kohle. Dieselben werden gewöhnlich mit Fett vermengt. Meistens gilt das Bemalen bestimmten festlichen Gelegenheiten, wie dem eigenthümlichen, nächtlichen Tanz der Australier, „Korropori" genannt. In vielen Fällen scheint dagegen sowohl das Bemalen als das Ritzen einfaches Verzierungs- und Unterscheidungszeichen der verschiedenen Stämme zu sein und gleichwie das Tätowiren bei den Malayo-Polynesiern die Stelle der Kleidung zu vertreten. An der Westküste bemalen die Stämme das ganze Gesicht roth, während bei den östlichen Stämmen ein weisser Strich über das Gesicht von einem Ohr zum andern gezogen wird.

Das Durchbohren der Nasenwand und die Verzierung derselben mit verschiedenen Gegenständen, wie Thierknochen, Stückchen Holz u. s. w. ist keine australische Sitte, sie wird aber besonders im Norden häufig geübt. Dort werden von den Eingebornen auch Hals und Arme mit Muscheln und Zähnen gerne verziert.

Die Wohnung des Australiers entspricht ganz seinem primitiven Zustande. In mehreren Gegenden des östlichen Australiens findet man wahre Troglodyten, oder es lassen die Speiseüberreste bei den zahlreichen Höhlen auf dieselben schliessen. Einzelne Familien schlagen im Busch oder in Baumhöhlen ihr Lager auf.

Wo immer von den Aboriginern Hütten gebaut werden, sind dieselben von der rohesten und primitivsten Anlage. In den Waldregionen werden dieselben aus Baumrinden, besonders vom Mahagonibaum, von etwa vier bis fünf Fuss Höhe aufgebaut. Diese Rinden werden entweder gegen einander geneigt, unten in den Boden festgedrückt und oben mit einander befestigt oder nur auf einer Seite auf zwei ihnen entgegen geneigte und oben mittelst eines Querholzes verbundenen Stöcke gelehnt. Im ersteren Falle entsteht eine Hütte, die einem Kartenhaus ähnlich sieht, im letzteren Falle nur eine überhängende Wand.

Die Hütten der Häuptlinge oder der an den Küsten wohnenden Stämme sind etwas besser gebaut. Sie werden aus Pflöcken construirt, die man schräg gegen einander stellt und in die Erde einrammt; das so gebildete Gerippe wird mit Rinde und Baumzweigen bis auf eine kleine Öffnung am Boden, welche als Thüre dient, überdeckt. Vor der Hütte brennt ein Feuer, welches Tag und Nacht flammend, oder doch wenigstens glimmend erhalten wird. Das Gesicht der Hütte ist stets gegen Südosten gewendet, als diejenige Gegend, von der am wenigsten Regen und Winde zu kommen pflegen.

Die Nahrung des Australiers besteht in allem irgendwie Geniessbaren; Ekel vor gewissen, dem civilisirten Menschen unerträglichen Speisen ist ihm vollkommen unbekannt. Nicht nur Ratten, Fledermäuse, Eidechsen, Schlangen, Frösche, sondern auch aasfressende Vögel und ekelhafte Würmer und Raupen werden mit dem besten Appetit verspeist. Trotzdem wird

nach den übereinstimmenden Aussagen von Reisenden nichts im rohen Zustande gegessen, sondern alles früher am Feuer geröstet. Dabei ist aber weder von einer vorherigen Zubereitung noch Reinigung des Gegenstandes eine Spur. Derselbe wird nur ein wenig ausgewaidet und dann unmittelbar ins Feuer geworfen, oder, was bei Vögeln der Fall ist, abgerupft, die innere Seite desselben nach aussen gewendet und auf die glimmende Feuerstelle gelegt. Originell ist die Art und Weise, wie der Australier seinen Durst löscht. Wenn eine Karavane von der Jagd ermüdet heimkehrt, nachdem sie — was nicht selten ist — wasserleere Strecken zu passiren hatte, pflegt man, sobald Wasser gefunden worden, sich in dasselbe hineinzulegen, um so von aussen und innen die verdunstete Feuchtigkeit zu ersetzen.

Eben so einfach wie die Wohnung des Australiers sind auch seine Geräthe und Waffen. Von den ersteren kennt er nur diejenigen, welche zum Behauen des Holzes, zum Aufkratzen des Bodens oder Zerreissen des Fleisches und zur Aufbewahrung der spärlichen geniessbaren Pflanzensamen und Knollen dienen. Es sind dies Axt und Messer, beide aus Stein, besonders Quarz, erstere mit einem hölzernen Stiel, in welchen sie hineingesteckt wird, und eine aus Binsen oder Rinde geflochtene Tasche.

Die Stämme an den Fluss- oder Meeresufern verfertigen Netze für den Fischfang aus der Rinde des Nesselbaumes, welche zwischen zwei Steinen weich geklopft und zu Fäden gesponnen wird; sie haben auch kleine, gebrechliche Kähne; grössere Kähne jedoch, in denen sie sich etwas weiter ins Meer hinauswagen würden, sind ihnen meistens unbekannt. Wo sich solche finden, sind sie wahrscheinlich malayischem Einflusse zuzuschreiben.

An Trutzwaffen finden sich der Speer, die Keule und der Wurfstock; an Schutzwaffen der Schild. — Vom Speere gibt es mehrere Arten. Die zum Fischspiessen verwendete Art besteht aus vier bis fünf Spitzen, aus Känguruzähnen oder zugespitzen Beinen, welche an einem acht bis zehn Fuss langen Stocke aus Myrtenholz mittelst eines Bindfadens befestigt sind. Andere Arten, welche zum Erlegen des Wildes oder Kriegführen verwendet werden, haben eine Spitze aus Fischknochen oder Stein. Die Keule wird aus Myrtenholz verfertigt, hat zwei bis drei Fuss Länge und einen wuchtigen mit Unebenheiten versehenen Kolben. Der dem Australier eigenthümliche Wurfstock, „Bumerang“ genannt, besteht in einem harten, schwach bogenförmig gekrümmten, glatt polirten Stück Holz von zwei bis drei Fuss Länge und hat, wenn von geübter Hand geworfen, die Eigenschaft, in der Luft einen Bogen zu beschreiben, und sodann wieder zu seinem Ausgangspunkte zurückzufliegen. Jedoch nimmt die Geschicklichkeit in Handhabung dieser originellen Waffe unter den Eingebornen immer mehr und mehr ab. Der Schild endlich wird aus einer weichen und leichten Holzgattung verfertigt. Er ist im Innern mit einer geschnitzten Handhabe versehen und von aussen mit verschiedenartigen Strichen bemalt.

Geistige Anlagen.

Die geistigen Anlagen des Australiers sind — verglichen mit jenen der höchst organisirten Thiere, sehr entwickelt, dagegen im Vergleich mit höheren Rassen sehr beschränkt. Der Australier zeigt in allen Verrichtungen, welche sich auf das tägliche Leben beziehen, ungemein viel Geschicklichkeit. Seine Geräthe und Waffen sind, obschon höchst primitiv, dennoch zweckmässig; er weiss dieselben gegen das Wild mit grossem Scharfsinn zu verwenden. In der Aufspürung und Verfolgung des Wildes sucht der Australier seines Gleichen; besonders merkwürdig und staunenerregend ist das Verfahren, womit er dem Opossum bis auf die

höchsten Bäume, ohne andere Werkzeuge als eine lange Schlingpflanze und eine Steinaxt nachspürt.

Bei allen diesen Verstandesäusserungen ist es der Hunger, der ihn antreibt. Ist dieser befriedigt, und etwa noch der Geschlechtstrieb, so überlässt sich der Australier dem Schlafe. Sein ganzes Leben verläuft zwischen Essen und Schlafen, Hungern und Jagen. Die Sorge für den nächsten Tag ist ihm vollkommen unbekannt. Ist die Jagd für ihn reichlich ausgefallen, so sucht er nicht etwa einen Theil derselben für sich und die Seinigen auf den nächsten Tag aufzubewahren, sondern er isst davon so viel als er nur kann und mit ihm essen alle diejenigen, welche in seiner Nähe wohnen.

Zu gewissen Zeiten versammeln sich mehrere Familien oder Stämme, um beim Lichte des Vollmondes Tänze, sogenannte Korropori's, aufzuführen. Diese Tänze sind eben so sinnals zwecklos; man springt oft ganze Nächte lang bis zur vollkommensten Ermüdung herum, und dies ist zugleich die einzige lebhafte Äusserung ihres Gemüthes, welches sonst in thierischer Dumpfheit befangen dahinbrütet.

Leben, Sitten, religiöse Anschauungen.

Das Leben des Australiers bewegt sich ausschliesslich innerhalb der Familie, welche auf den primitivsten Grundlagen aufgebaut ist. Das Kind wird von der Mutter so lange gestillt, bis es laufen kann und dann sich selbst überlassen. Seine einzige Erziehung besteht darin, dass man es in den verschiedenen Handgriffen, welche es zur Fristung seines Dasein kennen muss, unterrichtet. Beim Eintritt in die Pubertät werden dem Knaben die beiden vordersten Oberzähne vom Zauberer ausgeschlagen und die Procedur der Hautaufritzung und Bemalung an ihm vollzogen. Bei einigen Stämmen soll die Beschneidung im Schwunge sein, welche, wie bei den alten Israeliten, mit einem steinernen Messer vollzogen wird. Darauf ist der Jüngling berechtigt mit den Männern an allen Unternehmungen und Unterhaltungen theilzunehmen und sich zu verheirathen.

Die Verheirathung findet ohne alle Ceremonien statt. Der Australier nimmt sich so viele Weiber als er ernähren kann. Da die Nahrungsquellen jedoch nicht allzu reichlich fliessen, kann die Zahl der Weiber auch keine grosse sein; sie übersteigt selten zwei oder drei. Bei der Bewerbung, welche in vielen Fällen ein Raub ist, entscheiden das persönliche Ansehen und der Reichthum, welche wieder von der physischen Kraft und den bereits vollbrachten Thaten abhängen. Daher geschieht es oft, das ältere Männer die jugendlicheren, schöneren Mädchen heimführen, während sich mancher Jüngling mit einem älteren Weibe begnügen muss.

Nach der Verheirathung wird das Mädchen unter die Zahl der Weiber aufgenommen. Die Ceremonie, welche dabei stattfindet, beschränkt sich darauf, dass demselben von einem Weibe ein Stück des kleinen Fingers an der linken Hand abgebissen wird[1].

Merkwürdig und an den thierischen Zustand des Australiers erinnernd, ist die Thatsache, dass die Verheirathung und Begattung meistens während der warmen Jahreszeit, wo die von der Natur dargebotene Nahrung in reicher Fülle vorhanden und der Körper zu wollüstigen Regungen disponirt ist, zu geschehen pflegt, und letztere sich in vielen Fällen darauf beschränkt.

---

[1] Eine ähnliche Sitte besteht bei den Kaffernweibern, welche sich, wenn ein Kind erkrankt, oder wenn sie Witwen werden, ein Stück vom kleinen Finger abschneiden.

Bei einigen Stämmen, wie z. B. der Watschandie's, soll die Begattung in der warmen Jahreszeit mit einem eigenen Feste gefeiert werden, welches sie Kaaro nennen. Dieses beginnt mit dem ersten Neumonde, nachdem die Yams reif geworden sind und wird mit einem Fress- und Saufgelage von Seite der Männer eröffnet. Zu diesem Zwecke reiben sich die Männer mit Asche und Wallabyfett ein, und führen im Mondlichte einen höchst obscönen Tanz um eine Grube auf, welche mit Gebüsch umgeben ist. Grube und Gebüsch repräsentiren den Cunnus, dem sie ähnlich gemacht werden; die von den Männern geschwungenen Speere stellen die Mentulae vor. Die Männer springen mit höchst wilden und leidenschaftlichen Geberden, welche ihre erregte Wollust verrathen, umher, und stossen unter Absingung eines Liedes ihre Speere in die Grube. Dieses Lied, angemessen dem obscönen Feste, lautet:

Pulli nira, pulli nira,
Pulli nira, wataka!
(*„non fossa, non fossa,*
non fossa, sed cunnus!“)

Ist die Behandlung des Mädchens in der Familie gegenüber dem Knaben keine freundliche, so wird sie nach der Verheirathung vollends grausam. Das Weib wird von dem Manne nicht nur als Werkzeug seiner rohen thierischen Lust angesehen, sondern auch förmlich als Sclavin behandelt. Ihr liegen alle häuslichen Arbeiten ob, ihr werden beim Wandern alle Habseligkeiten sammt den Kindern aufgeladen. Während der Australier den besten Theil der gesammelten Nahrung verzehrt, sitzt sein Weib in ehrerbietiger Entfernung und begnügt sich am Schlusse der Mahlzeit mit den spärlichen Überresten, welche der Mann ihr übrig gelassen. Durch diese rohe Behandlung altert das Weib sehr schnell und ist wenig fruchtbar. Sollte aber letzteres der Fall sein, so werden die Kinder, besonders wenn es Mädchen oder Zwillinge sind, gleich nach ihrer Geburt getödtet, da die Mittel zu ihrer Ernährung nicht hinreichen.

Trotzdem hängt die Mutter mit rührender Liebe an ihren am Leben erhaltenen Kindern, und ergreifend ist die Trauer, welche beim Tode eines derselben in lautem Weinen und Wehklagen sich kund gibt.

Eheliche Treue soll nicht zu den Tugenden der australischen Frauen zählen. Oft geschieht es, dass, während der Gemahl mit seinen Freunden beim Feuer sitzt und arglos sich dem Gelage hingibt, auf ein Gewisper oder ein anderes Zeichen, welches aus dem Gebüsche herüber tönt, die weibliche Ehehälfte unter irgend einem Vorwande sich entfernt, um im Gebüsche mit ihrem jungen Geliebten dem Genusse einiger seligen Augenblicke sich hinzugeben.

Erkrankungen und Todesfälle, besonders bei jungen kräftigen Individuen, werden den Zauberkünsten der Feinde zugeschrieben. Tritt daher ein Todesfall ein, so ist es Aufgabe der Anverwandten, den Mörder durch Beobachtung gewisser Zufälligkeiten, z. B. des Fluges eines Insectes etc. auszuspüren und zu tödten. Dadurch werden oft Familien in langjährigen Streit verwickelt, welcher erst mit der gänzlichen Ausrottung derselben ein Ende nimmt.

Andere Veranlassungen zu Kämpfen sind Weiberraub, Verletzung der Ruhestätte eines Todten u. a. m. Diese Kämpfe werden aber gemeiniglich nicht mit derselben Erbitterung geführt; die Ehre des Beleidigten ist mit einem einzigen Bluttropfen des Beleidigers — wie bei uns — völlig rein gewaschen.

Die Todten werden in dunklen Hainen, meistens in der Nähe des Wassers bestattet. — Man gräbt zu diesem Behufe ein Loch von etwa vier Fuss Tiefe, bekleidet es mit Rindenstücken und legt die Leiche in hockender Stellung hinein. Das also bereitete Grab wird dann mit

Gesträuch [illegible], besonders desswegen, um die Leiche vor Verstümmelung durch den Dingo zu schützen. In einigen Gegenden ist es Sitte, den Todten auf ein über dem Erdboden erhabenes hölzernes Gerüst zu legen und mit Gebüsch zu bedecken. Meistens befinden sich mehrere Gräber auf demselben Platze, umgeben von einem Zaune aus Rinden, welche mittelst eines aus den Fasern der *Eucalyptus* verfertigten Strickes verbunden sind.

In anderen Gegenden werden die Todten, besonders wenn es ältere Leute sind, verbrannt. Einer Frau, wenn sie während der Säugung ihres Kindes gestorben ist, wird dieses lebendig in den Arm gelegt und mit ihr bestattet. Man errichtet dabei einen Scheiterhaufen von etwa drei Fuss Höhe aus trockenem Holze und Reisig, und legt den Todten mit gegen die Sonne gerichtetem Antlitze, umgeben von seinen Lieblingsgeräthschaften, darauf. Nachdem man den Leichnam verbrannt, werden die Überreste gesammelt und in einem Sacke aufbewahrt. Der Name des Todten darf nicht mehr ausgesprochen werden; sollte Jemand den gleichen Namen tragen, so muss er denselben gegen einen andern vertauschen.

Cannibalismus scheint keine australische Sitte zu sein; jene Fälle, welche angeführt werden, sind zu vereinzelt und unverbürgt, und werden meistens von den Bewohnern der Nordküste erzählt, wo es nahe liegt, malayischen Einfluss anzunehmen.

Im südlichen Australien sollen Menschenschädel häufig als Trinkgefässe benützt werden, wie denn auch das ethnographische Museum in Sydney Exemplare dieser sonderbaren Geschirre aufbewahrt. Höchst wahrscheinlich spricht sich in dieser Sitte eine gewisse Pietät gegen die ehemaligen Besitzer der Schädel aus und liegt ihr der Cannibalismus ganz ferne. (Vgl. die Sitte, die Überreste der Todten in einem Sacke mit sich zu führen.)

Eine Eigenthümlichkeit der Australier sind ihre Heirathsgesetze. Dieselben werden von verschiedenen Schriftstellern, jedoch mit einigen Abweichungen, erwähnt. Es scheint, dass die Familien der Australier in zwei Gruppen, nämlich patricische und plebejische zerfallen. Ob mit dem Patriciat gewisse Vorrechte verbunden sind, ist nicht recht klar. Jede Gruppe umfasst wieder zwei Abtheilungen, deren jede aus einem Manne und Weibe, mit besonderem Namen besteht. Die Übersicht derselben ist nach W. Ridley (The Aborigines of Australia Sydney 1864. 8°) folgende:

	Mann.	Weib.
I. Patricier.	*Ippai,*	*Ippata.*
	Kumpo,	*Puta.*
II. Plebejer.	*Murri,*	*Mata.*
	Kupi.	*Kapota.*

Nach den Ehegesetzen darf ein bestimmter Mann nur eine bestimmte Frau heirathen, und zwar nur aus einer bestimmten Kaste. Die aus der Ehe entsprungenen Kinder werden in eine eben so bestimmte Kaste versetzt. Dadurch werden die einzelnen Familien in ihren verschiedenen Gliedern gleichmässig des Patriciats theilhaftig. Die Übersicht dieser Vorgänge ist folgende:

Ippai heirathet die *Kapota;* die Kinder derselben werden *Murri* und *Mata.*
Murri „ „ *Puta* „ „ „ „ *Ippai* „ *Ippata.*
Kupi „ „ *Ippata* „ „ „ „ *Kumpo* „ *Puta.*
Kumpo „ „ *Mata* „ „ „ „ *Kupi* „ *Kapota.*

Man sieht daraus, dass die Kinder in Betreff des Ranges der Mutter folgen, aber in eine andere Familie versetzt werden als jene, in welche die Mutter selbst gehört.

Zu den Belustigungen der Australier gehört eine Art Kriegstanz (Korropori), den sie wie die Negervölker während des Mondscheins bei einem angezündeten Feuer aufführen. Sie bemalen sich zu diesem Zwecke mit den als Verzierung geltenden Strichen und springen mit einem Waffenstücke oder einem Feuerbrand in der Hand unter Absingen einer kurzen und monotonen Melodie um das angezündete Feuer herum. Da diese sinnlosen Tänze während der feuchten Jahreszeit stattfinden und die Erhitzung sowohl in Folge der raschen Bewegungen als auch des brennenden Feuers eine grosse zu sein pflegt, während der Australier höchstens mit einem leichten Überwurfe bekleidet auf den kalten Boden zur Ruhe sich hinlegt, so kann man leicht ermessen, welche Krankheiten ein solcher Korropori nach sich zieht, und wie viele rüstige Männer einer durchschwärmten Nacht zum Opfer fallen mögen.

In Betreff der moralischen und religiösen Bildung der australischen Aboriginer vermögen wir uns schwer ein bestimmtes Urtheil zu bilden. Die Nachrichten der Missionäre sind wenig zuverlässig und auch die Notizen der übrigen Reisenden müssen mit grosser Vorsicht benützt werden, indem in vielen Fällen schon Einflüsse von Seite der Europäer vorzuliegen scheinen.

Sicher ist der Glaube der Australier vom sogenannten Schamanismus der hochasiatischen Völker nicht viel verschieden. — Gleich diesem beruht er auf der Verehrung böser Geister, welche mit den Geistern der Verstorbenen verwandt oder identisch zu sein scheinen. Sie schwärmen besonders während der Nachtzeit und beim Sturm umher. Daher fürchtet sich der Australier im nächtlichen Dunkel oder während eines Gewitters seine Wohnung zu verlassen. Es gibt Mittel den bösen Geist zu bannen; doch diese, meist nur sinnlose Sprüche, werden blos vom Zauberer gekannt.

Seit der Bekanntschaft mit den Weissen ist unter den Australiern der Glaube verbreitet, die letzteren seien Incarnationen ihrer Verstorbenen und jeder Schwarze werde nach seinem Tode in einen Weissen verwandelt.

Alle diese Ideen sind jedoch nur allgemein und verschwommen und haben selbst nicht zur rohesten Gestalt irgend eines Götzendienstes geführt. Eben so wenig ist es bis heut zu Tage gelungen, ein Götzenbild bei einem australischen Stamme nachzuweisen. Höchstens könnte man die geschlängelten Striche, welche auf den Bäumen oft eingeritzt erscheinen, als solche betrachten; diese sollen nach den Aussagen einiger Eingebornen eine Schlange darstellen, in deren Gestalt das Haupt ihrer Geister sichtbar zu werden pflegt.

Es scheinen daher die Berichte einiger Missionäre, wonach von mehreren Stämmen im Osten und Süden ein Wesen, das bald Paiame, bald Nurunti, bald Mumpal lautet, verehrt und als Schöpfer aller Dinge angesehen wird, desswegen nicht glaubwürdig, weil einerseits dies mit dem sonstigen Charakter ihrer Religion nicht stimmt und zu augenscheinlich die christliche Färbung an sich trägt, andererseits das Wort mumpal „Donner" bedeutet und mit dem oben berührten Sturmgeiste zusammenfällt.

Bei diesem Charakter des Götzendienstes ist es begreiflich, dass ein Priesterstand unter den Australiern nicht existirt. Statt der Priester finden wir die Zauberer, welche die Mittel kennen, den bösen Geist oder Zauber unschädlich zu machen und in dem Falle, als es sich um Abwendung persönlicher Übel, z. B. Krankheiten handelt, die Stelle des Arztes vertreten. Denn nach dem Glauben des Australiers stammt alles Unglück vom Einflusse der bösen Geister oder bösen Zauberer und kann nur durch Brechung ihrer Macht gehoben werden.

Die Zauberer sind die einzigen, welche bei der Menge ein Ansehen geniessen. Zwar gibt es Häuptlinge, welche einen gewissen Einfluss über mehrere Familien ausüben; die Macht der-

selben ist aber nur vorübergehend und höchst beschränkt. Ein Jeder gilt nur insoferne etwas, als er die Mittel besitzt oder zu besitzen scheint, sich den anderen furchtbar zu machen.

Sprache.

Die Sprachen Australiens sind sehr mannigfaltig, was sich leicht aus dem Zerfallen der Bewohner in eine Menge kleiner Stämme, deren mehrere aus einigen Familien bestehen, erklärt. Trotz dieser Mannigfaltigkeit scheinen diese Sprachen im tiefsten Grunde mit einander verwandt zu sein, ein Factum, das sowohl durch die Bemerkungen einzelner Reisenden, als durch eine genaue Analyse derselben bestätigt wird. In weiterer Beziehung hängen sie aber mit keiner Sprache, weder der alten noch der neuen Welt zusammen, sondern bilden, gleichwie die australische Rasse, einen eigenen Stamm.

Der Bau der australischen Sprachen ist polysyllabisch. Die Silben lauten meistens consonantisch und stets einfach an, und lauten auf einen Vocal oder einen flüssigen Laut aus. — Von den Consonanten kommen nur die dumpfen momentanen *(k, t, p)* vor; der Hauchlaut *h*, die Spiranten *(f)* und Sibilanten *(s, z)* fehlen gänzlich. Die verschiedenen Formen werden aus der Wurzel mittelst Suffigirung gebildet — ein für die Entscheidung der Verwandtschaft der australischen Sprachen mit anderen, z. B. malayo-polynesischen, schwer wiegendes Merkmal. Bekanntlich kommt sowohl in den malayo-polynesischen als auch in den Papûa-Sprachen die Präfixbildung vor, welche schon an und für sich entschieden gegen eine gegenseitige Verwandtschaft spricht.

Da der Accent meistens auf der vorletzten Silbe ruht, so klingen die australischen Sprachen für ein europäisches Ohr gar nicht unangenehm. Bei dieser sinnlichen Wohlgestaltung sind sie auch, was die innere Form betrifft, gut eingerichtet. Sie sind sehr reich an Ausdrücken für sinnliche Anschauungen, in deren Ausmalung sie sich gefallen. Dagegen mangeln ihnen Ausdrücke für Begriffe ganz und gar. — Sie sind vollkommen adäquat den geistigen Bedürfnissen des Australiers, dessen ganzes Denken sich blos in den Dingen des täglichen Lebens bewegt.

Am besten lassen sich die australischen Idiome in drei grosse Abtheilungen sondern, nämlich: I. Sprachen von Nord-Australien; II. Sprachen von Süd-Australien; III. Sprachen von Tasmanien. Davon ist nur die zweite Gruppe näher bekannt. Wir kennen die Sprache am Swan River und King Georgs Sound durch eine Arbeit Grey's, die Parnkalla-Sprache auf Port Lincoln und die Sprache der Umgebung von Adelaide's durch Schürmann und Teichelmann; die Sprache der Stämme am Murray River durch Moorhouse, die Sprache an der Encounter Bay durch Meyer. Durch Threlkeld kennen wir das Idiom der Bewohner des Lake Macquarie und der Moreton Bay, durch Hale die Kamilaroi- und Wirataroi-Sprache. Das Kamilaroi ist das verbreitetste Idiom des südöstlichen Australiens. Verwandte desselben sind das Wolaroi, Wailwun, Kokai oder Kokurre, Pikumpul, Paiampa, Kingki, Turrupul, Ninganinga und Tippil.

II. Papûa's.

Der Name Papûa gründet sich auf das malayische ڤاڤوه *(papûwah)*, „kraushaarig", worunter die Malayen die schwarze Bevölkerung der benachbarten Inseln verstehen. Wir wollen den Ausdruck, da er auf ein in der That charakteristisches Merkmal basirt ist, und auf einen Gegensatz, also einen eigenthümlichen Rassentypus hindeutet, beibehalten, mit dem einzigen Unterschiede, dass wir darunter nicht nur die von den Malayen *papûwah* benannten Stämme verstehen, sondern denselben auf die ganze Sippe ausdehnen.

Als ursprüngliche Heimat der Papûa's können die Inseln des indischen Archipelagus überhaupt gelten. Dort sind sie die wahren Aboriginer gegenüber den späteren Ansiedlern, den Malayen.

Wie wir weiter unten sehen werden, müssen die ursprünglichen Sitze der letzteren auf den östlichen Küsten des asiatischen Festlandes und den demselben zunächst gelegenen Eilanden gesucht werden. Von da aus breiteten sie sich über die herrlichen Sunda-Inseln und Philippinen aus, wo sie sich vorzüglich an den Küsten niederliessen und die dunkle Urbevölkerung entweder ganz vernichteten oder in das Innere zurückdrängten. Letztere verschwand auf einigen, besonders den kleineren Inseln nach und nach ganz, während sie auf anderen bis heut zu Tage unter verschiedenen Benennungen ihr Dasein fristet.

Die auf diese Weise von den Malayen besetzten Inseln waren die Philippinen, die Sunda-Inseln und die Molukken. Über diese hinaus scheinen sie anfangs nicht gekommen zu sein. Erst in späterer Zeit zogen malayische Prâhu's, nach den Erinnerungen, wie sie ihre Tradition aufbewahrt, von Buro aus gegen Osten. Nachdem sie auf dem nördlichsten Theile Neu-Guinea's in der Nähe des Arfak-Gebirges kleine Ansiedelungen zurückgelassen hatten, richteten sie ihren Lauf nach der Südsee, wo auf den grösseren vulcanischen Inseln die nämliche dunkle Bevölkerung seit langem sesshaft war, während die kleinen Koralleninseln sammt Neuseeland noch ganz unbewohnt waren.

Es ist eine von mehreren Forschern gemachte Beobachtung, dass auf Continenten oder grösseren Inseln eine Vermischung verschiedener Rassen niemals eintritt; so gross ist die Abneigung, welche den civilisirteren Stamm von dem auf niedriger Stufe stehenden trennt. Ein Beweis dafür sind die Kaffern gegenüber den Hottentoten in Südafrika, die Neger gegenüber den Weissen auf dem Continente, endlich auch die Malayen gegenüber den Papûa's auf

den grossen Inseln des indischen Archipels. Dem ist aber auf den kleineren Inseln nicht so; dort wird der ursprüngliche Gegensatz leichter vergessen, und gegenseitige Annäherung und Vermischung treten bald ein. Wie es scheint, gingen auf den Inseln der Südsee die weniger zahlreichen Malayen in den Papûa's auf, während diese ihre ursprüngliche Sprache gegen das Idiom der ihnen geistig überlegenen malayischen Rasse eintauschten.

Eine Aufzählung und genaue Abgrenzung aller jener Stämme, welche der Papûa-Rasse angehören, zu geben, ist bei dem Umstande, dass die meisten der Inseln des indischen Oceans, in deren Innern unzweifelhaft Stämme nicht malayischen Ursprungs sich befinden, noch nicht hinreichend erforscht sind, heut zu Tage nicht möglich.[1] Wohl aber sind wir, selbst nach dem Wenigen, was wir darüber wissen, vollkommen berechtigt, alle diese Stämme von den Malayen streng zu scheiden. Selbst Reisenden, deren Zwecke andere als ethnographische waren, ist der tiefe Unterschied, welcher zwischen dem olivengelben, schlichthaarigen, ernsten und würdevollen Malayen und dem dunkelgefärbten, kraushaarigen, heiteren und leichtfertigen Papûa obwaltet, aufgefallen, und sie haben auch stets ihre Ansicht dahin abgegeben, dass man den Papûa mit den Malayen nicht vermengen dürfe.[2]

Es bleibt noch eine Ansicht übrig, welche dahin geht, dass der Papûa mit dem Australier identisch sein dürfte, wie es denn viele Forscher gibt, welche an einer Bevölkerung Australiens von Neu-Guinea aus festhalten. Diese Ansicht wird am besten durch unsere nachfolgende ethnographische Schilderung der Papûa-Rasse widerlegt; sie fällt vollständig zusammen, wenn man die beiderseitigen Sprachen etwas genauer untersucht. Wie wir gesehen haben, kommt in den australischen Sprachen durchgehends nur die Suffixbildung vor, in den Papûa-Sprachen lässt sich dagegen auch die Präfixbildung nachweisen. Dies sind aber tiefgreifende grammatische Unterschiede, welche jedwede Verwandtschaft der Papûa-Sprachen mit den australischen Idiomen vollständig ausschliessen.

Da die Papûa's dort, wo sie mit den Malayen zusammenwohnen (wie auf den grösseren Inseln Sumatra, Borneo, Celebes, den grösseren Philippinen), auf die inneren, von der Küste entfernten Theile beschränkt sind und von den letzteren als eine tief unter ihnen stehende Rasse betrachtet werden, so können wir sie, selbst bei näherer Bekanntschaft mit denselben, einer ethnographischen Schilderung nicht zu Grunde legen. Wir müssen den Papûa dort beobachten, wo er im freien Besitze des Landes und all jener Hilfsmittel, deren der Mensch zu seiner Entwickelung bedarf, sich befindet, wo seine psychischen Anlagen und seine Sitten sich am ursprünglichsten erhalten haben mochten. Dies scheint nur auf Neu-Guinea der Fall zu sein.

Wir werden daher, gleichwie wir es bei der ethnographischen Schilderung des Australiers gethan haben, vor Allem eine kurze Skizze des Landes, Klima's und der Fauna und Flora Neu-Guinea's zu geben versuchen und dann auf eine ethnographische Schilderung der Papûa-Rasse übergehen.

[1] Als sicher zur Papûa-Rasse gehörig sind die Aetas auf den Philippinen, besonders Manila, zu betrachten. Der Ausdruck *Aeta* bedeutet im Tagala „schwarz" und entspricht dem malayischen هيتم *(hêtam)*, ist daher mit dem Ausdrucke *Negrito* identisch. Dieselbe Menschenvarietät scheint im Innern von Sumatra, Borneo, Celebes und Dschilolo vorzukommen. Auch die Samang (سمغ) im Gebirge von Kedah (كدة oder قدة) auf Malâka gehören hieher. Ob die Bewohner der Andamanen dahin zu rechnen sind, bleibt zweifelhaft.

[2] Man vergleiche unter anderm die zweite Kupfertafel in Crawfurd's History of the Indian Archipelago Vol. I, auf welcher sich „a Papua or Negro of the Indian islands" und „Katut a native of Bali one of the brown complexioned race" abgebildet finden.

1. Land und Klima.

Neu-Guinea, nördlich von Neuholland gelegen und durch die Torresstrasse davon getrennt, umfasst ein Land von 11.000—13.000 Quadratmeilen. Wir geben diese Zahlen nach einer ungefähren Schätzung, da, wie bekannt, der östliche Theil Neu-Guinea's vom Cap Bonpland bis zum Cap Kool und der Prinz Frederik Hendrik's Insel fast gar nicht untersucht ist. Neu-Guinea dürfte daher Borneo an Grösse gleichkommen, vielleicht dasselbe sogar um etwas übertreffen. Die grösste Länge beträgt ungefähr 260, die grösste Breite etwa 90 Meilen. Die Insel zerfällt in zwei durch eine Landenge mit einander verbundene Theile, einen nordöstlichen Theil (Wonim-di-bâwa) und einen südöstlichen (Wonim-di-atas).

Neu-Guinea ist im Ganzen gebirgig, es hat Berge bis zu 9000 Fuss Höhe (so das Arfak-Gebirge) und wahrscheinlich noch höhere. Seine Küsten sind meistens hoch und voll von Klippen. Nur dort, wo Ströme ins Meer münden, werden die Küsten flach und oft sogar morastig. Die Anzahl der Ströme ist nicht gross, und diese sind meistens unbedeutend; Neu-Guinea besitzt keinen einzigen Fluss, der vom Meer aus eine Einfahrt tiefer ins Land ermöglichte. Dagegen liegen um die Küsten herum grössere und kleinere Inseln, welche auch als Hauptpunkte des Verkehrs gelten können.

Das Klima Neu-Guinea's ist, obschon ein fast subäquatoriales, im Ganzen mild zu nennen, wozu die Anwesenheit grösserer Gebirge beitragen mag. Durch die geringe Breite der Insel und in Folge von grossen Wäldern, ist die Dunstentwickelung eine sehr beträchtliche. Fast alle Reisenden versichern, das Land in einem beständigen Nebel gehüllt gesehen zu haben und konnten von den hohen Gebirgen im Innern nur selten etwas wahrnehmen. Daher kommen starke Gewitter sehr häufig vor, und ist die Regenmenge bedeutend. Dies, verbunden mit der wohlthätigen Wärme, verleiht der Vegetation eine besondere Üppigkeit, der Fauna einen eigenthümlichen Glanz.

2. Fauna und Flora.

Die Fauna Neu-Guinea's reiht sich sammt jener der Molukken an die australische, und ist von jener der Sunda-Inseln ganz verschieden. Auch hier zeigt sich grosser Mangel an grösseren, für die häusliche Zucht geeigneten Thieren.

Das grösste und bedeutendste Thier ist eine eigene Schweingattung *(Sus papuensis)*. Gleichwie in Australien kommen hier Känguru's vor, von denen die Baumkänguru's *(Dendrolagus)*, welche auf Bäume klettern, besondere Erwähnung verdienen.

Von Vögeln finden sich namentlich Papageien (darunter der grosse schwarze Kakadu), Tauben und der herrliche Paradiesvogel. Von Raubvögeln fehlen die grösseren, wie in Australien, ganz, nur die kleineren, wie Sperber, Habicht, sind vorhanden.

Von Amphibien kommen mehrere Schlangengattungen und Seeschildkröten, und an den Flussmündungen Krokodile vor. Zu erwähnen ist endlich eine Art von niederen Seethieren, die sogenannte Holothuria, welche den bekannten Trepang liefert, einen Artikel, der in China, wo er als wirksames Aphrodisiacum gilt, reichen Absatz findet. Dieser ist es, welcher frühzeitig die Malayen an die Küsten Australiens und Neu-Guinea's geführt und die Verbreitung mancher Culturelemente vermittelt hat.

Die Flora Neu-Guinea's besitzt gleich jener Australiens, mit welcher sie auch die meiste Übereinstimmung zeigt, keine Nutzpflanzen, welche dem Getreide, dem Reis oder Mais an die

Seite gestellt werden könnten. Doch hat sie vor Australien mehrere Palmengattungen voraus, wovon eine den bekannten Sago liefert. Mehrere Baumarten bieten dauerhaftes hartes Holz für Schiffbau. Sonst gleicht die Vegetation Neu-Guinea's in vieler Beziehung jener von Südamerika; sie entzückt das Auge und erhebt das Gemüth, stellt aber dem schwachen, von jedem stärkeren Gehilfen aus dem Thierreiche verlassenen Menschen überall unübersteigliche Hindernisse entgegen.

Typus des Papûa.

Die Hauptmerkmale, welche die Papûa's von den benachbarten Rassen, die australische und malayische, unterscheiden, sind die Farbe und Structur der Haut und die eigenthümliche Haarbildung. Die Hautfarbe ist nämlich schwärzlich-rostfarbig, oft sogar blau-schwärzlich; die Haut selbst ist rauh anzufühlen. Letzteres mag vielleicht von dem Waschen mit Seewasser herrühren und es dürfte nicht viel Gewicht darauf zu legen sein. Die Haare wachsen nicht über dem ganzen Kopf, sondern in Büscheln, sind gekräuselt, spiralförmig gleich einem Korkzieher, von schwarzer Farbe und werden bis einen Fuss lang.

Die Gestalt des Papûa ist mittelgross, untersetzt. Der Kopf zeichnet sich durch ein hohes Vorderhaupt aus; das Auge ist schwarz, blitzend, und verräth die innere Wildheit; die Nase ist breit stumpf, aufgestülpt, die Glabella tief eingedrückt; der Mund ist vorstehend und mit dicken Lippen versehen; die Oberlippe ist in der Mitte verlängert und nach oben etwas aufstehend.

Die Nasenwand wird allgemein durchbohrt und es werden Knochen, Bambusstäbchen, ja selbst cylindrisch zugeschliffene Quarzstücke von beträchlichem Gewichte durchgezogen. Oft findet man auch zwei Schweinhauer an einander befestigt und als Nasenzierde gebraucht, wo sie mit den beiden Spitzen nach oben gerichtet werden. Durch diese Sitte wird die Nase des Papûa unförmlich und von besonderer Grösse und sein ganzer Gesichtsausdruck bekommt dadurch ein eigenthümlich wildes Aussehen. Das Kinn ist scharf, schmal und schön geformt, die Backenknochen sind proportionirt, ein Zug, welcher den Papûa vom Malayen wesentlich unterscheidet.

Der Bartwuchs ist spärlich. Bei den Frauen sind die Hintertheile besonders stark entwickelt; dieselben sind im Allgemeinen kleiner als die Männer und wo möglich noch hässlicher.

Kleidung, Wohnung, Nahrung, Geräthe, Waffen.

Gleich dem Australier geht der Papûa nackt umher; doch werden von den Männern die Schamtheile nicht wie bei den ersteren offen zur Schau getragen, sondern in einem getrockneten Kürbis oder unter einer grossen Muschel verborgen, während die Weiber einen Schurz aus Pflanzenfasern oder Muscheln um ihre Hüften legen. Dem Haare wird grosse Sorgfalt zugewendet; dasselbe wird entweder in kleine Zöpfe oder einen grossen Knoten geflochten und mit Bambuskämmen, Knochenstücken, Vogelfedern und anderen Zierathen aufgeputzt. Manchmal wird eine Mütze aus feinen Bambusfasern oder Kängurufellen aufgesetzt. Nase, Ohren, Hals und Arme werden verziert, und zwar erstere mit einem durch den durchbohrten Nasenknorpel gezogenen Thierknochen oder einer Feder, die letzteren mit Ringen, Bändern u. dgl. Die Sitte, die Haut aufzuritzen und sich Gesicht, Brust und Arme mit allerlei rothen und schwarzen, mittelst glimmender Kohle eingebrannten Flecken und Figuren zu bemalen, ist allgemein verbreitet; dagegen lässt sich von der malayischen Sitte der Tätowirung nirgends irgend eine Spur nachweisen.

Die Zähne werden von den Papûa's spitz zugefeilt; doch scheint diese Sitte nicht von derselben Bedeutung wie eine ähnliche bei den Australiern zu sein.

Die Wohnungen der Papûa's befinden sich meistens am Flussufer; es stehen gewöhnlich mehrere zu einem Kampong vereinigt beisammen. Dieselben sind auf Pfählen errichtet und aus Bambus aufgebaut. Sie gleichen daher in vieler Hinsicht den an den Seen Mitteleuropa's in neuester Zeit entdeckten Pfahlbauten. Eine solche Hütte ist etwa fünf Fuss hoch, sechs Fuss breit, aber nicht weniger als hundert Fuss lang. Doch kommen auch Hütten von etwa siebzig Fuss Länge und zwanzig Fuss Breite vor. Der Boden besteht aus Bambushölzern, welche ziemlich weit von einander abstehen, so dass das Gehen auf diesem Lattenwerke, durch das man ins Wasser hinabsehen kann, grosse Übung erfordert. Das bis zwanzig Fuss hohe Dach besteht aus den Blättern der Sagopalme; der höhere Giebel desselben ist dem Wasser zugewendet. Auf dieser Seite werden die Prâhu's angelegt, und dort wohnen auch die jungen Männer, um bei nahender Gefahr allsogleich ihre Massregeln ergreifen zu können. Das Innere der Wohnung zerfällt in zwei durch einen Gang getrennte Hälften, und diese wieder in mehrere kleinere Abtheilungen, deren jede einen besonderen Eingang und Feuerherd hat. Ausser dem letzteren sind ein Haufen Blätter, welcher als Schlafstätte dient, hölzerne Kopfkissen, und einige ausgehöhlte Kürbisse, welche zum Trinken, Rauchen und noch anderen Verrichtungen verwendet werden, so wie Säcke, in manchen Fällen auch Matten aus Bast, die einzigen Hausgeräthe.

Die Papûa's bauen Kähne (prâhu) aus ausgehöhlten Baumstämmen, welche sie mittelst langer Ruder geschickt fortbewegen. Ein solcher Kahn ist sehr schmal und fünfzig bis sechzig Fuss lang. Bei der Gefahr des Umschnappens ist der Papûa auf das Schwimmen angewiesen, und in der That ist er in dieser Fertigkeit, so wie im Tauchen von Jugend auf ein vollendeter Meister.

In Betreff der Sammlung und Zubereitung der Nahrung lässt sich beim Papûa gegenüber dem Australier ein gewisser Fortschritt wahrnehmen. Während der Australier im besten Falle dem Wilde nachsetzt, um dasselbe für sich zu erlegen, finden wir in mehreren Fällen beim Papûa das Schwein und den Hund als Hausthiere vor. In vielen Gegenden sammeln die Papûa's Beeren, Bananen und andere essbare Früchte, und heben dieselben in Säcken für den späteren Gebrauch auf. Eben so ist ihnen die Bereitung des Sago nicht unbekannt.

In manchen Gegenden findet man angebaute Stücke Landes, welche mit Tabak, Palmen und anderen Nutzpflanzen besetzt sind. Selbst Hecken trifft man um solche Äcker gezogen.

Die Speisen werden in heisser Asche gebraten; dabei werden aber bei animalischen Nahrungsmitteln keine besonderen Vorbereitungen gemacht. Der Gebrauch des Salzes ist dem Papûa unbekannt; an einigen Orten wird es durch Meerwasser ersetzt.

Unter den Waffen sind Pfeil, Bogen, Lanze und ein aus hartem Holz zierlich geschnitzter Streitkolben zu erwähnen. Derselbe ist ungefähr vier Fuss lang, mit einem cylindrischen schmalen Stiel und drei- oder vierkantigem breiten Ende. Letzteres ist entweder mit verschiedenen Schnitzereien versehen oder mit Steinen ausgelegt. Die Spitze des Pfeiles und der Lanze besteht entweder aus zugespitzten Casuarknochen oder gehärtetem Holze, und ist mit einem starken Widerhaken versehen. Der Bogen ist sieben bis acht Fuss lang und aus einer ungemein zähen Holzgattung verfertigt. Auch Messer und Äxte kommen vor, beide aus spitz zugehauenen Kieselsteinen und denen bei den Australiern gefundenen ähnlich.

Etwas den Papûa's ganz Eigenthümliches sind ihre Blasrohre aus Bambus von beträchtlicher Länge. Sie dienen als Signalzeichen, indem Staub mittelst derselben in die Höhe geblasen wird, ähnlich den Rauchsäulen bei anderen Völkern. Die Richtung der Staubwolke bezeichnet die Absicht desjenigen, welcher sie aufbläst.

Geistige Anlagen.

Psychologisch unterscheidet sich der Papûa eben so scharf vom Malayen wie vom Australier. Der Malaye ist ernst, würdevoll, in seinem Betragen gemessen, verräth wenig Neugierde und versteht es die Regungen seines Gemüthes zur rechten Zeit zu unterdrücken. Er ist sehr rachsüchtig und wird leicht zum Fanatiker. Der Papûa hingegen ist fröhlichen Sinnes, fast ausgelassen, in seinem Betragen naiv und ungezwungen, voll von Neugierde und trägt sein Inneres im Auge förmlich zur Schau. Er findet grosses Vergnügen an lärmendem Gesang und buntem, schillerndem Schmuck.

Während der Australier fast apathisch allem zusieht und nach Befriedigung seines Hungers dumpf dahinstarrt, denkt der Papûa bereits an die Verschönerung seines Daseins. Er nimmt Antheil an dem was um ihn vorgeht, besonders an seinem Nebenmenschen; er ergötzt sich durch Anhören von Gesängen, welche von einer Person vorgetragen und von den Zuhörern zeitweilig mit einem eigenthümlichen Brummen accompagnirt werden. Der Papûa ist ein leidenschaftlicher Raucher und wendet dem Rauchwerkzeuge nicht geringe Aufmerksamkeit zu.

Leben, Sitten, religiöse Anschauungen.

Den Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens bildet die Familie. Das Oberhaupt derselben ist der Mann, welcher sich so viele Weiber nehmen kann, als er zu ernähren im Stande ist. Die Braut wird von dem Bräutigam durch Erlegung eines bestimmten Schatzes an Sclaven, Waaren und Lebensmitteln erkauft und demselben dann feierlich bei einem grossen Fressgelage, bei dem wohl nicht berauschende Getränke, aber verschiedene lärmende Musikinstrumente die Hauptrolle spielen, übergeben.

Bei den Bergvölkern im Innern ritzen sich Braut und Bräutigam sammt deren beiderseitigen Verwandten die Stirne auf, zum Zeichen der Verbrüderung, was mit der unten erwähnten Sitte des Eides zusammenhängen mag.

Religiöse Gebräuche scheinen bei der Heirath nicht stattzufinden, obschon der Papûa sowohl Tempel als Götzenbilder kennt.

Sobald eine Frau niederkommen soll, wird sie von den Frauen des Kampongs aufgesucht und von denselben bei der Geburt dadurch unterstützt, dass sie dieselbe mit den Fäusten über der Brust kneten oder mit Wasser begiessen. Nach der Geburt des Kindes bleibt sie durch zwanzig Tage in ihrer Hütte abgesondert zurück, worauf das Kind vom Vater einen Namen erhält. Nachdem das Kind von der Mutter gesäugt worden, wird es, sobald es laufen kann, sich selbst überlassen. Das männliche Kind, grösser geworden, begleitet den Vater auf die Jagd und lernt von ihm die Handhabung der Waffen, so wie die Verfertigung der verschiedenen Geräthschaften kennen. Das weibliche Kind wächst zu Hause unter den Augen der Mutter heran, welche es zu den häuslichen Arbeiten anhält.

Mehrere Familien wohnen in Dörfern, sogenannten Kampong's, vereinigt zusammen. Über ein solches Dorf übt zwar in manchen Gegenden ein Ältester eine gewisse Autorität, diese ist aber immer sehr prekär. Denn es werden ihm weder irgend welche Abgaben entrichtet, noch zeichnet er sich vor den anderen Bewohnern durch besseren Schmuck oder eine confortablere Wohnung aus.

Unter den Gebräuchen, welche das öffentliche Leben betreffen, ist die Eidesleistung zu erwähnen, welche darin besteht, dass die beiden Theile ihr eigenes Blut, welches sie durch Ritzen der Hand hervorlocken, mit Wasser vermengen und dann austrinken.

Von Krankheiten ist besonders ein aus eiternden Geschwüren bestehendes Hautübel verbreitet.

Die Leichen werden begraben; nach Ablauf etwa eines oder zweier Jahre gräbt man aber die Gebeine wieder aus und setzt sie unter Festlichkeiten in einer Felsengrotte bei. Bis dahin müssen die Angehörigen trauern und die zurückgebliebene Witwe darf sich erst, nachdem dies alles geschehen, wieder verheirathen.

Bei den Völkern im Innern der Insel, eben so wie bei den Stämmen an der Südostküste kommen andere Gebräuche vor. Man legt die Leiche, nachdem sie gewaschen und in ein Bastzeug eingewickelt worden, auf ein Gerüst, unter dem man einen Monat lang ein gelindes Feuer unterhält. Nachdem die Leiche mumificirt worden, deponirt man sie unter Festlichkeiten eben so in einer Felsengrotte.

Ein grosser Fortschritt des Papûa gegenüber dem Australier ist der Handel. Derselbe beschränkt sich freilich nur auf einige Rohproducte, welche von den Bewohnern aus dem Innern geholt und an malayische Kaufleute hintan gegeben werden; er trägt aber wesentlich dazu bei, den Papûa für gewisse Bedürfnisse des Lebens empfänglich zu machen. In jenen Gegenden, wo der Tauschhandel betrieben wird, bekleiden sich die Einwohner mit Kleidungsstücken aus Kattun und haben, wenn auch ziemlich oberflächlich, den Islâm angenommen.

Ein anderer, nicht minder wesentlicher Vorzug des Papûa im Vergleiche zum Australier ist sein Formensinn, welcher sich in der plastischen Nachahmung verschiedener Gegenstände kund gibt. Während sich beim Australier auch nicht die rohesten Anfänge in dieser Richtung nachweisen lassen, treffen wir beim Papûa bereits auf verschiedene Figuren, welche sowohl Thiere als Menschen repräsentiren. Die Darstellung der letzteren ist allerdings höchst primitiv und sonderbar; überall zeigt sich ein im Verhältnisse zu den anderen Körpertheilen grosser Kopf, eine breite lange Nase, ein unförmlicher grosser Mund und ein riesiger Penis. Selbst plastische Darstellungen des Coitus (ob mit einer tieferen mystischen Nebenbedeutung ist nicht recht klar) lassen sich nachweisen.[1]

In Betreff der religiösen Anschauungen der Papûa's sind wir wenig unterrichtet, doch scheinen dieselben bestimmter zu sein als bei den Australiern. Wenigstens finden sich grössere Gebäude von eigenthümlicher Form (so das Rumslam bei Doreh, der Tempel im Kampong Tobaddi in der Humboldtsbai), welche nichts anders als Tempel sein können so wie Figuren verschiedener Gestalt, denen gewiss irgend welche religiöse Vorstellung zu Grunde liegt. In einigen Theilen begegnet man einer bestimmten Idee von einem höheren Wesen, das ober den Wolken wohnend vorgestellt wird. Diese Idee ist jedoch ohne irgend welche praktische Bedeutung, da dem höheren Wesen weder Opfer dargebracht werden, noch dasselbe angerufen wird. Mehrere Völker im Innern sollen die Sonne und die Berge verehren und bei diesen Dingen auch schwören.

Ob bei den Papûa's Priester oder Zauberer sich finden, lässt sich nicht bestimmen; gewiss widerstreben dieselben in jener Form, wie sie bei den Australiern auftreten, dem naiven, heiteren Gemüthe derselben. Von Fällen des Cannibalismus wird zwar berichtet, diese sind aber nicht verbürgt und beruhen wahrscheinlich auf Verwechslungen.

[1] Vergl. die Tafel 5 in dem Werke Nieuw Guinea, ethnographisch en natuurkundig onderzocht en beschreven in 1858 door een Nederlandsch Indische commissie. Uitgegeven door het koninklijk institut voor taal-, land- en volkenkunde van Nederlandsch Indie. Amsterdam, 1862. 8°.

Festlichkeiten kommen bei verschiedenen Gelegenheiten vor, so bei Hochzeiten, Begräbnissen. Eine Hauptrolle spielen dabei die Musik und der Gesang. Erstere wird meistens mittelst einer Trommel gemacht; letzterer besteht im lärmenden Absingen von Liedern. Die Trommeln sind mit der Haut einer grossen Eidechse oder dem Felle eines vierfüssigen Thieres überzogen und aus einem etwa 2 Fuss langen, ziemlich schmalen ausgehöhlten Stücke Holz verfertigt. Sie werden mittelst Stäbchen geschlagen.

Gleich den Australiern haben die Papûa's ihren Nationaltanz, zu dem sie sich eigenthümlich schmücken. Arme und Hüften werden mit Vogelfedern geziert, Nase, Wangen und Brust mit Kalk oder einer andern Erdart bestrichen. Man stellt sich in zwei Reihen auf und sucht den Vortänzer, welcher mit einem eigenthümlichen grotesken Kopfputz ausgestattet ist, sowohl im Tanz als im Gesang, der einem wüsten Gelärm gleicht, zu copiren. Das Ganze wird von ohrenzerreissendem Trommelschall begleitet.

Neben dem Nationaltanz kommen auch Kriegstänze vor, welche von zwei Abtheilungen, wovon die eine die Angreifer, die andere die Angegriffenen darstellt, aufgeführt werden.

Alle diese Tänze werden jedoch nicht, wie bei den Australiern, während der Nachtzeit, sondern bei Tage ausgeführt.

Bei den Papûa's des Bezirkes von Lobo (in der Nähe des Berges Lamantseieri auf Wonim-di-bâwa) lässt sich eine geordnete Zeitrechnung nachweisen, welche auf die Wiederkehr des Vollmondes und Mosim's[1] (Ngarakwida) basirt. Die Zeit von einem Vollmonde zum andern heisst Uransa. Der Ostmosim enthält sechs, der Westmosim fünf Uransa's; ein Uransa kommt auf die grosse Ebbe (Meti besar). Ein Jahr heisst Ngaraska. Die grosse Ebbe tritt im October ein, wo die Papûa's auf den Trepangfang aussegeln und wird auch von ihnen am Ausschlagen des Eisenholzbaumes erkannt.

Da der Bezirk von Lobo unter dem Radscha von Namototte, einem Vasallen des Sultans von Tidor, steht, und seine Bewohner grösstentheils zum Islâm bekehrt sind, so liegt es nahe, in der oben erwähnten Zeitrechnung muhammedanischen Einfluss anzunehmen.

Sprache.

Die von den Papûa's gesprochenen Sprachen sind noch sehr wenig bekannt, daher die Vergleichung derselben unter einander nur äusserst mangelhaft sein kann und sich auf das Allgemeine beschränken muss. Dass die verschiedenen auf Neu-Guinea herrschenden Dialekte mit einander in einem tieferen Zusammenhange stehen, scheint sicher zu sein; wie sich das Verhältniss derselben zu den Idiomen der dunkelfarbigen Aboriginer der grösseren Sunda-Inseln und Philippinen stellt, darüber müssen erst spätere Forschungen entscheiden.

Über das Laut-Inventar so wie über die Betonung der Papûa-Idiome können wir nichts Näheres mittheilen, da genauere Aufzeichnungen und Beobachtungen mangeln. Aber eines kann als sicher gelten, nämlich dass die Wortformen nicht allein durch Suffigirung der Formelemente an die Wurzelvariationen, sondern auch durch Präfigirung derselben gebildet werden. Wie sich im Vorhinein auch nicht anders erwarten lässt, sind in die Idiome Neu-Guinea's zahlreiche Elemente aus den malayischen Sprachen, besonders aus dem Alfurischen, eingedrungen.

[1] Engl. *monsoon*, arab. موسم *(mausim)*.

III. Malayen.

Unter dem Ausdrucke „Malayen“ begreifen wir die lichtgefärbte schlichthaarige Bevölkerung der Inseln des indischen Archipelagus und der Südsee von den Andamanen und Nikobaren im Westen bis zur Osterinsel im Osten und von Formosa und den Sandwich-Inseln im Norden bis Neuseeland im Süden. Zu ihnen sind auch die Bewohner der Küsten von Malâka sowie — wenigstens ihrer Sprache nach — die Bewohner der hart an der afrikanischen Küste gelegenen Insel Madagascar zu rechnen.

Der Name Malaye entstammt dem malayischen Worte ملايو *(malâyu* oder *malâyo)*, womit dieses bekannte Handelsvolk des Ostens sich selbst bezeichnet.[1] Es ist ein Gattungsbegriff, denn die Malayen nennen sich اورغ ملايو *(ôrang-malâyu)* „Malayenmenschen“, und ihr Land تانه ملايو *(tânah-malâyu)* „Malayenland“. Dieses Ausdruckes haben sich sowohl die Anthropologie als auch die Ethnographie und Linguistik bemächtigt. Erstere begreift unter Malayen eine eigene Rasse, zu welcher alle oben allgemein bezeichneten Völker gerechnet werden; die Ethnographie und Linguistik dagegen verstehen darunter im weiteren Sinne nur jene Völker dieser Rasse, welche im Westen bis zu den Marianen wohnen, und im engeren Sinne das Volk der Malayen auf Malâka und den Küsten der Inseln des indischen Archipel.

Vom linguistischen und culturhistorischen Standpunkte aus zerfällt die malayische Rasse in zwei grosse Abtheilungen, nämlich eine westliche und östliche, oder in die Malayen im engeren Sinne und die Poly-Melanesier. Die ersteren sprechen Sprachen, welche als ziemlich

[1] Die eigentliche Bedeutung dieses Ausdruckes, so wie überhaupt aller nicht-abgeleiteter Stammwörter in den malayo-polynesischen Sprachen ist ungewiss. Dass derselbe an das indische Land Malaya, an der Westseite der Ghat's (das heutige Malabar), sich anlehnt, mit welchem die Malayen frühzeitig im Verkehre standen, scheint mit seiner grossen Verbreitung nicht recht im Einklang zu stehen. Ebenso ist die von Friederich (Zeitschr. d. deutsch. morgenl. Gesellsch. Vol. IX. pag. 259) vorgeschlagene Etymologie aus dem Javanischen, wornach Malayu so viel als „Flüchtling, Vagabund“ bedeuten soll, gar nicht glaublich. Das bétreffende javanische Wort, wovon es abgeleitet sein soll, ist wohl Ngoko: *(layu)* „Flucht“, wovon *(l-um-ayu)* und *(ma-layu)* oder *(m-layu)* „rennen, laufen“. Der letztere Ausdruck ist also ein Verbum, und kann nicht ein Nomen bedeuten. Das auch im Javanischen gebräuchliche Nomen malayu *(wong-malayu* „ein Malaye“) ist kein ursprünglich javanisches Wort, sondern aus dem Malayischen herübergenommen.

entwickelt gelten können und nicht unbedeutende Literaturen erzeugt haben, die letzteren dagegen reden Idiome, an welchen man die lautliche und formelle Armuth allsogleich wahrnimmt und welche es nie zu einer Literatur gebracht haben. Die ersteren haben einerseits selbstständig, andererseits durch Aufnahme fremder Elemente eine ziemlich hohe Cultur erzeugt; die letzteren sind im Grossen und Ganzen über die Anfänge menschlicher Gesittung nicht hinausgekommen.

Wir müssen gleich hier die Frage aufwerfen, welche der beiden Abtheilungen den ursprünglichen Typus getreuer repräsentirt, bei welcher von beiden Sprache und Sitte sich in ungetrübterer Reinheit erhalten haben? Obgleich eine vollständige Beantwortung dieser Frage sich aus unserer Darstellung ergeben wird, so können wir von derselben schon desswegen nicht Umgang nehmen, weil von ihr die Anordnung unseres Stoffes wesentlich abhängt.

Vom sprachlichen Standpunkte könnte man — besonders wenn man die an den flectirenden Sprachen gemachten Beobachtungen hier anwendet — zur Ansicht verleitet werden, dass die Sprachen der östlichen Abtheilung (die poly-melanesischen) gegenüber jenen der westlichen einen späteren Sprachzustand darstellen, d. h. aus einer Sprache, welche in den Idiomen der westlichen Abtheilung ihren Typus ziemlich treu bis auf den heutigen Tag erhalten hat, durch lautlichen Verfall hervorgegangen seien. Diese Ansicht würde noch dadurch unterstützt werden, dass wirklich jene Formen, welche in beiden Abtheilungen identisch sind, in der westlichen Abtheilung sich vollständiger erhalten haben und von der in der östlichen Abtheilung überhandnehmenden Consonantenverschleifung frei geblieben sind.

Dagegen ist, wie im linguistischen Theile dieses Werkes ausführlicher dargethan ist, einzuwenden, dass die an flectirenden Sprachen gemachten Beobachtungen nicht überall angewendet werden dürfen. Während nämlich die flectirenden Sprachen erst zu einer Zeit sich gegenseitig abgetrennt haben, wo der Bau derselben bereits vollendet war und die fernere Geschichte derselben nichts anderes zeigt, als lautlichen Verfall ihrer Formen, scheinen die nicht-flectirenden Sprachen sich schon in einer Periode von einander losgerissen zu haben, wo der Bau des Sprachgebäudes erst im Werden begriffen war, wo also einer jeden Abtheilung, welche sich lostrennte, die Aufgabe zufiel, den Ausbau mit den überkommenen Mitteln selbstständig weiterzuführen. Daher kömmt es, dass sich dann Identität der Wurzeln und formbildenden Elemente, nicht aber — ausser nur in seltenen Fällen — Identität fertiger Wortformen nachweisen lässt.

Dies passt auch ganz vortrefflich auf die beiden grossen Abtheilungen der Idiome der malayischen Rasse. Hier lässt sich nur in verhältnissmässig seltenen Fällen Wörtergemeinschaft zwischen denselben nachweisen — ein Factum, welches den oberflächlichen Beobachter leicht irre führt, — während der Beweis ursprünglicher Wurzel- und Formeinheit mit derselben wissenschaftlichen Strenge und Evidenz wie auf anderen Gebieten geführt werden kann.

Einer stricten Anwendung der aus den flectirenden Sprachen gewonnenen Ansichten steht auch ein gewichtiger Umstand entgegen, der sie ganz und gar unmöglich macht. Wir begegnen nämlich in jeder der flectirenden Sprachen, selbst wenn Bildungen späterer Epochen überhand genommen und das Sprachmateriale nivellirt haben, dennoch einzelnen Formen, welche als Zeugen älterer Zustände übrig geblieben sind, und wie Inseln aus dem weiten Ocean hervorragen. Nach solchen würden wir aber, wenn wir voraussetzten, die an den Sprachen der westlichen Abtheilung geltenden Formen und Bildungen seien aus der Ursprache

herübergenommen und wirkten hier lebenskräftig fort, in den Idiomen der östlichen Abtheilung vergebens suchen.

Es bleibt daher, um den Entwickelungsgang der malayo-polynesischen Sprachen genügend zu erklären, nur die Annahme offen, dass die poly-melanesischen Sprachen mit ihrem höchst armseligen Lautinventar, ihren einfachen Formen, ihrem kunstlosen Baue, den ursprünglichen Sprachzustand viel treuer repräsentiren als die malayischen Sprachen mit ihren ziemlich reich entwickelten Lauten, ihren in mancher Hinsicht (z. B. in den Tagala-Sprachen) kunstvollen Formen, ihrem zur Darstellung des Gedankens gut ausgeführten Baue.

Diese Ansicht erhält von Seite der Culturgeschichte ihre volle Bestätigung. Wie wir oben bemerkt haben und aus den folgenden Schilderungen sehen werden, stellen die Poly-Melanesier einen tieferen Culturgrad dar als die Malayen. Nun ist es eine allgemein gemachte Wahrnehmung, dass Cultur- und Sprachenentwickelung in einem gewissen Zusammenhange stehen, dass nämlich dort, wo die Cultur auf einer niedrigeren Stufe stehen bleibt, auch die Sprache die jener Cultur entsprechende Stufe nicht überschreitet, während dort, wo die Cultur sich rasch entwickelt auch die Sprache diesen Entwickelungen folgt. Es werden daher überall, wo noch keine für den Gedanken passenden Formen vorhanden sind, diese geschaffen, dort hingegen, wo sich bereits fertige Formen vorfinden, diese dem sich entwickelnden Gedanken unterworfen. Daher bemerken wir im ersteren Falle gegenüber dem ursprünglichen Zustande Wachsthum, im letzteren Absterben und Zersetzung.

Wir können daher auch aus dem niederen Culturgrade der Poly-Melanesier den Schluss ziehen, dass ihre Sprache gegenüber jener der in der Cultur weiter vorgeschrittenen Malayen einen älteren Zustand repräsentirt, dass wir also, was die beiden im Volksleben die grösste Rolle spielenden Factoren Sprache und Sitte anlangt, den reinsten und ursprünglichsten Typus derselben bei der östlichen Abtheilung der malayischen Rasse zu suchen haben.

Ursprünglicher Sitz und Verbreitung der malayischen Rasse.

Zur Entscheidung der Frage, wohin wir den ursprünglichen Sitz der malayischen Rasse zu verlegen haben, müssen wir sowohl das Verhältniss derselben zu der dunklen Rasse, den Papûa's, als auch die Wanderungsrichtung derselben ins Auge fassen.

Was den ersten Punkt betrifft, so finden wir auf allen grösseren Inseln des indischen Archipels, wie Sumatra, Borneo, Celebes, Dschilolo, den Philippinen, im Innern eine Menschenvarietät, welche überall als schwarz, kraushaarig, also verschieden von der olivengelben, schlichthaarigen malayischen Rasse bezeichnet wird. Dieselbe findet sich auch in den Gebirgen Malâka's und im Innern Formosa's. Wir haben im vorhergehenden Abschnitte alle diese Stämme mit den Bewohnern Neu-Guinea's in einen Typus zusammengefasst und denselben als verschieden sowohl vom australischen als malayischen hingestellt. Eine solche Scheidung schien uns vom wissenschaftlichen Standpunkte viel mehr empfehlenswerth als etwa die Ansicht, dass wir in den Bewohnern Neu-Guinea's eine Varietät des Australiers und in den dunklen Bewohnern des indischen Archipels nur ältere malayische Auswanderungen vor uns haben.

Wir wollen jedoch die letztere Ansicht, welche nur den Papûa-Typus aufheben könnte, aber auf die Behandlung der malayischen Rasse keinen Einfluss hat, vor der Hand neben unserer gelten lassen und der Beantwortung der Frage über die muthmasslichen Wohnsitze der Malayen näher zu kommen suchen.

Wir müssen gleich hier bemerken, dass die Beantwortung des ersten Punktes mit jener des zweiten aufs innigste zusammenhängt und können daher nicht umhin, gleich hier die Beobachtung niederzulegen, dass die Wanderungszüge der malayischen Rasse stets von Westen nach Osten gingen und die gegen Osten gelegenen Inseln von den westlichen aus bevölkert wurden. Halten wir dies vor Augen, so müssen wir nothwendig, ob wir nun die dunkle, kraushaarige Bevölkerung der Sunda-Inseln für Papûa's erklären oder sie für ältere malayische Auswanderer halten wollen, die ursprüngliche Wiege der malayischen Rasse im Westen aller jener Inseln suchen, wo sich im Innern eine von den an der Küste wohnenden Malayen verschiedene Bevölkerung nachweisen lässt. Denn nach dem Verhältnisse, in welchem diese beiden Menschen-Varietäten zu einander stehen, ist es ganz unzweifelhaft, dass die dunklere Rasse die Aboriginer, die lichtere dagegen die späteren Einwanderer darstellt.

Nun finden wir aber auf allen grösseren Inseln des indischen Archipelagus diese zwei Menschenvarietäten vor, und da selbst die asiatische Halbinsel Malâka mit der hart an der Küste des Continents gelegenen Insel Formosa und die weit gegen Westen gelegene Inselgruppe der Andamanen Spuren vom Dasein der dunklen Rasse enthalten, so müssen wir nothwendig die südöstlichen Theile des asiatischen Continents für die Wiege der malayischen Rasse annehmen. Gewiss aber muss die Auswanderung oder Verdrängung derselben nach den Inseln des indischen Archipels schon zu einer Zeit stattgefunden haben, wo die jetzigen Bewohner des ostasiatischen Continents, welche insgesammt der hochasiatischen Rasse angehören, dieselben noch nicht inne hatten.

Von dieser Katastrophe scheinen sich bei den einzelnen Völkern des malayischen Stammes nur dunkle Reminiscenzen erhalten zu haben (wie bei den Javanen, Bugis), welche in den meisten Fällen Stammeitelkeit umarbeitete und mit anderen Zufällen in Verbindung brachte (so wie bei den Malayen; vgl. darüber die Sedschara Malayu). Dass aber jedes lebendigere Bewusstsein des Zusammenhanges mit dem Festlande verloren ging und auch weder von sprachlicher noch von physischer Seite directe Zeugnisse für die Aboriginerschaft der Malayen an den Küsten des ostasiatischen Continents heut zu Tage erbracht werden können, dies mag vor allem Andern dem Charakter jener Rasse, von welcher sie verdrängt wurden, nämlich der Hochasiaten, zuzuschreiben sein. — Es ist dies eine Rasse, welche stets massenhaft und mit wildem Ungestüm auftritt und sich alles Fremde assimilirt, aber auch — besonders wenn sie in der Minderheit erscheint — leicht ihren Charakter verliert und untergeht.[1] Wir sind daher auch fest überzeugt, dass gerade diese Rasse eine Menge fremden Blutes in sich enthält, woraus sich auch ihre beispiellos grosse Verbreitung erklärt.

Daher kam es, dass die Malayen, als sie nach mehreren Menschenaltern an den ostasiatischen Küsten erschienen und sich niederliessen, weder Spuren von ihren in der Heimath zurückgebliebenen Brüdern vorfanden, noch auch von den Bewohnern wieder erkannt wurden. Daher mögen auch die Ansiedlungen am Continent gegenüber jenen auf den Inseln als bedeutend jünger erscheinen und scheint dann die spätere Rückwanderung für eine in historischer Zeit stattgefundene Einwanderung zu gelten.

Wir gehen nun zum zweiten Punkte, nämlich zu den Wanderungen der malayischen Rasse über.

[1] Man vergleiche das, was Castrén über mehrere ural-altaische Stämme bemerkt; ferner denke man an die hochasiatischen Völker, welche während der Völkerwanderung eine grosse Rolle spielten und nach kurzer Zeit spurlos untergingen.

Wenn man das Verhältniss der beiden grossen Abtheilungen der malayischen Rasse zu einander betrachtet und von der Ansicht ausgeht, dass jene Abtheilung, welche in Sprache und Sitte auf der alten Stufe am treuesten stehen geblieben ist, auf heimathlichem Boden stehen, während diejenige Abtheilung, welche sich in den beiden oben angeführten Punkten vom alten Typus entfernt, auch weit von der Urheimath sich entfernt haben müsse, so kann man nicht umhin, die zahllosen Inseln der Südsee für die Wiege der malayischen Rasse anzusehen. — Eine solche Ansicht wurde wirklich von mehreren Forschern und Reisenden gehegt, sie findet auch in der Windrichtung, welche in der Südsee grösstentheils von Osten nach Westen geht, eine hinreichende Stütze. Auf der anderen Seite lässt sich wiederum nicht begreifen, wie so kleine Inseln, welche grösstentheils winzigen Thierchen ihr Dasein verdanken, zur Wiege einer weit verbreiteten Menschenvarietät ausersehen sein sollten und auf welche Weise die Fauna und Flora, welche sie beherbergen und welche mit jener der grossen Inseln des indischen Archipels und Asiens übereinstimmt, dorthin verpflanzt wurde.

Jedoch dies sind nur nebensächliche Punkte; viel wichtiger für die Entscheidung der Frage über die Wanderungen der malayischen Rasse, speciell der östlichen Abtheilung derselben, sind die Traditionen und Reminiscenzen, welche auf den einzelnen Inseln sich erhalten haben. — Dabei ist besonders der Umstand merkwürdig, dass wir im Osten überall Kunde von den gegen Westen gelegenen Inseln finden, während sich im Westen nirgends eine genauere Kenntniss der östlichen Inseln nachweisen lässt.

Wir beginnen mit der nördlichsten Gruppe, den Sandwich-Inseln. Hier findet sich eine alte Tradition, welche berichtet, die ersten Einwohner seien von Tahiti gekommen. Daneben lässt sich Bekanntschaft mit der Marquesas-Gruppe nachweisen, von welcher die Namen der beiden grössten Inseln, Nukuhiva und Fatuhiva, genannt werden. — Der Name der grössten Insel der Sandwich-Gruppe Hawaii ist nichts anderes als eine sprachgemässe Veränderung des Namens der Samoa-Insel Savaii. Der nördlichste Punkt von Hawaii trägt den Namen Upolu; dieser Name kommt aber auch einer Insel der Samoa-Gruppe zu. Eine kleine Felseninsel bei Niihau wird Lehua genannt, dieses ist aber nichts anderes als die sprachgemässe Veränderung des Namens Levuka, der Hauptansiedlung der Insel Ovolau von der Tonga-Gruppe.

Wir sehen also deutlichen Hinweis auf Tahiti und die Marquesas-Inseln und Reminiscenzen, welche sich auf die Samoa- und Tonga-Gruppe beziehen. Wie wir unten sehen werden, wurde Nukuhiva von Tonga aus bevölkert, es musste also, nachdem die Reminiscenz an Tonga sich so frisch erhalten hatte, Hawaii nicht lange Zeit nach Nukuhiva bevölkert worden sein.

Auf den Marquesas-Inseln findet sich im Norden (Nukuhiva) die directe Tradition, die Bevölkerung sei von Vavao gekommen. Dieses ist offenbar nichts anderes als die Insel Vavau der Tonga-Gruppe. Und wirklich schliesst sich die Sprache Nukuhiva's zunächst ans Tonga an, wie auch die Sitten der Bewohner an die auf Tonga herrschenden am meisten erinnern.

Auf den südlichen Marquesas-Inseln dagegen berichtet die Tradition, das Land wäre aus dem Sitze der Geister (Havaiki) emporgetaucht. — Nun ist Havaiki nichts anderes als der sprachgemäss veränderte Name der Samoa-Insel Savaii. Da auch in der Tradition Tahiti genannt wird und die Sprache der südlichen Marquesas-Inseln sich zunächst ans Tahitische anschliesst, so scheint eine Einwanderung von dieser Inselgruppe vorzuliegen.

Was nun Tahiti selbst betrifft, so bezeichnet die Tradition direct Havaiki als den Ausgangspunkt ihrer Ansiedelung. Nach ihr sollen die Ankömmlinge auf Raiatea sich niedergelassen und ihren Platz Havaii genannt haben. Nun weisen die Namen Havaiki und Havaii wieder auf nichts anderes als auf die Samoa-Insel Savaii hin.

Auf Rarotonga bezeichnet die Sage Avaiki als jenes Land, wo der erste Mensch ans Land stieg. Dieses Avaiki ist wieder die bekannte Samoa-Insel. Eine andere, bestimmtere Sage nennt zwei Häuptlinge, welche die Insel bevölkerten, nämlich den Häuptling von Manuka (einer Samoa-Insel), der von Westen her kam, Namens Karika, und den tahitischen Häuptling Tangiia. Ersterer soll im Nordwesten, letzterer im Osten sich niedergelassen haben. Die Nachkommen des ersteren nennen sich noch heut zu Tage Ngati-Karika, die des letzteren Ngati-Tangiia. Obwohl von der Sage die ersteren als Sieger bezeichnet werden, scheinen sie doch im Laufe der Zeit von den letzteren überwunden worden zu sein, indem die Sprache von Rarotonga sich zunächst ans Tahitische anschliesst.

Neu-Seeland wurde nach der Tradition von Hawaiki aus bevölkert. Die Sage bewahrt nicht nur die Namen der ersten Ansiedler, sondern auch die Namen ihrer Canoes auf. Die ersten Niederlassungen sollen an der Westküste und im Osten der Cook-Strasse stattgefunden haben. Später kamen mehrere Männer von Savaii, welche den süssen Erdapfel (Kumara) mit sich brachten. Nachdem das letztere Ereigniss etwa vier Generationen oder etliche 120 Jahre zurückdatirt wird, so mag auch die erste Ansiedlung nicht weit zurückgehen und kaum das Jahr 1200 unserer Zeitrechnung überschreiten.

Fassen wir nun die betrachteten Punkte: Sandwich-Inseln, Marquesas-Inseln, Tahiti, Rarotonga, Neu-Seeland zusammen, so finden wir, dass die Tradition überall auf die Samoa-Insel Savaii zurückweist und nebenbei auch die Tonga-Gruppe erwähnt. Wir glauben uns daher vollkommen zu dem Schlusse berechtigt, dass wir in den Samoa- und Tonga-Inseln den Ursitz der Polynesier zu suchen haben oder jenen Punkt, auf welchem die östliche Abtheilung der malayischen Rasse nach ihrer Absonderung von der westlichen sich niedergelassen und von wo aus sie sich über die Südsee verbreitet hat.

Die einheimische Tradition führt uns jedoch noch weiter zurück. Gleichwie auf den östlichen Inselgruppen der Name Savaiki ein Land bezeichnet, welches für das Eden des Polynesiers gelten kann, das er mit der Poesie sorgenfreier Kindheit umgibt, eben so bewahrt die Tradition von Samoa und Tonga das Andenken an eine grosse Insel, welche im Westen gelegen ist und als Wohnort der Seligen und Ausgangspunkt der Menschheit angesehen wird. Der Name dieser Insel lautet im Samoa: Pulotu oder Purotu, im Tonga: Bulotu. Nun ist es wahrscheinlich, dass wir in diesem Ausdruck den Namen der Insel Buro zu erkennen haben. [1]

Wenn wir nun die von uns vorgebrachten Thatsachen überblicken, so stellt sich ganz unzweifelhaft heraus: erstens dass wir die südöstlichen Theile Asiens als Urheimath der malayischen Rasse annehmen müssen, und zweitens dass sich diese zuerst nach und nach über die Inseln des indischen Archipels bis Buro verbreitete und erst dann zur Samoa- und Tonga-Gruppe und von da aus über die Inseln der Südsee vorrückte.

Zeit der Trennung der malayischen Völker.

Wenn wir nach der Zeit fragen, in welcher zunächst die beiden Abtheilungen, die östliche und westliche, von einander sich getrennt haben, so können wir bei der Beantwortung uns nur auf Schlüsse berufen, welche aus der Vergleichung der beiderseitigen Sitten und Sprachen abgeleitet werden können.

[1] Das tu in Pulotu dürfte mit dem Worte tabu (vgl. Tonga tabu, das heilige Tonga) zusammenhängen und der Ausdruck nichts anders als die heilige Buro bedeuten.

Ein wesentlicher Punkt ist das Vorhandensein von fremden, besonders altindischen Elementen in den Sprachen der westlichen Abtheilung. Von diesen lässt sich in den Idiomen der östlichen Abtheilung keine Spur nachweisen.

Da nun diese Elemente in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung eingewandert sind und wie sich bestimmt zeigen lässt, die Sprache schon damals jenen entwickelten Typus an sich trug, den sie heut zu Tage darbietet, so können wir bei der Annahme, sie habe wenigstens 1000 Jahre zu ihrer Entwickelung gebraucht, mindestens das Jahr 1000 v. Chr. als Zeitpunkt festsetzen, von wo aus die Theilung der malayischen Rasse in zwei Abtheilungen datirt werden muss.

Spaltung der Polynesier in verschiedene Stämme.

Auch die Zeit der Spaltung der Polynesier in verschiedene Sippen können wir annähernd bestimmen. Hier haben wir zwar verschiedene, nach Menschenaltern rechnende, einheimische Traditionen vor uns, diese sind aber gewiss entweder nach und nach verwirrt worden oder übertreiben ihre Angaben. Denn wenn man auch zuzugeben genöthigt wird, dass seit der Trennung der Polynesier von den Malayen geraume Zeit vergangen sein muss (derart verschieden sind ihre Sprachen und Sitten), so kann man doch bei der grossen Ähnlichkeit der polynesischen Sprachen und Sitten unter einander schwer annehmen, dass die Spaltung vor langer Zeit stattgefunden habe.

Gewiss dürfen wir, da die Polynesier auf Buro und später auf den Samoa- und Tonga-Inseln wohl geraume Zeit beisammen lebten, nicht vor das erste Jahrhundert unserer christlichen Zeitrechnung zurückgreifen, eine Zeitepoche, welche so ziemlich mit den einheimischen Traditionen übereinstimmt, wenn man die Menschenalter nach den unter den Polynesiern geltenden Verhältnissen auffasst. — Damit haben wir den Beginn der Wanderungen von Savaii und den Tonga-Inseln bezeichnet; zwischen ihm und der Einwanderung nach Neu-Seeland liegt die Geschichte der polynesischen Züge, ein Factum, welches in der Geschichte der Menschheit seinesgleichen nicht wiederfindet.[1]

Muthmassliche Ursachen der Wanderungen der malayischen Rasse.

Fragen wir nach den Ursachen, welche die malayische Rasse bewogen haben können, solche weite Wanderungen zu unternehmen, so geben uns das Land, die Umgebung und der Charakter der Rasse selbst darauf genügende Antwort. Wenn wir das Land, welches von der malayischen Rasse bewohnt wird, betrachten, so muss uns vor allem andern der Umstand auffallen, dass es durchwegs aus Inseln besteht. Man kann die malayische Rasse mit gutem Fug und Recht eine Inselrasse nennen; so gross ist ihre Vorliebe für das Meer, dass, wo immer Individuen derselben auf dem Continente sich niederlassen, wir sie nur an der Küste finden.

Die Urgeschichte fast aller Völker erzählt uns, dass den Bewohnern bei ihrer Vermehrung das Land zu enge geworden und dass einzelne Theile des Volkes auswandern und sich eine neue Heimath suchen mussten. Gewiss gingen solche Auswanderungen niemals freiwillig vor

[1] Auch die verhältnissmässig sehr geringe Anzahl der Polynesier (kaum eine halbe Million) lässt auf eine in nicht ferner Zeit liegende Trennung schliessen. Nimmt man auch an, dass durch Kindesmord, Cannibalismus und andere Gewohnheiten eine grosse Zahl von Individuen zu Grunde gegangen ist, so lässt sich die spärliche Population doch nur begreifen, wenn man einerseits eine geringe Anzahl von Stammpaaren annimmt, andererseits die Zeit innerhalb welcher sie sich fortgepflanzt haben, nicht zu weit ausdehnt.

sich, denn Niemand sagt gerne dem Heimathboden für immer Lebewohl. Während aber der Continent für die wachsende Volksmenge genug Land darbietet und eine Auswanderung nur in Zeiten der bittersten Noth oder des blutigsten Zwistes versucht wird, macht auf den Inseln das beschränkte Land eine Wanderung nach einigen Menschenaltern nothwendig. Es werden daher auch die Malayen, nachdem sie von den Inseln einmal Besitz genommen hatten, von Insel zu Insel gedrängt worden sein, bis ihnen endlich das weite unermessliche Meer Halt gebot.

Das Land jedoch, von welchem sie Besitz nahmen, war nicht leer, sondern wurde bereits von einer andern Rasse bewohnt. Dasselbe musste daher den früheren Besitzern mit der Waffe in der Hand genommen und gegen ihre Angriffe vertheidigt werden. War der Feind schwächer, so wurde er zurückgedrängt und wie ein wildes Thier verjagt; sah man aber ein, dass man ihm gegenüber nicht aufkommen könne, so wurde mit ihm Friede geschlossen und nach einigen Generationen waren nach Vermischung der beiden Parteien Hass und Groll vergessen.

Gewiss kamen auch Fälle vor, wo man der Übermacht des Feindes weichen und in weiter Ferne neuen Grund und Boden sich suchen musste. In diesem Falle befanden sich die Malayen, nachdem sie in geringer Zahl von den Samoa- und Tonga-Inseln Besitz genommen hatten und von ihren Todfeinden, den Papûa's, welche bereits mit malayischem Blute vermischt waren, angegriffen wurden. In diesen Angriffen, deren Schauplatz hauptsächlich die Tonga-Inseln gewesen sein müssen (denn Sprache und Sitten tragen dort den Einfluss von Viti deutlich an sich), haben wir den Hebel der polynesischen Wanderungen zu suchen.

Es ist nicht unwahrscheinlich, dass fast zu derselben Zeit von den Samoa- und Tonga-Inseln malayische Flüchtlinge nach Osten aufbrachen, um sich vor ihren Feinden zu retten und die ersteren gegen Tahiti, die letzteren gegen die Marquesas-Inseln verschlagen wurden. Nachdem eine so weite Reise gut von Statten gegangen war und man Land gefunden hatte, wurde einerseits die Lust zu neuen Unternehmungen rege, andererseits erwachte die Sehnsucht das Mutterland wieder einmal zu besuchen. Dabei mochte der Wind der Expedition oft eine andere Richtung geben und man sah sich dann plötzlich statt an die Küsten des Mutterlandes an ein fremdes Gestade verschlagen. Da man jedoch Lebensmittel und Thiere mitgenommen hatte, war man auf dem einsamen Eiland vor dem Hungertode gesichert; man entsagte jedem Gedanken auf Rückkehr und liess sich auf dem fremden Boden nieder. Eine solche unfreiwillige Irrfahrt mag die Sandwich-Inseln und Neu-Seeland bevölkert haben, indem im ersteren Falle Bewohner der Marquesas-Inseln bei einem Ausfluge gegen Westen, im letzteren Falle Samoaner bei einem Zuge gegen Osten vom Winde erfasst und nach den damals unbewohnten Eilanden verschlagen wurden.

Zu diesen Beweggründen, nämlich Flucht vor dem Feinde und Verschlagen durch eine herrschende Windrichtung kommt noch ein dritter, welcher in dem eigenthümlichen Charakter der malayischen Rasse zu suchen ist. Wie jedes Volk zerfällt auch das polynesische in mehrere Clane, welche von eigenen Häuptlingen regiert werden und die, wenn sie nicht von äussern Feinden bedroht sind, mit einander in Feindschaft leben. Der Malaye aber, und speciell der Polynesier ist ein gefährlicher Feind, er hasst mit blindem Fanatismus und scheut es nicht, seinen Gegner, sobald er seiner habhaft geworden, aufzufressen. Er ergibt sich dann dem Cannibalismus mit beinahe thierischer Begierde.

Gewiss war die Furcht vor den eigenen Volksgenossen nicht der letzte Beweggrund, welcher manche Männer bewog das Land ihrer Väter zu verlassen und ihr Schicksal dem schwankenden Fahrzeuge anzuvertrauen. — Denn während aus dem wilden Auge des grimmigen Feindes der sichere Tod entgegenstarrt, kann die milde, ruhig blickende See doch vielleicht Rettung sowohl ihnen als den Ihrigen gewähren!

Land und Klima.

Die von der malayischen Rasse bewohnten Inseln liegen um den Äquator herum zwischen den beiden Wendekreisen; nur Neu-Seeland geht bis zum 46° s. B. herab. Im Besonderen sind es folgende:

A. Malayonesien. [1]

1. Die Philippinen, deren nördlichste Luzon oder Manila über 2000 Q.-M. umfasst. Die südlichste Magindanao (ungefähr 1540 Q.-M.) ist etwas kleiner. Im Westen der von Luzon gegen Magindanao gelegenen Linie liegen Mindoro (175 Q.-M.), Panay (214 Q.-M.), Palawan (251 Q.-M.) und Negros (158 Q.-M.); im Osten Samar (221 Q.-M.) und Leyte (172 Q.-M.), in der Mitte davon Masbate, Zebu (107 Q.-M.) und Bohol (59 Q.-M.). Im Norden von Luzon an der chinesischen Küste liegt Formosa (704 Q.-M.), eine Insel, welche Timor an Grösse gleichkommt.

2. Borneo (malay. برنی *búrni* auch بورنی *bûrni* geschrieben), eine beinahe viereckige Insel zu beiden Seiten des Äquators. Sie ist nächst Guinea die grösste des indischen Archipels und nimmt mit den zu ihr gehörigen Eilanden ungefähr 13.000 Q.-M. ein. Die grösste Länge derselben von Süd-West nach Nord-Ost (vom Cap Sambar bis Cap Unsang) nähert sich 180, die grösste Breite von Westen nach Osten (vom Cap Batu-belah bis Cap Keniungan) etwa 150 Meilen.

Zwischen der Nordost-Spitze Borneo's und Magindanao sind die Sulu-Inseln gelegen.

3. Sumatra (malayisch سمترا *saṃâtra* auch سمنترا *samântra* geschrieben), eine Insel, welche sich schräg von Nordwesten gegen Südosten zu beiden Seiten des Äquators erstreckt. Ihr Flächeninhalt beträgt über 7800 Q.-M., ihre grösste Längenausdehnung ungefähr 230, ihre grösste Breite 55 Meilen.

4. Java (malayisch جاو *dschâwa* auch *dschâu* gesprochen), eine Insel zwischen 5° 52′ und 8° 50′ s. B. und 105° 13′ und 114° 39′ ö. L. — Der Flächeninhalt beträgt 2313 Q.-M.; die grösste Länge (von der Sundastrasse bis Banjuwangi) 140, die grösste Breite (vom Cap Bugil bis zur Südküste von Dschogjokarta) 26 Meilen.

5. Celebes, eine Insel im Osten von Borneo zu beiden Seiten des Äquators gelegen. Der nördliche Theil der Insel bildet eine fast parallel mit dem unterhalb gelegenen Äquator von Westen nach Osten laufende Landzunge, der südliche Theil verläuft in drei nach Süden, Südosten und Osten gewendeten schmalen Halbinseln. Dadurch wird die Küstenentwicklung von Celebes eine sehr bedeutende, indem nicht weniger als drei grosse Baien (Tominie, Tolo, Boni) gebildet werden. — Der Flächeninhalt von Celebes beträgt 3294 Q.-M., seine Küstenentwicklung ist aber beinahe eben so gross als die des ungefähr viermal grösseren Borneo's.

6. Die Halbinsel Malâka (malayisch ملاك), besonders die Küstenstriche derselben vom 1° bis zum 9° n. B.

7. Die um Sumatra und Java gelegenen kleineren Inseln: die Nias-Gruppe, Bangka, Billiton, ferner Madura, Bali und Lombok, so wie jene Inseln, welche sich östlich von Java gegen Neu-Guinea hinziehen, wie Sumba, Sumbawa, Timor.

8. Die Molukken, eine Inselgruppe östlich von Celebes. Die grössten derselben sind Dschilolo (Dschailolo) oder Halmaheira, welches in der Form Celebes gleicht, Ceram mit dem südlich davon gelegenen Amboina (malayisch امبن *umbun*) und Buro.

[1] Diesen Ausdruck wählen wir statt des von mehreren Schriftstellern beliebten Malaisia. Offenbar muss die Bildung analog Polynesia, Micronesia, Melanesia, Malayonesia nicht Malaisia lauten.

9. Die Marianen oder Ladronen, eine Inselgruppe, welche in der Mitte des Quadrats, welches von 140°—150° ö. L. und 10°—20° n. B. eingefasst wird, von Norden nach Süden sich ausdehnt.

B. Polynesien.

1. Samoa-Gruppe (Schiffer-Inseln, Navigator Islands), eine Inselgruppe zwischen 169° und 173° w. L. und 13° und 15° s. B. Die Namen der vier grössten Inseln sind Savaii (ungefähr 100 Meilen im Umfang), Upolu, Tutuila und Manua, die Namen der vier kleineren Manono, Apolima, Orosenga und Ofu.

2. Tonga-Gruppe (Freundschafts-Inseln, Friendly Islands). Sie liegt im Süd-Südwest von den Schiffer-Inseln, zwischen 143° und 176° w. L. und 18° und 22° s. B. Die grösste und südlichste Insel ist Tonga, gewöhnlich Tonga-tabu, die heil. Tonga genannt (ungefähr 60 Meilen im Umfange), welche mit Eua und einigen kleineren eine Gruppe für sich bildet. — Gegen 60 Meilen nordöstlich von Tonga liegen Habai, Lefuka, Namuka und die Felseninseln Kao und Tofua und weitere 60 Meilen gegen Norden Vavau.

3. Neu-Seeland (New-Zealand). Dieses besteht aus zwei grossen Inseln, welche sammt den zugehörigen Inselchen etwa 5000 Q.-M. umfassen. Sie erstrecken sich von Nordosten gegen Südwesten und werden durch die Cook-Strasse von einander geschieden. Die nördliche Insel (New Ulster) heisst bei den Eingeborenen He-ahi-no-maui „das Feuer des Maui", die südliche (New Munster) Te-wai-pounamu „der See des Grünsteins".

4. Die Tahiti-Gruppe (Gesellschafts-Inseln, Society Islands). Sie besteht aus zwei kleinen Gruppen, von denen die östliche Tahiti, Aimeo oder Moorea, Tetuaroa, Tapuaemanu und Metia, die westliche Huahine, Raiatea, Tahaa und Porapora umfassen. Tahiti, die grösste Insel hat ungefähr 108 Meilen im Umfange und liegt unter 149° 30′ w. L. und 17° 30′ s. B.

5. Die Rarotonga-Gruppe (Hervey oder Cook Islands), westsüdwestlich von Tahiti zwischen 155°—160° w. L. und 19°—22° s. B. — Sie besteht aus sieben Inseln, nämlich: Rarotonga (ungefähr 30 Meilen im Umfange), Atiu, Mangaia, Aitutaki, Mauke, Mitiaro, Manuai.

6. Die Tupuai-Gruppe (Austral Islands), ein Complex von mehreren kleinen Inseln, etwa 5 Grade südlich von Tahiti. Dahin gehören Rimatara, Rurutu, Tupuai, Raivavai und Rapa.

7. Die Mangareva-Gruppe (Gambier group) östlich von der Tupuai-Gruppe gelegen unter 23° s. B. und 135° w. L. Dahin gehören Mangareva (etwa 12 Meilen im Umfange), Akena, Akamaru und Tarawari.

8. Die Pakumotu- oder Paumotu-Gruppe, eine Reihe kleiner, meist unbewohnter Inseln zwischen der Tahiti- und Mangareva-Gruppe etwa zwischen 135° und 150° w. L. und 14° und 23° s. B. — Dahin gehören Rairoa (Prince of Wales Island), Ngana (Chain Island), Makemu (Phillips' Island), Hau (Bow Island).

9. Die Marquesas-Gruppe zwischen 138° und 141° w. L. und 7° und 11° s. B. Sie besteht aus zwei kleineren Gruppen, einer südöstlichen, zu welcher Fatuhiva, Tahuata und Hivaoa, und einer nordwestlichen (Washington Group), zu welcher Nukuhiva (etwa 60 Meilen im Umfange), Uahuka und Uapou gehören.

10. Die Hawaii-Gruppe (Sandwich-Islands) zwischen 154° und 161° w. L. und 18° und 23° n. B. Die südlichste und grösste der Inseln ist Hawaii (etwa 250 Meilen im Umfange). Die Namen der andern sind: Maui, Oahu, Tauai, Tahoolawe, Lanai, Molotai und Niihau.

11. Dahin gehören einzelne Inseln, welche vereinsamt im Ocean herumliegen, so Fakaafo (Bowditch Island), Nukunono und Oatafu, etwa 3° nördlich von der Samoa-Gruppe gelegen und

von der nordamerikanischen Expedition unter Comm. Wilkes Union group genannt. Etwa 10° westlich davon liegen drei Koralleninseln, nämlich Vaitupu (Tracy's Island), Nukufetau (Depeyster's Island) und Funafati (Ellice's Island). Zwölf Grade östlich von Neu-Seeland liegt Chatham Island, von Einwanderern aus Neu-Seeland bewohnt.

Ferner sind besonders zu erwähnen Tikopia (12° 30′ s. B., 169° ö. L.), die westlichste und Vaihu (Easter Island) unter 27° s. B. und 109° 50′ w. L., die östlichste der von den Polynesiern bewohnten Inseln.

Wir gehen nun zur Darstellung der Beschaffenheit und des Klima's dieser Inseln über.

Die von den Malayen bewohnten grossen Inseln (Philippinen, Sumatra, Borneo, Java, Celebes) sind gebirgig und enthalten theilweise Vulcane; alle ausser Borneo sind in die Länge gezogen, so dass das Innere des Landes nicht weit von der Küste entfernt ist und durch Flüsse bewässert. Mehrere derselben (Philippinen, Celebes, Dschilolo) sind von Buchten reichlich durchschnitten und haben eine vorzügliche Küstenentwicklung. Der Boden ist fruchtbar und für den Anbau aller tropischen Gewächse ausnehmend geeignet.

Das Klima ist ein subäquatoriales, es wird aber theils durch Seewinde, theils durch die Anwesenheit höherer Gebirge bedeutend gemässigt.

Den meisten Einfluss auf das Klima nehmen in den Gegenden des Äquators die dort regelmässig wehenden Winde (Mosim's). Im Süden des Äquators herrscht nämlich von April bis October der Ost- und von October bis April der West-Mosim, im Norden des Äquators dagegen vom April bis October der West- und von October bis April der Ost-Mosim. Die Übergänge von dem einen zum andern, welche in der Regel drei oder vier Wochen dauern, zeichnen sich durch unbeständige Witterung, nämlich bald Windstille bald gewaltige Stürme, aus. Die Mosim's bestimmen die beiden Jahreszeiten, in welche das Jahr zerfällt. — Der Ost-Mosim bringt heiteren Himmel und anhaltende Dürre; die Zeit in welcher er weht, ist daher die trockene Jahreszeit: der West-Mosim dagegen bringt schweren anhaltenden Regen; die Zeit, in welcher er weht, ist daher die nasse Jahreszeit oder Regenzeit.

Von dieser allgemeinen Regel finden sich jedoch hie und da Ausnahmen, welche theils in der Lage des Landes, theils in dem Vorhandensein grösserer Bergketten ihren Grund haben. So fällt in den inneren Theilen Java's, Sumatra's, Borneo's zuweilen während der trockenen Jahreszeit Regen und auf den Molukken bringt oft der Ost-Mosim Sturm und Regen, während der West-Mosim trockene Witterung mit sich führt.

Ein zweiter Factor, der auf den grösseren Inseln die Witterung bestimmt, sind die Land- und Seewinde. Sie beruhen auf der verschiedenen Dichte und Erwärmung des Wassers und der Erde. Während das Wasser dichter ist als die Erde, entwickelt sich auf der letzteren die Wärme schneller als im ersteren und umgekehrt verliert die Erde schneller die Wärme als das Meer. Daher strömt einige Stunden nach Sonnenaufgang die kühlere Seeluft über das erwärmte Land, während einige Stunden nach Sonnenuntergang die abgekühlte Landluft über den noch warmen Meeresspiegel dahinstreicht.

Die von den Polynesiern mit Ausnahme Neu-Seelands bewohnten Eilande sind entweder vulcanischen Ursprungs oder magere Felsenriffe, oder meistens Koralleninseln. Dem Umfange nach sind sie nicht gross und insgesammt vom Continente sehr weit entlegen; man könnte jede Inselgruppe eine Welt für sich nennen.

Das Klima dieser Inseln ist ein äusserst mildes; Neu-Seeland, welches am weitesten vom Äquator entfernt ist, kann in Betreff seiner durchschnittlichen Temperatur mit den südlichen Theilen Europa's verglichen werden.

Fauna und Flora.

Nach der Fauna und Flora zerfallen die von der malayischen Rasse bewohnten Inseln in zwei Abtheilungen, nämlich: 1. die Molukken und kleineren Sunda-Inseln bis Lombok; 2. die übrigen Inseln. Die ersteren schliessen sich an Neu-Guinea und Australien an, während die letzteren mehr mit dem asiatischen Festlande in Übereinstimmung sich befinden.

1. Die Molukken und kleineren Sunda-Inseln.

Von grösseren vierfüssigen Thieren finden wir Hirsche (auf den nördlichen Molukken) und Schweine, darunter das Hirschschwein (*Bâbi-rûsa* malay. بابی روس) auf Buro; ferner kommen wie in Australien und auf Neu-Guinea die Beutelthiere vor, wozu das Kusu-Kusu oder Kuskus auf Amboina gehört. Auf der Insel Batschan finden sich auch Affen, welche jedoch dort nicht einheimisch zu sein scheinen. Von den Vögeln treffen wir den Casuar, der mit dem auf Neu-Guinea gefundenen übereinstimmt und vom neuholländischen sich durch seine schwarze Farbe und den hornartigen Knopf auf dem blauen Kopfe unterscheidet, dann den Malêo, einen hühnerartigen Vogel, welcher seine Eier den Sonnenstrahlen zum Ausbrüten überlässt. Ferner verdienen Erwähnung die zahlreichen Tauben- und Papageienarten, so wie der herrliche Paradiesvogel.

2. Die übrigen Inseln.

Hier ist die Thierwelt viel mannigfaltiger. So finden wir Affen (malayisch کرّ karra) auf allen Inseln, worunter der Orangutan (اورغ هوتن) auf Borneo und Sumatra zu erwähnen ist; ferner Fledermäuse, von denen besonders der fliegende Hund (Kalong) auf Java merkwürdig erscheint. Von katzenartigen Thieren treffen wir den Tiger (malay. هريمو *harîmau*) und Leopard (هريمو کمبغ *harîmau-kumbang*) auf Sumatra und Java. Beide Arten unterscheiden sich von den auf dem Festlande lebenden. Ferner gehören hieher der Linsang auf Java, eine Art Zibetkatze und der bekannte Musang, eine Art Marder, der in den Kaffeepflanzungen gefunden wird.

Der malayische Bär (بروغ *brûang*) lebt fast ausschliesslich von Kokosnüssen und zeichnet sich durch besonders kurzes Haar aus.

Antilopen und Hirsche (malay. روس *rûsa*), darunter der Zwerghirsch (Kantschil oder Pelanduk) sind auf allen grösseren Inseln einheimisch, eben so Schweine (malay. بابی *bâbi*), deren es mehrere Varietäten gibt.

Der Elephant (malay. گاجه *gâdschah*) kommt gegenwärtig allein auf Sumatra vor, früher fand er sich auch im Nordosten von Borneo, wo er nun ausgerottet ist. Auf Sumatra, Borneo und Java trifft man das Nashorn (malay. بادق *bâdak*). Die Art auf Sumatra ist kleiner, etwas schwächer und hat zwei Hörner. Der Tapir, welcher auf Borneo und Sumatra lebt, ist von der amerikanischen Art gänzlich verschieden.

Der Büffel (malay. کربو *karbau*), das zahme Rind (malay. ساڤی *sâpi*), das zahme Schaf (malay. دمب *domba*) und die zahme Ziege (malay. کمبغ *kambing*), eben so wie das Pferd (malay. کود *kûda*) sind nicht einheimisch, sondern aus Indien eingeführt.

Das wilde Rind (malay. ساڤی هوتن *sâpi-hûtan*) auf Celebes und die wilde Ziege (کمبغ هوتن *kambing-hûtan*) auf Sumatra lassen sich nicht zähmen; beide sind von den gezähmten Arten ganz verschieden.

Von den Vögeln, welche auf den Inseln des indischen Archipels reichlich vertreten sind, erwähnen wir die zahlreichen Arten der Hühnervögel, darunter der wilde Hahn (malay. ايم هوتن *âyam-hûtan*), der javanische Pfau (malay. مرق جاو *marak-dschâwa*) und der Argus-Fasan (malay. کووو *kûwau*) auf Sumatra und Borneo gehören.

An Schlangen (malay. اولر *ûlar*) und Krokodilen (malay. بواى *buwâya*) sind die Inseln des indischen Archipels reich. Unter der ersteren sind am gefährlichsten die Ular-tânah (اولر تانه) auf Java, die meistens im hohen Grase und Bambusgesträuchen sich aufhält, und die Ular-belang (اولر بلغ), welche bis sechs Fuss lang wird.

Unter den Pflanzengestalten des indischen Archipels verdienen vor allen andern die Palmen eine besondere Erwähnung. Die schönste derselben ist die Betelpalme (malay. ڤينغ *pînang, areca catechu*), welche durch den ganzen Archipel verbreitet ist, an der Nordküste Sumatra's aber besonders gut gedeiht. Die Sagopalme (*metroxylon Rumphii*, malay. رمبيا *rumbiya*; das Mark heisst malay. ساگ *sâgu*, auch ساگو geschrieben) wächst nur auf den Molukken in morastigen Küstengegenden. Die Kokospalme (malay. ڤوهن کلاڤ *pôhon kalâpa* oder ڽير *nyiyor*) findet sich auf allen Inseln, obschon manche Naturforscher es bezweifeln, dass sie hier einheimisch ist. Sie erscheint in vielen Gegenden als ein wahrer Segen Gottes, denn sie liefert ein liebliches Getränke, geniessbare Frucht, Oel, Bekleidung, ja selbst die Bedachung.

Nächst den Palmen sind die Pandanus-Arten und Casuarieen zu erwähnen, ferner der Kampherbaum, der besonders im Norden von Sumatra und Borneo sich findet. Eine Anzahl von Bäumen liefert edle, prächtige Hölzer, eine eben so grosse Zahl bietet wohlschmeckende Früchte. Unter den letzteren ist namentlich der Brotbaum *(artocarpus incisa)* von Wichtigkeit. Die Gewürzbäume, welche ausschliesslich auf den Molukken wachsen, greifen erst in die Culturgeschichte der späteren Zeit ein.

Von besonderem Interesse für uns sind folgende drei unscheinbare Erdfrüchte, nämlich die Yams (malay. اوبى *ûbi, dioscorea*), die süsse Kartoffel (malay. اوبى جاو *ûbi-dschâwa* oder كتيلا *katîla, convolulus batatas*) und der Taro, eine grossblättrige Pflanze mit essbarer Wurzel (malay. كلادى *kalâdi, arum colocasia*). Diese Früchte scheinen die ausschliessliche Nahrung der alten Malayo-Polynesier gebildet zu haben, da wir sie auf allen Inseln des stillen Oceans antreffen.

Ein Hauptnahrungsmittel der jetzigen Bewohner des indischen Archipels, der Reis (malay. فادى *pâdi*), ist kein einheimisches Gewächs, sondern wurde von Indien eingeführt.

Andere wichtige Pflanzen, welche im Laufe der Zeit eingeführt wurden, sind:

Der Mais (malay. جاگغ *dschâgong*). Er wird besonders dort gebaut, wo der Boden für die Reiscultur nicht geeignet ist, und nur von den ärmeren Leuten gegessen.

Der Tabak (malay. تمباك *tambâku* oder *tombâko*). Derselbe wurde schon im siebzehnten Jahrhunderte nach Java gebracht und wird gegenwärtig sowohl für den eigenen Gebrauch als auch für die Ausfuhr angebaut.

Der Kaffeh (malay. کفى *koppi* oder کوه *kawah*, arab. قهوه *qahwah*). Der Kaffehbaum wurde 1723 nach Java verpflanzt und wird dort gegenwärtig stark angebaut, so dass die jährliche Ausfuhr über 1,200.000 Pikul beträgt.[1]

[1] Ein Pikul (malay. ڤيكل *pîkul* „Last") beträgt 133⅓ englische oder 125 holländische Pfund.

Der Thee (malay. تيه *têh*) wurde um das Jahr 1820 eingeführt; seine jährliche Ausfuhr beträgt ungefähr 15.000 Pikul.

Das Zuckerrohr (malay. تبو *tubbu*), welches besonders auf Java und Sumatra gepflanzt wird. Die jährliche Ausfuhr des Zuckers (malay. گول *gûla*) beträgt ungefähr zwei Millionen Pikul.

Die Indigopflanze (malay. تاروم *târum*), welche den Indigo (malay. نيل *nîla*) liefert.

Der Mohn (malay. بوڠ افيون *bûnga apêyun*), aus welchem man das Opium (malay. مدت *madat*) bereitet.

Übersicht der zur malayischen Rasse gehörenden Völker.

Beim Entwerfen einer allgemeinen Übersicht der zur malayischen Rasse gehörenden Völker legen wir das meiste Gewicht auf die sprachlichen Verhältnisse, indem diese allein bei oft herrschenden fremden Einflüssen als sichere Kennzeichen der Völkerverwandtschaft angesehen werden können. Wir theilen die ganze malayische Volkswelt in zwei grosse Gruppen, von denen die eine die Malayen im engeren Sinne, die andere die Polynesier umfasst. Beide Gruppen zerfallen in mehrere Abtheilungen.

I. Malayen.

Dahin gehören: *A.* Die Bewohner der Philippinen, von einigen Bisayas, von anderen Tagalas genannt. Der innige Zusammenhang aller dieser Inselbewohner zeigt sich einerseits in der Sprache, welche, wenn sie auch in mehrere Dialekte zerfällt, die im gewöhnlichen Leben kein gegenseitiges Verständniss zulassen, dennoch als eine bezeichnet werden kann, andererseits in den Sitten, welche auf den einzelnen Inseln wenig von einander abweichen. Wie wir bereits im vorigen Abschnitte, welcher über die Papûa's handelt, bemerkt haben, wohnt im Innern der grösseren Inseln eine Rasse, welche als dunkel gefärbt bezeichnet wird. Sie heissen auf Luzon Aetas, d. i. Schwarze. — Neben ihnen finden wir im Norden Manila's einen Stamm, welcher von den Tagalas getrennt und mit dem Namen Igorrotes belegt wird; dies ist jedoch kein ursprüngliches Volk, sondern Mischlinge aus tagalischem und chinesisch-japanischem Blute.[1] An die Bewohner der Philippinen sind die Einwohner von Formosa und der Marianen anzuschliessen; wenigstens sind das Formosanische und die nun nicht mehr gesprochene Sprache der Ladronen mit dem Tagala aufs innigste verwandt. Auch die Bewohner der Sulu-Inseln scheinen desselben Stammes mit den Bewohnern der Philippinen zu sein, wenn auch frühzeitig Mischungen mit Dayaks und später mit Malayen stattgefunden zu haben scheinen. Ferner gehören hieher die Hova's auf Madagascar, denn auch das Malagasi zeigt die meiste Verwandtschaft mit den Tagala-Sprachen, wenn gleich die Sitten, was bei einer so langen Trennung sich leicht begreift, bedeutend von einander abweichen.

B. Die Malayen. Als Hauptsitz dieses Handelsvolkes kann die Halbinsel Malâka gelten, wo Sprache und Sitten sich auch in grösster Reinheit erhalten haben. Die Malayen haben hier mehrere unabhängige Staaten gegründet und durch indische und muhammedanische Einflüsse eine eigenthümliche Cultur und Literatur erzeugt. Nächst Malâka finden wir die Malayen fast auf allen Inseln des indischen Archipels, so wie in Indien und auf Ceylon als Bewohner der Küsten vor. Unmittelbar an die Malayen dürften die Atschinesen, die Bewohner des Reiches Atscheh auf Sumatra anzuschliessen sein, vielleich auch die Passumah und Redschang im Innern von Palembang und die Lampong im Südosten von Sumatra.

[1] Wir besitzen ein Vocabular ihrer Sprache, welches wir nächstens veröffentlichen werden.

Zu den Malayen sind auch jene Stämme zu rechnen, welche in den innern Theilen der Halbinsel Malâka wohnen und von den Malayen Orang-benûa (اورغ بنو) „Menschen des Landes“ genannt werden. Es sind dies echt-malayische Stämme, welche im Naturzustande geblieben sind und auch eine verhältnissmässig weniger entwickelte und von fremden Elementen freie Sprache reden. — Ob sie vor den civilisirten Malayen eingewandert sind oder nur eine alte Abzweigung derselben darstellen, lässt sich schwer mit Sicherheit entscheiden. — Die Orang-gûnung (اورغ گونغ) „Bewohner des Gebirges“, Orang-lâut, (اورغ لاوت) „Bewohner des Meeres“, Orang-Dâgang (اورغ داگغ) „Kaufleute“, welche oft genannt werden, sind keine Völkerstämme, sondern nur Menschenclassen.

Die Badscho's auf Celebes und einigen nahe gelegenen Inseln, auch Orang-lâut genannt, sind ebenfalls Malayen, aber mit chinesischem und japanischem Blute vermischt (vgl. die Igor-ortes auf den Philippinen), wie auch ihr Idiom beweist.

C. Die Sundanesen im Westen der Insel Java, ein Volk, welches als Mittelglied zwischen den Malayen, Javanen und Battak's gelten kann.

D. Die Javanen auf der Ostseite der Insel Java. Dieses Volk kann für das gebildetste der ganzen malayischen Rasse gelten; es ist wahrscheinlich, dass die indischen Einflüsse, welche sich auf dem Archipel frühzeitig geltend machten, an demselben einen eifrigen Verbreiter gefunden haben. Unmittelbar an die Javanen schliessen sich die Balinesen, die Bewohner der Insel Bali, auf welcher frühzeitig javanische und indische Einflüsse nachgewiesen werden können. Wahrscheinlich gehören auch hieher die Maduresen, die Bewohner der Insel Madura, wenngleich der Sprache nach die Bevölkerung derselben in zwei Theile zerfällt. (Die Sprache von Madura und von Sumanap, dem östlichen Theil der Insel.)

E. Die Battak's. Der Hauptsitz derselben ist die Hochebene Tobah im Innern von Sumatra, wo sie sich bis Rauro erstrecken. Stammverwandt mit den Battak's sind die Bewohner der Nias- und Batu-Inseln.

F. Die Dayak's im Innern von Borneo, welche zwar in mehrere Stämme zerfallen, die durch Sprache und Sitte im gewöhnlichen Verkehre geschieden sind, aber unzweifelhaft nur ein Volk bilden.

G. Die Mankasaren im Südwesten und die Bugis im Südosten von Celebes. Obgleich die Sprachen dieser beiden Völker nicht Dialekte genannt werden können, so scheint dennoch ein so inniger Zusammenhang derselben obzuwalten, dass man sie von einander nicht trennen kann. Wahrscheinlich gehören zu den Bugis auch die Küstenbewohner jener Inseln, welche im Süden von Celebes, von der Allas-Strasse bis gegen Timor sich ausdehnen.

H. Die Alfuren auf den Molukken und den benachbarten Inseln, im Norden von Celebes und wahrscheinlich auch an der Nordküste Neu-Guinea's.

II. Polynesier.

Die Polynesier zerfallen streng genommen in eben so viele Völker als es Inselgruppen gibt, oder richtiger, als Dialekte von ihnen gesprochen werden. Wir brauchen also nur auf den Abschnitt, welcher eine Übersicht des von den Polynesiern eingenommenen Terrains liefert und auf jenen, welcher über die Sprache handelt, hinzuweisen.

Wie wir bereits oben bemerkt haben, sind die Polynesier wahrscheinlich schon auf ihrer Wanderung von Buro aus nach Osten mit den Papûa's zusammengetroffen und haben sich vielfach mit ihnen vermischt. Dabei scheinen die Papûa's die Sprache der ihnen geistig überlegenen

Malayen angenommen zu haben, wobei natürlich das alte Sprachgut untergebracht wurde, während der leibliche Typus nach derjenigen Richtung sich neigte, woher ihm immerwährend frisches Blut zuströmte. — Daher finden wir auf den westlich von der Samoa- und Tonga-Gruppe gelegenen Inseln eine schwarze Bevölkerung mit echt malayischen Idiomen und Sitten, welche eine Verquickung der beiden Völker deutlich verrathen. Die bekanntesten Repräsentanten dieser Mischrasse sind die Bewohner der Viti-Inseln. Dieselben sind für uns auch desswegen merkwürdig, weil sie einen immerwährenden Einfluss auf die Bewohner der Tonga-Gruppe ausüben, welcher durch diese bis an die östlichsten Regionen der malayo-polynesischen Welt — die Marquesas-Inseln — reicht.

Übersicht jener Völker, welche unter den Malayen sich niedergelassen haben.

Wenn wir die Culturentwickelung der Malayen begreifen wollen, so müssen wir auch jene Völker in Betracht ziehen, welche im indischen Archipel sich niedergelassen und zur Verbreitung mannigfacher Culturelemente beigetragen haben. Dieselben sind folgende:

1. Die Indier. Diese kamen frühzeitig nach dem Archipel und gaben vornehmlich den Anstoss zur Entwickelung der malayischen und javanischen Cultur. Bei den Malayen heissen sie gegenwärtig اورغ كلينغ *(orâng-Kling)*, eine Bezeichnung, welche speciell auf die Telingas hinleitet. Die meisten heiratheten malayische oder javanische Frauen, daher in den Küstengegenden Java's, Sumatra's und der Halbinsel Malâka mannigfache Mischungen mit indischem Blute sich nachweisen lassen.

2. Die Chinesen. Sie erschienen bereits im 5. Jahrhunderte unserer Zeitrechnung im Archipel. Dieselben kommen vor allem andern aus den südlichen Provinzen Fokien und Kanton und der Insel Hainan und gehören der arbeitenden und ungebildeten Classe an. Der Einfluss derselben ist daher auf die Eingeborenen ein verhältnissmässig sehr geringer.

3. Die Araber. Dieselben treten im 13. Jahrhundert auf Sumatra auf und verbreiten sich von da besonders über die Sunda-Inseln. — Es war nicht nur Handelsinteresse, welches sie nach dem Archipel führte, sondern auch das Bestreben, ihre Religion zu verbreiten. Dies glückte ihnen auch, denn schon im 14. Jahrhundert hatte der Islâm feste Wurzeln geschlagen und fand im 15. Jahrhundert auf Java und weiter auf Celebes bei den Bugis und Mankasaren Eingang. Dadurch üben die Araber, obschon sie mit den Eingeborenen sich selten vermischen, einen bedeutenden Einfluss auf dieselben aus und es ist ihnen sogar an vielen Punkten gelungen, sich des Thrones und der Regierung zu bemächtigen.

4. Die Europäer. Von diesen üben die Spanier auf den Philippinen, deren Bewohner sie zum katholischen Christenthum bekehrt haben, einen besonderen Einfluss aus, die Holländer auf ihren Besitzungen (Sumatra, Java, Borneo, Celebes, den Molukken) und die Engländer auf der Halbinsel Malâka. Alle diese Völker haben sich auch vielfach mit den Eingeborenen vermischt.

Körperlicher Typus.

Wie aus einer näheren Betrachtung der Bewohner des indischen Archipels und der Südsee und aus dem übereinstimmenden Urtheile aller unbefangenen Reisenden hervorgeht, lassen sich unter der lichten schlichthaarigen Bevölkerung zwei Typen unterscheiden, von denen

wir nach dem Vorgange Junghuhn's und mehrerer holländischen Ethnographen den einen den malayischen, den anderen den Battak-Typus nennen. Den ersteren zeigen die Malayen, die Redschang, die Atschinesen, die Javanen, die Sundanesen, die Maduresen, die Tagalas und die Bewohner der Südsee; den letzteren dagegen die Battak's, Passumah's, die Lampong, die Bewohner der Nias- und Batu-Inseln, die Bewohner von Sumba, Timor und den anliegenden kleineren Eilanden, wie Rotti, Dau, Savu, Samau, Allor, Pantar, Lomblem, Adonare, Solor u.s.w.; ferner die Balinesen, die Bugis und Mankasaren und die Alfuren auf Celebes und den Molukken.

Das Verhältniss dieser beiden Rassen zu einander ist analog jenem der Papûa's zu den Malayen in Melanesien. So wie dort haben sich auch hier beide Rassen vielfach gemischt und schliesslich in ein Volk vereinigt, indem von beiden die Sprache einer Rasse angenommen wurde; aber während dort der Malayentypus in dem Papûatypus vollständig aufging, haben sich hier beide Typen, abgesehen von einigen Mischungen, neben einander behauptet.[1]

A. Typus der malayischen Rasse.

Die Grösse des Körpers variirt zwischen 4½ bis 5 Fuss, die Männer sind immer etwas grösser und schlanker als die Frauen. Schädel und Gesichtsbildung sind gleich lang und breit; das Hinterhaupt kurz und im Viereck verflacht, die Backenknochen sind sehr entwickelt und etwas vorstehend, der Unterkiefer ist breit. Die Nase ist platt, die Glabella eingedrückt, die Nasenflügel sind sehr breit, die Nasenlöcher gross. Die Augenlieder sind nicht so weit gespalten wie bei der mittelländischen, aber auch nicht so eng geschlitzt wie bei der hochasiatischen Rasse. Das Auge ist schwarz und von mattem Glanz. Der Mund ist sehr gross und breit mit dicken, mächtigen Lippen, das Gebiss etwas hervorragend. Die Hautfarbe ist kupferbräunlich, mit einem Stich ins Gelbliche, ähnlich dem Zimmt oder schwach gerösteten Kaffeh. Bei den Bewohnern der Südsee treffen wir nahe dem Äquator lichtere, in grösserer Entfernung von ihm (wie auf Neu-Seeland, den Sandwich-Inseln) dagegen dunklere Farben. Der Bart mangelt fast ganz, eben so ist die Behaarung an den bedeckten Körpertheilen schwach entwickelt. Die Haare sind grob, dick, mit einer Neigung zum Krausen, die Farbe derselben ist schwarz mit einem Stich ins Bläuliche. Die Schenkel und Waden sind meistens schwach und mager. Bei den Frauen sind die Brüste klein, spitz und kegelförmig, der Busen ziemlich platt und wenig entwickelt.

B. Typus der Battak-Rasse.

Die Grösse des Körpers beträgt etwas mehr als bei den Malayen, eben so ist der Körper stark gebaut und muskulös. Schädelform und Gesichtsbildung nähern sich mehr dem ovalen kaukasischen Typus; das Hinterhaupt ist mehr zugerundet. Die Oberbackenknochen stehen weniger hervor, das Unterkiefer ist weniger breit. Die Nase ist weniger gross, mehr spitz und gerade, die Glabella nicht eingedrückt. Der Mund ist kleiner und mehr proportionirt. Die Farbe der Haut ist lichtbraun; auf den Wangen zeigt sich eine leise Röthe. Der Bart und die Behaarung sind besser entwickelt als bei dem Malayen; das Haar ist feiner und von lichterer, ins Braune spielender Farbe. Bei den Frauen sind die Brüste grösser und hemisphärisch, der Busen voller und gehobener.

[1] Oder ist der Battak-Typus kein reiner, sondern nur eine Mischform, nämlich malayisches Blut mit südasiatischem gemischt? Letztere Ansicht halten wir um so mehr für wahrscheinlich, als vom sprachlichen Standpunkte die Beweise für eine Mischung keine absolute Überzeugungskraft haben. Damit können aber die beiden Typen immerhin stehen bleiben und ihre Giltigkeit behalten.

Kleidung, Wohnung, Nahrung, Geräthe, Waffen.

Nachdem, wie wir oben erwähnt haben, die östliche Abtheilung der malayischen Volkswelt eine viel ältere Stufe der Entwickelung darstellt als die westliche, und hier vor Allem die Samoa-Gruppe als jener Punkt gelten kann, wo Sprache und Sitte sich in ungetrübtester Reinheit erhalten haben, so werden wir bei Darstellung des malayischen Volksthums besonders auf die dort geltenden Gebräuche zurückgehen müssen. Dadurch wird es uns möglich werden, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden und fremde Einflüsse, welche hier ziemlich zahlreich sind, leicht zu erkennen.

Die Kleidung besteht auf Samoa aus Gürteln von Ti-Blättern *(Dracaena terminalis)*, welche um die Hüften gelegt werden und beim Weibe bis ans Knie herabgehen, beim Manne dagegen selten mehr als die Schamtheile bedecken. Der übrige Körper bleibt nackt, nur wenn es regnet wird ein Bananenblatt auf den Kopf gelegt und beim Fischen auf dem scharfen Korallenboden werden die Füsse mit Sandalen aus der Rinde von *Hibiscus tiliaceus* bekleidet.

Bei festlichen Gelegenheiten bekleidet man sich statt mit dem Gürtel mit Matten, welche aus Blättern einer Pandanus-Art oder der Rinde des *Hibiscus* von den Frauen verfertigt werden. Die Matten der ersteren Gattung sind dünn wie Papier, jene der letzteren aber ähneln einem wolligen Schafpelze. Sie werden mit verschiedenen Erdarten gefärbt oder mit Figuren bemalt. Diese Matten bilden den Reichthum der Bewohner; sie werden beim Schlafen zum Einhüllen, besonders aber zur Abwendung der lästigen Mücken benützt. [1]

Hals und Arme werden mit Muscheln geziert; das Haar wird von den Frauen kurz, von den Männern hingegen lang getragen. Die ersteren schmieren es meistens mit einer Mischung von Öl und dem Safte des Brotfruchtbaumes, die lezteren dagegen mit einem Brei, der aus gebrannten Korallen verfertigt wird. Dadurch erhält das Haar eine lichtbraune Färbung.

Die vorzüglichste Zierde jedoch ist die Tätowirung. [2] Durch diese Procedur, welche man ungefähr um das sechzehnte Jahr am Jünglinge vornimmt, wird dieser erst zum Manne, kann sich verheirathen und darf in der Versammlung der Männer ein Wort mitreden. Frauen tätowiren sich im Ganzen sehr selten und dies nur an den Händen oder Füssen.

Das Tätowiren ist eine Kunst, welche von bestimmten Männern ausgeübt und durch Geschenke reichlich honorirt wird. — Das Instrument, mit welchem diese ziemlich schmerzhafte Operation vorgenommen wird, ist meistens ein sägeförmig zugerichtetes Stück Menschenbein, nur auf Neu-Seeland ist es ein kleiner scharfer Meissel aus Fischbein. Dasselbe wird in eine Mischung aus der Asche der Kokosnussschale und Wasser oder Öl getaucht und mittelst eines kleinen Hammers in die Haut eingetrieben. Der grösste Theil des Körpers wird auf solche Weise mit verschiedenen Figuren und Linien bedeckt, so dass die Person, nachdem sie mit Öl reichlich eingerieben worden, mit einem zierlich gewebten, enganliegendem Gewande bekleidet zu sein scheint. [3]

[1] Auf Neu-Seeland, wo die oben angegebenen Pflanzen nicht vorkommen, verwendet man eine Flachspflanze *(phormium tenax)*.

[2] Der Ausdruck „tätowiren" kommt von *tatau* (Tahit. Haw. Rarot.) oder *tau* (Sam. Tonga) „mit Linien bezeichnen"; auf Neu-Seeland nennt man es *moko* „Eidechse, Schlange", wegen der geringelten Striche, welche auf dem Gesichte angebracht werden.

[3] Auf Samoa und Tonga tätowirt man den Leib von der Taille bis zu den Knieen; der Bauch bleibt bis auf einen kleinen Fleck oberhalb des Nabels, davon frei. Auf Tahiti werden Rückgrat, Hinterbacken und Schenkeln verziert; auf den Marquesas-Inseln wird der ganze Körper vom Kopf bis zur Zehe mit allerlei Linien und

Das Haus des Samoaners gleicht einem riesigen Bienenstock von 30 Fuss Durchmesser und etwa 100 Fuss im Umfange. In der Mitte wird es von zwei bis drei Pfeilern von 30 Fuss Höhe gestützt, welche etwa 3 bis 4 Fuss tief in den Boden eingerammt sind. Rund herum laufen Pfähle von 4 Fuss Höhe und jeder etwa 4 Fuss vom andern entfernt. Die so gebildeten Zwischenräume dienen als Thüren und Fenster und werden bei Nacht mittelst Läden aus Kokosnussblättern geschlossen. Der Estrich ist mit Steinen uud Kokosnussblättern belegt und etwas über den Erdboden erhoben, nur bei reicheren Leuten wird er aus Steinen drei bis vier Fuss hoch aufgebaut. [1]

Der Dachstuhl besteht aus einem Gerippe, welches vogelbauerartig aus dem Holze des Brotfruchtbaumes hergestellt wird. Derselbe wird mit trockenen Blättern, besonders des Zuckerrohres, eingedeckt, welche ziegelförmig von unten nach oben übereinander gelegt und mittelst der Rippen der Kokosnussblätter an einander befestigt werden. Das Dach kann gewöhnlich in zwei Theile zerlegt und abgetragen werden.

Man baut das Haus an jenem Punkte, den man wegen des Schattens der umliegenden Bäume, der Windrichtung oder anderer Zufälle für den geeignetsten hält; selten nimmt man dabei auf die Lage eines Nachbarhauses Rücksicht. Daher sind die Dörfer der Samoaner ganz unregelmässig gebaut.

Das Innere des Hauses besteht aus einem einzigen Raume; hier werden die Geräthschaften aufgehoben, hier essen und schlafen alle Mitglieder der Familie auf dem Erdboden. In letzterem Falle werden Matten durchgezogen, so dass das Haus in mehrere Abtheilungen zerfällt; dies geschieht namentlich, um die lästigen Mücken abzuhalten.

In der Mitte des Hauses befindet sich der Feuerplatz, welcher aber nicht zum Kochen, sondern meistens nur zum Erleuchten des Innern während der Nachtzeit benützt wird. Das Feuer wird mit dürren Kokosnussblättern unterhalten.

Das Häuserbauen ist die Arbeit einer bestimmten Zunft, der Zimmerleute, welche für ihre Mühe bezahlt werden. Nur die Blätter, woraus das Dach besteht, werden gemeiniglich von den Frauen zubereitet und an einander befestiget.

Die Nahrung der Samoanen ist theils dem Thier-, theils dem Pflanzenreiche entnommen. In die erstere Kategorie gehört das Fleisch der auf den Südsee-Inseln einheimischen Hausthiere, nämlich des Schweines, des Huhnes; ferner der Fische, Schildkröten und Schalthiere, in die letztere Kategorie die Brotfrucht, die Banane, die Kokosnuss, Yams, der Taro und die süsse Kartoffel. Das Fleisch der Hausthiere wird jedoch nur von den Reichen und bei festlichen Gelegenheiten gegessen; gewöhnlich hält man sich zu vegetabilischer Kost.

Die Speisen werden auf heissen Steinen und auf Asche gebacken, das Fleisch wird meistens mit Meerwasser begossen, da man den Gebrauch des Salzes nicht kennt. Man legt die verschiedenen Speisen in einer Reihe auf den Stein und bedeckt sie mit einer Lage von Blättern der Brotfrucht oder Banane und nimmt sie nach ungefähr einer Stunde, nachdem sie gar

Figuren bedeckt. Auf Neu-Seeland tätowirt man, da der Körper wegen der rauheren Witterung grösstentheils umhüllt werden muss, nur das Gesicht, seltener auch Brust und Schenkel. Die Tätowirung besteht hier in spiralförmigen Linien, welche auf beiden Seiten des Gesichtes symmetrisch angebracht werden. Dadurch bekommt es ein höchst wildes und fürchterliches Aussehen. Auf Hawaii wird das Tätowiren nur spärlich geübt, höchst selten trifft man Personen mit einzelnen Figuren oder Strichen.

[1] Diese Form des Häuserbaues gilt bis auf jene Abweichungen, welche das Klima nothwendig macht, für alle Inseln der Südsee. Im indischen Archipel dagegen werden die Häuser auf hohen Pflöcken errichtet und können nur mittelst Leitern bestiegen werden.

geworden, heraus. Die Brotfrucht, welche ungefähr ein halbes Jahr hindurch die Hauptnahrung des Samoaners bildet, und von deren Ernte sein Wohlstand abhängt, wird, nachdem sie reif geworden, in eine mit Blättern ausgekleidete Grube gelegt und, mit Steinen beschwert, der Gährung überlassen. Es bildet sich daraus eine breiige Masse, welche mehrere Jahre lang aufgehoben werden kann. Man formt daraus kleine Kuchen, welche gebacken werden. Der Geschmack dieser Kuchen ist im Ganzen angenehm, dagegen der Geruch derselben europäischen Nasen unbeschreiblich widerlich.

Als Getränke dient der Saft der unreifen Kokosnuss, welcher von angenehmem, süss-säuerlichem Geschmack ist. Bei festlichen Gelegenheiten geniesst man, aber nicht nach, sondern vor dem Male, den Ava-Trank. Dieses unfläthige Getränke von berauschender Wirkung wird aus der Wurzel der Ava oder Kava *(piper methysticum)* bereitet.[1] Man requirirt zu diesem Zwecke mehrere Weiber, welche die Wurzel zerkauen und dann sammt dem Speichel in ein Gefäss fallen lassen. Das Ganze wird mit etwas Flüssigkeit vermengt, und nachdem sich der Satz zu Boden gesenkt, durch ein Sieb von Kokosnussfasern abgeseiht.

An solchen Ava-Gelagen nehmen nur die älteren Häuptlinge Antheil. Die Kokosnuss wird gefüllt und jener, für welchen sie gefüllt worden, wird bei seinem Namen aufgerufen. Nachdem er sie geleert, lässt er sie abermals füllen und reicht sie jenem hin, für welchen sie ferner bestimmt worden.

Ein wesentlicher Fortschritt der Samoaner, dieser Ur-Malayen, gegen die Australier und Papûa's ist es, dass sie täglich zwei bestimmte Mahlzeiten halten. Die eine derselben findet um etwa 11 Uhr Morgens, die andere gegen Abend statt.[2] Die letztere ist die Hauptmahlzeit und wird allgemein von der versammelten Familie eingenommen. Man setzt sich mit unterschlagenen Beinen rund herum längs der Hüttenpflöcke auf Matten und legt das Mahl auf Blättern vor sich hin.

Vor Beginn des Mahles ergreift das Haupt der Familie den gefüllten Ava-Becher und schüttet etwas auf den Erdboden für die Götter, deren Schutz er für sich und seine Familie herabruft. Nach dem Mahle werden die Hände mit Wasser gereinigt.

Die Geräthe des Samoaners bestehen vor allem aus Decken, welche bei festlichen Gelegenheiten als Kleider und während der Nachtzeit als Betten benützt werden. Beim Schlafen wird unter den Kopf ein Stück Bambus gelegt, welches auf vier kurzen Füssen steht. Während des Tages rollt man die Matten zusammen und bewahrt sie in der Mitte des Hauses auf.

Weitere Hausgeräthe sind ein Korb, eine Schwinge, eine hölzerne Kiste, Kokosnussschalen, Fischnetze, Ruder und Messer. Korb und Schwinge, welche von zierlicher Gestalt sind, werden aus Kokosnuss- oder Pandanus-Blättern verfertigt. Die Fischnetze, von besonderer Dauerhaftigkeit und Feinheit, werden aus der Rinde einer Hibiscus-Art gemacht. Zu diesem Zwecke wird die Rinde mittelst einer Muschel ihrer rauhen Oberfläche entkleidet und auf einem Brette weich geklopft. Die nun übrig gebliebenen Fäden werden am blossen Schenkel mittelst der flachen Hand zu Schnüren gedreht und in einer Netznadel aufgewickelt. Dieses alles so wie das Netzen selbst wird von den Frauen mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit ausgeführt.

[1] Streng genommen ist das Ava (Kava) kein Getränke in unserem Sinne, sondern ein Reizmittel analog dem Betelblatte (malay. سيريه *sîrih*) und der Areca-Nuss (malay. ڤينغ *pênang*) der Malayen und Javanen.

[2] Die Malayen halten zwei regelmässige Mahlzeiten, die eine etwa um 10 Uhr Morgens, die andere zwischen 7 und 8 Uhr Abends.

Neben diesen Geräthen sind bei jedem Hause Canoes vorhanden. Dieselben bestehen entweder aus einem ausgehöhlten Baumstamme, für zwei bis drei Personen, oder sind aus mehreren Balken bis zu 25, ja selbst 50 Fuss Länge aufgebaut, worin dann 10 bis 20 Personen bequem Platz finden können. Die Grundlage eines solches Canoes bildet ein Balken, der zugleich als Kiel dient; an denselben werden die Bretterstücke angeheftet und das Ganze dann mit dem klebrigen Safte des Brotfruchtbaumes wasserdicht ausgepicht.

Da die Breite eines solchen Canoes kaum 20 bis 30 Zoll überschreitet, so muss es, um nicht umzuschnappen, mittelst eines Auslegers balancirt werden.[1] Die Boote werden nicht angestrichen, sondern längs der Wände mit weissen Muscheln belegt; selten findet man den Kiel mit einer Figur, wie einem Menschenkopf, Hund oder Vogel, verziert.

Die Canoes werden entweder mittelst Rudern oder eines Segels fortbewegt. Das Ruder ist eine etwa vier Fuss lange, unten zugespitzte Schaufel; das Segel besteht aus einem dreieckigen Stück Zeug, welches mit einem Ende unten, mit zwei Enden oben fest gemacht wird. Die Ruderer sitzen einer hinter dem andern, mit dem Gesichte nach vorne, und stechen ins Wasser, indem sie dasselbe ausschöpfen und hinter sich werfen.

Die Waffen der Samoaner bestehen aus der Keule, dem Speere und der Schleuder. Die Keule ist drei bis vier Fuss lang, mit einem breiten Kopf und wird aus Eisenholz oder einer andern schweren Holzgattung verfertigt.[2] Der Speer ist gegen acht Fuss lang und besteht aus einem Schafte aus dem Holze des Kokosnussbaumes, der mit spitzigen Fischgräten besetzt ist.

Bogen und Pfeil werden auf einzelnen Inseln auch gebraucht, aber nur zur Jagd, niemals im Kriege.

Geistige Anlagen.

Der Grundzug des malayischen Charakters ist eine gewisse Härte und Verschlossenheit. Der Malaye wird leicht zum Fanatiker; er ist dann unbändig, wild, blutdürstig. — Ist er gereizt, so befriedigt ihn nicht der Tod seines Feindes; er will auch sein Fleisch geniessen, er wird zum Cannibalen.[3] Er ist ein unerschrockener Seemann, vertraut sich einem schwankenden Boote an, das ein anderer kaum besteigen würde und macht mit demselben sogar weite Reisen. Während der Australier und Papûa sich nicht entschliessen das Land ihrer Väter auch nur auf kurze Zeit zu verlassen, ergreift der Malaye mit Freuden jede Gelegenheit fremde Länder und

[1] Der Ausleger („Outrigger") besteht aus einem Balken, welcher parallel mit dem Canoe im Wasser schwimmt und mittelst mehreren Stangen an dasselbe befestigt ist.

[2] Nur auf Neu-Seeland trifft man Keulen von Stein.

[3] Der Cannibalismus scheint wirklich ein Product der malayischen Gemüthsrichtung zu sein und kann aus äussern Einflüssen nicht befriedigend erklärt werden. Gegen die Annahme, er sei auf Neu-Seeland in Folge unzureichender animalischer Nahrung entstanden, spricht das Vorkommen dieser Sitte auf andern Inseln, wie z. B. der Marquesas- und Paumotu-Gruppe. Auch auf Samoa, Tonga, Tahiti und Hawaii wurde er, nach dem Zeugnisse der Eingeborenen selbst, früher geübt. Unter den Battak's auf Sumatra, einem Volke, welches eine geschriebene Literatur besitzt und an materiellen Lebensmitteln keineswegs Mangel leidet, ist der Cannibalismus zu Hause (vergl. Junghuhn, Die Battaländer auf Sumatra. II. S. 155 ff.), ja ihre adat's (arab. عادة) bestimmen für drei Fälle ausdrücklich das Auffressen als Strafe.

Eine theilweise Erklärung dieser abscheulichen Sitte bietet das geringe Grauen, welches der Malaye vor Leichnamen empfindet. Während fast jeder Mensch, und selbst der wildeste, den Leichnam aus seiner Nähe fortzuschaffen und zu verbergen sucht, werden auf vielen Südsee-Inseln die Leichname in unmittelbarer Nähe der Wohnungen aufbewahrt. Auch die Battak's pflegen den Todten oft durch einen ganzen Mosim im Hause zu behalten (Junghuhn a. a. O. II. 137).

Völker zu sehen. Der Malaye ist eine Art Kosmopolit. Er hat grosse Beobachtungsgabe, lernt leicht anderen etwas ab, nimmt daher auch rasch fremde Sitten und Gewohnheiten an, zeigt vielen Sinn für Handel und lässt sich nicht leicht übervortheilen.

Eine Folge dieser Charakterrichtung ist die verhältnissmässig geringe Entwickelung jener Gefühle, welche sich auf das Familienleben beziehen. Die Familienbande sind ziemlich locker; Kindermord kommt oft vor; hilflose und alte Personen werden hart behandelt. Die Ältern haben über die Kinder sehr wenig Autorität. Die Prostitution wird häufig geübt und selbst von den Ältern, des Gewinnes halber, befördert.

Die Hoffnung auf Gewinn ist überhaupt eine Leidenschaft, welche des Malayen ganze Seele erfüllt. Dem Gewinn zu Liebe begeht er mit der grössten Gewissenlosigkeit alle Verbrechen, wie Diebstahl, Lüge etc. Obwohl er dem Feinde mit Todesverachtung entgegengeht (wie auf den Inseln der Südsee), scheut er sich dennoch nicht, denselben durch spitze Bambùspflöcke, welche im hohen Gras verborgen stecken, so wie vergiftete Waffen (auf den Inseln des indischen Archipels) zu schädigen. Die Aussicht auf Beute und Gewinn ist auch der einzige Grund ihrer blutigen Kriege. Auf den Inseln des indischen Archipels gilt die Seeräuberei für ein ritterliches ehrenvolles Handwerk.

Eine Folge der leichten Erregbarkeit ihres Charakters ist ein tiefes religiöses Gefühl, welches sich in vielen ihrer Gebräuche (z.B. dem Tapu) und ihrer reich entwickelten religiösen Sagen kundgibt. Dadurch unterscheidet sich der Malaye wesentlich vom Australier und Papûa.

Überhaupt sind die geistigen Anlagen des Malayen nicht gering anzuschlagen. Auf kleine Inseln verschlagen, ohne andere Thiere als das Schwein, das Huhn und den Hund, hat es der Malaye ohne jegliche Anregung von aussen dennoch zu einer gewissen Cultur gebracht, welche gegen jene unserer indogermanischen Urväter nicht viel zurücksteht.

Leben, Sitten, religiöse Anschauungen.

Sobald eine Frau die Stunde der Geburt herrannahen fühlt, ruft sie den Beistand ihrer Mutter oder einer anderen bekannten älteren Frau an. Während der Geburt ist ihr Vater oder Gemahl anwesend, welcher den Hausgott um glücklichen Verlauf derselben anfleht und ihm Geschenke verspricht, welche entweder in Matten, einem Canoe oder Lebensmitteln bestehen. Ist die Geburt glücklich abgelaufen und das Kind ein Knabe, so wird sein Nabel an einer Keule abgeschnitten, damit der kleine Weltbürger ein tüchtiger Krieger werde, ist es dagegen ein Mädchen, so wird diese Procedur auf einem Brette vollzogen, auf welchem die Rinde, woraus man Kleider verfertigt, weich geklopft und verarbeitet wird, damit das Mädchen zu einer geschickten und tüchtigen Hausfrau heranwachse.

Während der drei oder vier ersten Tage wird das Kind auf den Rücken gelegt und sein Kopf mit drei platten Steinen umgeben, damit er eine nach malayischen Begriffen schöne Form bekomme. Ein Stein liegt gegen den Scheitel zu und zwei an den Seiten. Dabei werden die Stirne und Nase fleissig gedrückt, damit die platte Form derselben recht hervortrete.

Am dritten oder vierten Tage verlässt die Frau das Kindbett und geht wieder ihren gewohnten Beschäftigungen nach. Bei dieser Gelegenheit wird ein Fest dem kleinen Weltbürger zu Ehren gefeiert. Die Anverwandten des Mannes und der Frau versammeln sich und bringen Geschenke, die ersteren Lebensmitteln, wie Schweine, ferner Canoes, Werkzeuge u. a., die letzteren Erzeugnisse der häuslichen Industrie, wie Matten, Kleider u. a. Nachdem das Ganze auf einen Haufen zusammengelegt worden, wird es unter die Gäste vertheilt, so zwar, dass die Verwandten

des Mannes mit jenen Artikeln betheilt werden, welche die Verwandten der Frau mitgebracht und eben so umgekehrt, die Verwandten der Frau alles das als Geschenk davontragen, was die Verwandten des Mannes zum Feste beigesteuert haben. Den Schluss bildet ein Gelage mit Tänzen und Kampfspielen, welche bis tief in die Nacht hinein dauern.

Die Nahrung des Kindes besteht Anfangs im Safte der gekauten Kokosnuss, welcher demselben durch einen Lappen in den Mund geträufelt wird. Erst nach einigen Tagen, nachdem die Milch der Mutter frei von allen gerinnenden Bestandtheilen befunden worden, wird ihm die Mutterbrust gereicht, an welcher es je nach Umständen vier Monate bis zwei Jahre säugt. Bis zum fünften Jahr sind die Kinder der Obsorge der Mutter anvertraut. Nach dieser Zeit begleitet der Knabe den Vater und leistet ihm beim Fischen, Fruchtpflücken und Häuserbauen Dienste, während das Mädchen die Mutter in ihren häuslichen Arbeiten unterstützt.

Bis zum Ende der Kindheit wird das Kind nach dem Hausgotte, der gleichsam sein Schutzpatron ist, genannt; später, nachdem der Knabe Jüngling und das Mädchen Jungfrau geworden, erhalten sie Namen, welche von ihrem Charakter, ihren Beschäftigungen oder ihrer Ähnlichkeit mit Dingen aus dem Thier- oder Pflanzenreiche hergenommen werden. Bei dieser Gelegenheit wird der Jüngling tätowirt, womit er unter die Zahl der Männer eintritt, während man dem Mädchen zu Ehren ein Fest veranstaltet, an welchem alle ihre Freundinnen theilnehmen. Dabei spielt wiederum das Vertheilen von verschiedenen Artikeln unter die anwesenden Gäste eine grosse Rolle.

Die Keuschheit wird von beiden Geschlechtern mehr dem Namen als dem Wesen nach bewahrt was sich schon leicht aus dem Umstande begreift, dass die Kinder allen Gesprächen der Erwachsenen zuhören können und mit denselben in einem und demselben Raume schlafen.

Die Ehe wird nach erreichter Geschlechtsreife vollzogen; Blutsverwandtschaft, selbst die entfernteste, bildet ein gewichtiges Ehehinderniss; es wird auf ein directes Verbot der Götter zurückgeführt.

Sobald ein Jüngling einem Mädchen seine Neigung zugewendet hat, wirbt er durch einen Freund beim Vater oder ältesten Bruder um dasselbe. Ein Geschenk, bestehend aus Speisen, wird angeboten; wird es angenommen, so ist man mit der Werbung einverstanden. Es werden dann allsogleich die nöthigen Vorbereitungen getroffen, indem man die Braut mit allerlei Artikeln der häuslichen Industrie ausstattet, während dem Bräutigam von seinen Freunden Lebensmitteln, Canoes und Werkzeuge zum Geschenke dargeboten werden.

Am festgesetzten Tage reiben sich die Gäste reichlich mit wohlriechendem Öle ein, schmücken sich mit den schönsten Matten und bekränzen sich mit Blumen. Alle, bis auf die Braut und ihre Freundinnen, setzen sich auf dem Dorfplatz unter den Brotfruchtbäumen mit gekreuzten Beinen nieder und erwarten die Braut, von deren Hause der Weg mit Matten und Decken belegt ist. — Endlich erscheint die Braut, geschmückt, gefolgt von ihren Freundinnen, welche Decken und Matten tragen und diese vor den Bräutigam hinlegen. Nachdem auf diese Weise die Ausstattung der Braut auf einen Haufen zusammengelegt worden, begibt sich diese zum Bräutigam, damit er sich selbst — coram populo — von ihrer Unschuld überzeugen könne.

Ist letzteres der Fall gewesen, so wird die Braut von der Versammlung mit Beifall begrüsst und ihre Anverwandten schlagen sich vor Freude und Jubel ihre eigenen Köpfe mit Steinen, dass diese bluten; hat sie aber ihre Unschuld nicht zu bewahren verstanden, dann Wehe ihr! — wird sie von ihren nächsten Verwandten förmlich gesteinigt.

Nach dieser Ceremonie setzt man sich zum Schmause, bei dessen Beendigung das unvermeidliche Vertheilen von Geschenken stattfindet. Tänze und andere damit zusammenhängende nächtliche Vergnügungen bilden den Schluss des Festes.

Mit der Frau zieht gewöhnlich die Tochter ihres Bruders, oder wenn kein solcher vorhanden, ein anderes junges Mädchen ins Haus des Gatten, um sie in ihren häuslichen Geschäften zu unterstützen, — in Wahrheit um die Concubine ihres Mannes zu machen. Dieselbe muss wie jede Frau mit einer Mitgift ausgestattet werden.

Wohlhabende Leute nehmen sich mehrere Frauen; rechnet man dann die entsprechenden Concubinen noch hinzu, so bringt es gar mancher Mann zu einem Dutzend.

Ehebruch wird streng geahndet; der Beleidigte kann ungestraft den Schuldigen, ja selbst einen von dessen Anverwandten tödten. — Ehescheidungen kommen oft vor, dabei theilen Mann und Frau Besitzthum und Kinder unter sich und die Frau darf so lange der Mann am Leben ist nicht wieder heirathen. War der Mann ein Häuptling, so darf sie es nach dessen Tode nur mit Einwilligung seiner Familie thun.

Stirbt ein Mann, so ist sein überlebender Bruder verpflichtet, die Witwe zu heirathen selbst wenn er bereits verheirathet sein sollte, und an den Kindern Vaterstelle zu vertreten.

Die Mitglieder einer Familie wohnen in mehreren Hütten beisammen und werden von einem Oberhaupte regiert. Mehrere Familien bilden eine Gemeinde, an deren Spitze ein Häuptling steht. Derselbe übt eine gewisse Autorität über die Mitglieder einer Gemeinde sowohl im Frieden als im Kriege; empfängt aber weder besondere Abgaben, noch unterscheidet er sich im gewöhnlichen Leben von einem Mitgliede der Gemeinde. Er trägt dieselben Kleider und verrichtet dieselben Arbeiten, führt mit eigener Hand das Ruder und sammelt Früchte von den Bäumen. Im Gespräche jedoch wird er stets ehrfurchtsvoll angeredet und mit seinem vollen Titel genannt. [1]

Die Gemeinden sind von einander vollkommen unabhängig, nur in einzelnen Fällen vereinigen sich mehrere Gemeinden unter einem gemeinsamen Oberhaupte. [2]

Die Familienoberhäupter und Gemeindehäuptlinge entscheiden vorkommenden Falles nach althergebrachten Satzungen. Dieselben beziehen sich auf die verschiedenartigsten Vergehen und setzen bedeutend entwickelte Ideen über menschliche Verhältnisse voraus. Auf Mord und Ehebruch ist der Tod gesetzt, Ehebruch wird auch mit Verstümmelung der Augen, der Nase oder der Ohren bestraft. — Für mehrere Vergehen bestehen beschämende moralische Strafen, wie wenn der Schuldige an Händen und Füssen gebunden und an einem durchgezogenen Balken gleich einem zum Schlachten hergerichteten Schweine vor den Beleidigten hingetragen wird.

Bei wichtigen gemeinsamen Angelegenheiten, wenn z. B. Krieg droht, versammeln sich die Gemeinden auf einem grossen, mit Brotfruchtbäumen umgebenen Platze. Dabei bilden die Familienoberhäupter das Parlament, während die Häuptlinge und der Oberhäuptling schweigend

[1] Steife Förmlichkeit und Ceremonienwesen sind im malayischen Charakter begründet, nicht etwa erst von aussen in denselben gekommen. Hierin unterscheiden sich der Javane (mit seinen verschiedenen Sprachweisen) und der Malaye von dem naturwüchsigen Südsee-Insulaner in gar nichts. Auf den Inseln der Südsee pflegen nicht nur gemeine Männer im täglichen Verkehr, sondern selbst Knaben beim Spiele sich gegenseitig „Häuptlinge“ zu tituliren.

[2] Diese echt-patriarchalische Verfassung ist eine alt-malayische Einrichtung. Wir treffen sie auch bei den Battak's auf Sumatra (vergl. Junghuhn, Die Battaländer auf Sumatra. II. S. 96 ff.). Die alt-malayische Verfassung, welche auf den Geschlechtern (malay. سوكو *sûku*) basirte, mit einem Oberhaupte (malay. ڤڠهولو *panghûlu*) an der Spitze, ist damit ganz identisch.

zuhören. Eine solche Versammlung dauert oft Tag und Nacht, da mit den dabei geltenden Förmlichkeiten ganze Stunden vergeudet werden.[1] So ist es Sitte, dass wenn Jemand sprechen will, alle zur Rede berechtigten Mitglieder sich zum Worte melden um schliesslich, indem sie aus Höflichkeit gegen einander auf dasselbe verzichten, es dem ersten zu überlassen. — Dieser beginnt nun seine Rede — einen Fliegenwedel in der Hand haltend — nicht mit einer allgemeinen Ansprache, sondern mit einer speciellen Anrede aller Anwesenden, wobei er deren Würden und Titel weitläufig zu erwähnen nicht vergisst. Die einzelnen Sätze werden nicht wie bei uns mit gegen Ende fallender, sondern steigender Stimme gesprochen; die letzten Worte werden überdies mit einer besonderen Kraft ausgestossen.[2]

Unter den öffentlichen Gebräuchen ist der Eidschwur zu erwähnen, welcher darin besteht, dass der Schwörende vor den Häuptling hintritt, Gras auf einen Stein breitet und mit darauf gelegter Hand die Worte spricht: „In Gegenwart unseres Häuptlings lege ich meine Hand auf den Stein. Wenn ich dies oder jenes gethan habe, soll ich sterben!“ Das Gras bedeutet, wenn ich falsch geschworen habe, so soll ich sterben und Gras an Stelle meiner Wohnung wachsen.

Krankheiten, besonders schwere, werden dem Zorne eines Gottes zugeschrieben und man wendet dabei das Mittel an, den Priester zu befragen, was zu geschehen habe. Dieser bestimmt nun entweder ein Geschenk für die erzürnte Gottheit oder fordert die Mitglieder der Familie zur Beichte auf, um zu sehen, ob nicht durch eines derselben der Gott zum Zorne gereizt worden.

Gegen gewisse Krankheiten werden äussere und innere Mittel angewendet, so gegen Vergiftungen, Entzündungen u. a. Beliebt sind das Kneten und Einreiben des Körpers mit Öl, doch kommen auch sympathetische Mittel, die man dem Kranken in einem Säckchen um den Hals hängt, zur Verwendung. Wunden werden gereinigt und mit Blättern verbunden, oft mit dem Rauche der Kokosnuss ausgeräuchert. Geschwüre werden mit einer scharfen Muschel oder einem Haifischzahn aufgeritzt; bei Verwundungen durch Waffen, wo ein Stück im Fleisch stecken geblieben, führt man einen Schnitt von der entgegengesetzten Seite und stosst den in der Wunde steckenden Körper heraus.

Die Todten werden auf eine Matte gelegt und mit wohlriechendem Öle eingerieben. Man hüllt dann den Todten in mehrere Decken ein, wobei Kopf und Gesicht unbedeckt bleiben. Unter das Kinn wird ein zusammengefaltetes Stück Zeug gelegt, um es zu stützen und das Gesicht wird mit einer rothen, in Öl aufgelösten Erdgattung bestrichen, um ihm den blassen Todesausdruck zu benehmen. Schien die Todesursache den Angehörigen verdächtig, so öffnet man das Cadaver und untersucht das Innere desselben.

Während der Todte im Hause aufgebahrt ruht, darf in demselben nicht gegessen werden. Alle jene, welche ihn hergerichtet haben, sind durch fünf Tage unrein; sie dürfen keine Speise berühren, sondern müssen gespeiset werden. — Denn nach dem Glauben des Volkes würden ihnen bei Übertretung des Gebotes Haare und Zähne ausfallen.

Gewöhnlich legt man am nächsten Tage den Leichnam ins Grab. Dieses wird ganz nahe dem Hause etwa einen Fuss tief gegraben und mit Decken und Matten ausgepolstert. Man legt den Todten mit dem Kopfe gegen Osten, mit den Füssen gegen Westen in die Grube und gibt ihm alle jene Lieblingsgegenstände, welche er in letzter Zeit benützt hatte, mit. Der Ort wird dann durch einen Steinhaufen von etwa zwei Fuss Höhe bezeichnet.

[1] Diese Vorliebe für lange Reden finden wir bei allen malayischen Völkern. Der Malaye handhabt die Rede mit vollendeter Meisterschaft und bleibt nie stecken.

[2] Auch die Battak's pflegen ihre Reden förmlich herauszuschreien.

Bei Häuptlingen findet das Leichenbegängniss erst dann statt, nachdem ihre Freunde und Genossen von nah und fern zusammengekommen sind. Bis dahin trauert die Gemeinde und lässt alle Arbeit ruhen. Das Grab wird mit einem gegen den Kopf höheren Haufen Steinen bedeckt und ein Baum mit schönen schattigen Blättern in seiner unmittelbaren Nähe gepflanzt.

In manchen Fällen werden die Leichen einbalsamirt und in der Nähe der Wohnung aufbewahrt. Nach der Bestattung des Todten wird in der Nähe des Grabes ein Feuer angezündet und durch mehrere Tage unterhalten.

Die Religion der Samoaner besteht in der Verehrung bestimmter Gottheiten. Jeder einzelne Mensch hat seine Gottheit, welche über ihm wacht und in einem bestimmten Wesen auf dieser Welt für ihn sichtbar wird; eben so hat jede Familie, jede Gemeinde ihren Gott. Niemand wird es wagen, von jenen Wesen, in denen er seine Gottheit wohnen glaubt, zu geniessen; überall werden sie mit grosser Verehrung behandelt.

Nach dem Tode gelangen die Seelen der Abgeschiedenen in die Unterwelt, wohin sie von den dort wohnenden Geistern geleitet werden. Dort bekommen sie einen wirklichen Körper und können allen ihren gewohnten Lebensverrichtungen nachgehen, denn die Unterwelt ist eine Wiederholung der gegenwärtigen, sie hat ihre Erde, ihren Himmel, ihr Meer. Während der Nacht steigen sie oft an die Oberwelt, wo sie feuerfunkenähnlich herum fliegen.

Die Häuptlinge gelangen ins Paradies (Pulotu), wo sie mit dem Beherrscher der Unterwelt zur Tafel sitzen. Die ausgezeichnetsten derselben werden der Ehre theilhaftig, das Haus des Gottes zu tragen, denn dieses ist nicht auf Pfeilern aufgebaut, sondern wird von Menschen gestützt.

Die grosse Anzahl zumeist localer Gottheiten hat die Malayen zu einem ganzen Pantheon mit einer Reihe der wunderbarsten Sagen geführt. Fast jede Inselgruppe hat ihre Mythologie, welche an Erfindung jener der indogermanischen Völker wenig nachsteht. Darin kommen auch Ansichten über die Schöpfung der Welt, des Menschen und der anderen organischen Wesen vor. Als daher die Malayen und Javanen mit den Indern in Berührung kamen, war der Boden für die Entwickelung einer reichen Sage bereits geebnet.

Priester, dem die Verehrung der Götter obliegt, ist das Oberhaupt jeder Familie. Oft wird einer bestimmten Familie die Priesterwürde zugestanden; eine eigene Priesterkaste jedoch mit bestimmten Satzungen findet sich bei den Malayen nicht.

Tempel werden nur den Gemeindegottheiten errichtet, oft fehlen sie aber und in diesem Falle vertritt das Rathhaus oder das Haus des Häuptlings den Tempel. In den Tempeln werden den Gottheiten zu Ehren verschiedene Gegenstände, wie Muscheln, Kokosnussschalen, aufgehängt und in zweifelhaften Fällen als Orakel benützt.

Ein Ausfluss der religiösen Ansichten der östlichen Abtheilung der malayischen Welt ist das Tapu-System. Es ist dies eine Summe von Verboten, welche sich auf rein weltliche Dinge beziehen, aber in der Praxis nicht in das Civilrecht, sondern in die religiösen Satzungen einbezogen werden. — Die Tapu's haben ihre eigenen Zeichen, an welchen sie Jedermann erkennt. So z. B. wenn Jemand seinen Brotfruchtbaum vor Dieben sichern will, hängt er ein Kokosnussblatt, das er zu einem Haifisch geformt hat, auf denselben. Damit ist der Fluch ausgesprochen: „Jeder, der von meinem Brotfruchtbaume stiehlt, möge sobald er fischen geht, vom Haifisch aufgefressen werden!“

Zu den Belustigungen der Samoaner gehört vor Allem der Tanz, welcher sowohl bei Tag als auch bei Nacht ausgeführt wird. Er wird mit Singen, Händeklatschen und Trommelschall begleitet. Eine besonders von jungen Männern beliebte Unterhaltung ist das Speerwerfen;

und reichere Männer ergötzen sich an dem Fang wilder Tauben, welcher mittelst grosser Netze bewerkstelligt wird, wobei zahme Tauben die Lockvögel vorstellen. Auch das Schwimmen und Erklettern der Bäume um die Wette gehört zu den Belustigungen, eben so Possenreissen, Aufgeben von Räthseln u. s. w.

Sprache.

Die malayo-polynesischen Sprachen bilden einen Sprachstamm, welcher weder mit einem der alten noch der neuen Welt irgendwie zusammen hängt. Sie sind Abkömmlinge einer nun nicht mehr existirenden, in ihnen aufgegangenen Ursprache, welche sich zu einer Zeit in mehrere Sprachen auflöste, als ihr Bau noch nicht vollendet war. Wahrscheinlich war sie über die Wurzelvariation nicht hinausgekommen. — Es stimmen daher sämmtliche malayo-polynesische Sprachen in allen jenen Punkten mit einander überein, welche in der Ursprache bereits ausgeprägt vorlagen, wie Lautsystem, allgemeine Form der Stammwörter, Inventar der Formelemente und grammatische Formung.

Das Lautsystem umfasste ursprünglich die Stummlaute der drei Organe Kehle, Zähne und Lippen (*k, t, p*), mit deren Nasenlauten (*ng, n, m*), ferner den Hauchlaut *h*, die Spiranten *s, f, w* und den flüssigen Laut *r*. An Vocalen waren *a, i, u, e, o* vorhanden. Erst später entwickelten sich (in der westlichen Abtheilung) die tönenden *g, d, b* und die gequetschten Zahnlaute *tsch, dsch, ny* sammt *y* und *l*. Die Stammwörter (Lautcomplexe, in welchen die Wurzel bereits umgewandelt vorliegt) sind ursprünglich mehrsilbig; die einsilbigen scheinen sämmtlich aus ihnen durch Verstümmelung hervorgegangen zu sein. Die Formelemente sind ein- bis zweisilbige Lautcomplexe, durch deren Zuhilfenahme aus den Stammwörtern sowohl die einzelnen Redetheile als die bereits fertigen Worte gebildet werden. Sie werden denselben entweder angehängt (suffigirt) oder vorgesetzt (präfigirt).

Die westliche Abtheilung ist so wie im Lautsystem auch in der Zahl und dem Umfange der Formelemente reicher als die östliche. Sie ist auch in der Bildung der Formen weiter fortgeschritten, indem sie dort, wo in den östlichen Sprachen eine Nebeneinandersetzung stattfindet, Form- und Stoffelement durch Lautveränderungen innig mit einander verbindet.

Fast alle malayo-polynesischen Sprachen haben eine Literatur, wenn auch nicht durchgehends eine geschriebene. Auf allen Inseln der Südsee finden wir Gesänge sowohl mythischer als lyrischer Natur. Jene Völker, welche eine Schrift besitzen (so die Malayen, welche sich der arabischen Schrift bedienen, die Javanen, Battak's, Redschang, Lampong, Bugis, Mankasaren, Tagalas, welche aus dem altindischen Alphabete hervorgegangene eigenthümliche Schriften haben), bewahren geschriebene Literatur-Denkmäler auf. Die Literatur der Javanen, welche besonders durch indische Einflüsse hervorgerufen wurde, und jene der Malayen, welche sich vorwiegend unter dem Einflusse des Islâm entwickelt hat, können mit der Literatur manches von Natur aus reicher begabten Volkes sowohl was Umfang als was Form anlangt sich messen.

Um nun das im Vorhergehenden entworfene Bild des malayischen Typus zu vervollständigen und seine Entwicklung in den verschiedenen Verhältnissen zu zeigen, wollen wir eine Darstellung der Maori's auf Neu-Seeland (des von der ganzen Welt abgeschnittenen Malayen) und der Javanen (des von der Natur reichlich ausgestatteten und allen Einflüssen ausgesetzten Malayen) folgen lassen.

A. Maori's.

Unter dem Ausdrucke „Maori" begreifen wir die eingeborene Bevölkerung Neu-Seelands. Derselbe entstammt der einheimischen Sprache und bedeutet so viel als „einheimisch, eingeboren". Er wird von den Neu-Seeländern selbst angewendet, um sich zum Unterschiede von den Fremden (pakeha) zu bezeichnen.

1. Land und Klima.

Neu-Seeland (New Zealand) besteht aus zwei grossen und einer kleineren Insel, welche von Nordost nach Südwest sich erstrecken und durch zwei Seestrassen (Cook-Strasse und Foveaux-Strasse) von einander getrennt sind. Der Flächeninhalt des Ganzen beträgt ungefähr 4900 Quadratmeilen, die grösste Erstreckung in die Länge etwa zweihundert, und in die Breite dreissig Meilen.

Der Name Neu-Seeland stammt von den Holländern her, welche, nachdem der bekannte Seefahrer Tasman das Land besucht und davon Kunde nach Europa gebracht hatte, dieses also benannten. Bei den Eingeborenen hat die ganze Gruppe keinen bestimmten einheimischen Namen; die Bezeichnung Nuitireni oder Niutireni, welche heut zu Tage gilt, ist nichts anderes als eine im Maorimund entstandene Umbildung des englischen New Zealand.

Von den einzelnen Inseln hat nur die südlichste, die kleine Stewarts-Insel (etwa 28 Quadratmeilen umfassend) einen einheimischen Namen, nämlich Rakiura, was „Insel des trockenen Wetters" bedeuten mag. Die für einheimische Bezeichnungen der beiden grösseren Inseln ausgegebenen Namen „Te-ika-a-maui (Fisch des Maui) oder He-ahi-no-maui (Feuerplatz des Maui) und Te-wahi-punamu (der Ort des Grünsteins) oder Te-wai-pounamu (der Teich des Grünsteins) gelten nicht den Inseln als solchen, sondern nur einzelnen Plätzen derselben und sind nicht bei allen Stämmen im Gebrauche.[1]

Neu-Seeland wird nach seiner Längenrichtung (von Nordost nach Südwest) von einem Gebirge durchzogen, welches auf der südlichen Insel zur Höhe unserer europäischen Alpen sich erhebt und mit ewigem Schnee bedeckt ist. In der Mitte desselben erhebt sich der Mount Cook bis zu 13.000 Fuss Meereshöhe. Von den Bergen herab ergiessen sich prächtige Ströme mit majestätischen Wasserfällen; an einigen Stellen bilden sich weit ausgedehnte Gebirgsseen.

Auf der nördlichen Insel wird das Gebirge niedriger, es erreicht selten mehr als 5000 bis 6000 Fuss Höhe. Auf der Westseite desselben ist das Plateau mit zahlreichen Vulcanen bedeckt, welche jedoch meistens als erloschen betrachtet werden können. Die merkwürdigsten derselben sind der Tongariro (etwa 6500 Fuss hoch) und Ruapahu (etwa 9000 Fuss hoch), fast in der Mitte des Massenlandes der Nordinsel gelegen. In ihrem Gebiete liegt der Ursprung der zwei grössten Flüsse der Nordinsel, des Waikato, der nach Norden fliesst, und des Wanganui, der gegen Süden seinen Lauf richtet.

[1] Cook nannte die nördliche Insel Eaheinoma uwe, die südliche Tovy Poenammoo; er musste also He-ahi-no-maui und Te-wai-pounamu gehört haben. In dieser Weise fassen auch Hale (United States Exploring Expedition VII. Ethnography and Philology pag. 5) und Shortland (The southern districts of New Zealand. London 1851. 8°, pag. 154 ff.) die Bezeichnung auf, während v. Hochstetter (Neu-Seeland. Stuttgart, 1863. 8°, S. 31 und 49) Te Ika-a-Maui und Te Wahi-Punamu schreibt.

Auf der Südsee-Insel fällt das Alpengebirge gegen Westen fast steil ab und wird dadurch die Küste bis auf wenige Punkte unnahbar. Auf der Ostseite dagegen, wo plutonische Massenausbrüche und vulcanische Eruptionen das Gebirge begleiten, wird das Land eben und dacht sich gegen das Meer zu ab. Es wird von zahlreichen Gebirgswässern durchströmt und bietet besonders guten Boden für Ackerbau und Viehzucht.

Das Klima von Neu-Seeland kann mit jenem des südlichen Frankreichs und Italiens verglichen werden, es hat aber vor denselben die grössere Beständigkeit — eine Folge seiner insularen Lage — voraus. Es ist daher ausnehmend gesund und kann in gewisser Hinsicht jenem Madeira's an die Seite gestellt werden.

2. Fauna und Flora.

Die Fauna Neu-Seelands ist äusserst arm — bedeutend ärmer als jene Australiens. Von Landsäugethieren sind bis heut zu Tage nur zwei, nämlich eine kleine Ratte (kiore) und eine Fledermaus (pekapeka) nachgewiesen worden. Der eingeborne Hund (kararehe) ist wohl nicht einheimisch, sondern erst mit den Maori's nach Neu-Seeland gekommen.

Dagegen weist die Vogelwelt Exemplare von ungeheuerer Grösse auf, wie die nun ausgestorbene Moa, welche nach den aufgefundenen Skeletten eine Höhe von 7 bis 8 Fuss erreicht haben mochte. Die Gesammtzahl der jetzt bekannten Arten beläuft sich auf Hundert, darunter Papageien, hühnerartige Vögel, Enten, Reiher und mehrere Arten von Singvögeln.

Auch an Fischen ist Neu-Seeland überaus reich; die heut zu Tage verzeichneten Arten dürften die Zahl Hundert überschreiten.

Die Flora Neu-Seelands schliesst sich im Ganzen und Grossen zunächst an jene Australiens an, doch finden sich mehrere Arten, welche es mit anderen Welttheilen gemein hat. Gewiss ist aber Neu-Seeland als eine abgesonderte und eigenthümliche botanische Provinz zu betrachten.

Besonders reich vertreten sind die Farnkräuter und buschartigen Gewächse, dagegen ziemlich arm die Gräser und einjährigen Blüthenpflanzen. Unter den Farnkräutern ist besonders zu erwähnen die Rarahue *(pteris esculenta)*, deren Wurzel eine Hauptnahrung der alten Maori's bildete; daran reihen sich mehrere Bäume, deren Früchte oder Beeren gegessen werden, wie Rimu *(Dacrydium cupressinum)*, Uri-uri *(Freycinetia Banksii)*, deren Frucht wie Ananas schmeckt, Tawa *(Laurus Tawa)* und Hinau *(Elaeocarpus Hinau)*. Von der Nikau-Palme *(Areca sapida)* werden die jungen Schösslinge und das Herz gegessen, und Renga-renga *(Tetragonia expansa)* kann mit unserem Spinat verglichen werden. Als von den alten Maori's eingeführte Nutzpflanzen sind zu betrachten: der Taro *(Arum esculentum)*, der Flaschenkürbis, genannt Hue *(Lagenaria vulgaris)* und die süsse Kartoffel, genannt Kumara *(Convolvulus chrysorhizus)*.

Von besonderer culturgeschichtlicher Wichtigkeit ist der Schilfflachs oder neuseeländische Flachs (korari, *phormium tenax)*. Derselbe wächst besonders üppig an sumpfigen Stellen und Flussufern, kommt aber auf jedem Boden und in jeglichem Klima fort. Er bedeckt auf Neu-Seeland ganze Strecken Landes und liefert dem Maori Stoff für die Befriedigung der verschiedenartigsten Bedürfnisse. Der Blüthenschaft liefert in seinen gelbrothen Blüthen einen süssen Honigsaft, der von den Eingeborenen gesammelt und in ausgehöhlten Kürbissen aufbewahrt wird; zwischen den Blättern findet sich eine zähe, gummiartige Masse welche als Klebestoff vielfache Verwendung findet. Das Mark der getrockneten Blüthenschäfte wird als Zunder ver-

wendet. Das frische, nicht zubereitete Blatt (harakeke) dient in Streifen geschlitzt und zusammengedreht zur Bereitung von Tauen, Bindfäden, zum Verbinden der einzelnen Stücke der Hütte und des Canoe. Die Frauen verstehen es mit grosser Kunst daraus Körbchen und andere häusliche Utensilien zu flechten; die Männer verfertigen daraus Segel für ihre Schiffe und Netze für den Fischfang.

Wenn das Blatt von den holzigen Theilen befreit und die reine Faser aus ihm herauspräparirt wird (dies geschieht mit einer zugeschärften Muschel), so lässt sich aus demselben das feinste und dauerhafteste Materiale für Kleider und Matten bereiten. Dieses wird dann von den Eingeborenen gefärbt und zwar entweder schwarz mit der Rinde des Hinau-Baumes, oder roth mit der Rinde des Tawaiwai-Baumes.

Typus des Maori.

Im Allgemeinen stellt der Maori den Typus des Polynesiers dar mit einigen durch die Lage seines Wohnortes und das Klima bedingten Abweichungen. Sein Körper ist im Ganzen nicht so gut genährt und üppig wie jener der anderen Inselbewohner, sondern mehr sehnig und eckig, eine Folge der spärlicheren Nahrung und grösseren Arbeit. Man begegnet oft unter den Maori's Gestalten von wahrhaft athletischem Körperbau. Die Farbe der Haut ist um einige Töne dunkler als es bei den übrigen, selbst dem Äquator näher wohnenden Polynesiern der Fall ist. Der Kopf ist höher als er sonst innerhalb der malayischen Rasse zu sein pflegt; das Auge ist klein, schwarz und von besonderer Lebendigkeit, Die Nase ist in vielen Fällen gross und vorspringend, fast adlerartig; dieser Zug so wie die mehr hervorspringenden Backenknochen und eingefallenen Wangen verleihen dem Gesichtsausdrucke des Maori etwas Wildes und Kriegerisches, das durch die eigenthümliche Tätowirung noch mehr verstärkt wird.

Durch diese Eigenthümlichkeiten ist der Maori unter den Polynesiern sehr leicht erkennbar und erinnert lebhaft an die Indianer Nord-Amerika's.

Kleidung, Wohnung, Nahrung, Geräthe, Waffen.

Die Kleidung besteht (wie bei den Polynesiern überhaupt) in Matten oder Decken, welche bald gröber, bald feiner aus dem einheimischen Flachs bereitet werden; ferner in Pelzen aus dem Felle des einheimischen Hundes.[1] Sie werden von den Männern um die Schultern geschlagen, während die Frauen sie meistens um ihre Hüften binden. Der Körper wird reichlich mit einer Mischung von Leberthran und einer rothen Erdart, genannt Kokowai, eingerieben.

In den durchbohrten Ohrläppchen tragen beide Geschlechter Zierathen aus Bein, Steinen oder dem kostbaren Grünstein (punamu). Die Frauen tragen auch Armbänder und verschiedenartig geformten Halsschmuck. Von Männern wurde ehemals auch die Nasenwand durchbohrt um kleinere Dinge des täglichen Gebraches hinein zu stecken; die Sitte ist jedoch schon seit langer Zeit gänzlich abgekommen.

[1] Sowohl die gröbere (kakaou maori) als die feinere Matte (kaitaka) werden von den Frauen gemacht, erstere aus dem gewöhnlichen Flachs, von dem die holzigen Bestandtheile einfach mittelst einer Muschel abgeschabt worden sind, die letztere dagegen aus dem feinen Seidenflachs (hungahunga). Die Pelze werden von den Männern aus dem Felle, welches in längliche viereckige Stücke geschnitten worden ist, selbst verfertigt. Sie gelten als kostbar, man zahlt mit ihnen und macht damit Geschenke.

Die Frauen rollen das Haar zusammen und befestigen es mit einem hölzernen, oft mit Perlen verzierten Kamme, die Männer bilden aus dem Haare einen Knoten in der Mitte des Kopfes. Durch Einreiben mit Leberthran und Hineinstecken von Federn und anderen Zierathen wird die Frisur vollendet.

Eine Hauptzierde — besonders des Mannes — ist die Tätowirung, hier „Moko" genannt. Sie ist wie überall bei den Polynesiern ein Zeichen der Mannbarkeit, eine Zierde, durch welche der Jüngling auf das schöne Geschlecht einen Eindruck zu machen sucht. Da nicht Jedermann die Mittel besitzt um den Tätowir-Meister zu bezahlen (denn auch auf Neu-Seeland ist das Tätowiren eine eigene Kunst), so mag ein nach den Regeln der Mode tätowirter Mann für begütert und wohlhabend gelten. Die Linien woraus die Tätowirung componirt wird, sind mannigfaltig und haben bestimmte Namen. Sie werden, wie schon oben erwähnt, bei den Männern nur im Gesichte angebracht.[1] Bei den Frauen werden nur die Lippen und der von den Mundwinkeln gegen das Kinn gezogene Halbbogen tätowirt, manchmal auch Arme und Brust, letztere jedoch nicht mit derselben Regelmässigkeit.

Heutzutage wird in jenen Gegenden, wo europäischer Einfluss sich geltend gemacht hat, das Tätowiren nicht mehr geübt, wie auch die einfache einheimische Bekleidung durch Kleider nach europäischem Muster und Schnitt verdrängt wird.

Bei der grossen Wichtigkeit, welche dem Tätowiren im Leben der alten Maori's zugeschrieben wurde, können wir nicht umhin, auf die Gebräuche, welche während desselben stattfanden, etwas näher einzugehen.

Nach der Tradition der Maori's war damals, als sie das Land besetzten, eine einfachere Art der Tätowirung im Gebrauche. Sie bestand aus einfachen geraden Linien, welche im Gesichte von oben nach unten gezogen wurden und war jener Art ähnlich, welche auf den Marquesas-Inseln geübt wird. Sie hiess Moko kuri. Der Erfinder der neuen künstlichen Tätowirung ist Mataora, ein Mann von den Stämmen der östlichen Küste; der Name jenes Mannes, an welchem er seine Kunst zum ersten Male ausübte, lautet Onetonga.

Der Russ, mit welchem man die Tätowirung vornimmt, wird gewonnen, indem man ein Loch gräbt und eine Holzgattung, genannt Kapara, darin anzündet. Auf das Loch legt man einen Korb, aus Korari verfertigt, welcher vorher mit Fett beschmiert wurde, damit der Russ sich an demselben auffange. Dieser Russ wird gesammelt und sorgfältig aufbewahrt. Beim Gebrauche wird er jedesmal mit Öl oder Hundsfett angemacht.

Will sich ein junger Mann tätowiren lassen, was gewöhnlich nach erreichtem 18. Jahre stattfindet, so ruft er den Künstler (tohunga) und lässt von demselben mehrere Muster an sich probiren. Dies geschieht dadurch, dass der Tohunga den Russ mit dem Safte des Poroporo-Baumes anmacht, das Gesicht bemalt und den Mann in einen Wasserbehälter blicken lässt. Hat irgend eines der Muster seinen Beifall gefunden, so legt er sein Haupt auf den Schoss des Tohunga und die Operation beginnt.

Das Instrument, mit welchem dieselbe vorgenommen wird, besteht aus einem Stück zugeschärften Fischbeins, welches an ein Stück Holz festgemacht ist. Dasselbe wird vom Tuhunga in der linken Hand zwischen den vier Fingern und dem Daumen gehalten. In der rechten Hand zwischen dem dritten und vierten Finger hält derselbe ein Stück Farnstengel,

[1] Die Abbildungen und Bezeichnungen derselben siehe bei Shortland pag. 17. Durch die Combination dieser Linien entsteht eine Unzahl von verschiedenen Mustern; man findet unter den Maoris selten zwei Männer, welche gleichmässig tätowirt wären.

etwa acht Zoll lang, und zwischen dem Daumen und Zeigefinger die Schwärze. Der Tohunga legt nun das in Schwärze getauchte Bein an, führt einen Schlag mit dem Farnstengel darauf, hebt es dann weg und zieht es durch den Daumen und Zeigefinger der rechten Hand, worauf er abermals dieselbe Procedur beginnt.

Gewöhnlich wird die Tätowirung des Gesichtes nicht mit einem Male vorgenommen, sondern wird die Arbeit auf mehrere Tage vertheilt, da der dadurch enstandene Schmerz nicht unbedeutend sein soll[1]).

Während der Tätowirung sind meistens die Verwandten und Freunde des Mannes gegenwärtig und sprechen ihm Muth zu. Dabei wird von denselben, oft in Gemeinschaft mit dem Tohunga folgendes Lied gesungen:

Wir sitzen da beisammen
Und schmausen zusammen,
Wir blicken an die Zeichen
Auf den Augen, auf der Nase
Tutetawa's,
Die sich schlängeln hin und her,
Gleich den Füssen der Eidechse.
Stich ihn mit dem Meissel Mataora's.
Sei nicht so sehnsüchtig,
Dass die Frauen Dich schauen,
Dass sie pflücken möchten
Das junge Laub der Warawara.

Ich bin der Meister
Euerer herrlichen Zeichen!
Den Mann, der dich gut bezahlt
Tätowir' recht zierlich;
Den Mann, der dich nicht bezahlt
Diesen zeichne nicht schön!
Lass' ertönen das Brummen!
Steh' auf Tangaroa!
Heb' dich Tangaroa!

Beim Tätowiren eines Mädchens pflegen die anwesenden Gespielinnen folgendes Lied zu singen:

Leg' Dich hin, meine Tochter, zu zeichnen Dich,
Zu tätowiren Dein Kinn!
Dass nicht, wenn Du kommst in ein fremdes Haus,
Sie da sagen: „Woher dieses hässliche Weib?"
Leg' Dich hin, meine Tochter, zu zeichnen Dich,
Zu tätowiren Dein Kinn,
Dass Du fein anständig werdest,
Damit nicht wenn Du kommst zum Feste,
Sie da sagen: „Woher dies rothlippige Weib?"
Auf dass wir Dich reizend machen
Komm' und lass' Dich tätowiren,
Damit nicht, wenn Du kommst wo die Sclaven sitzen,
Sie da sagen: „Woher dies Weib mit dem rothen Kinn?"
Wir zieren Dich, wir tätowiren Dich,
Bei dem Geiste des Hine-te-iwa-iwa;
Wir tätowiren Dich, dass der Strandgeist
Möge gesendet werden von Rangi

[1] Man tätowirt zuerst die Lippen und deren Umgebung, dann die beiden Wangen und zuletzt die übrigen Theile des Gesichtes.

Zu den Tiefen der See,
Zu der schäumenden Welle!
Deine Schönheit ist gepaart mit Liebreiz,
Deine Schönheit ist wie die Himmel,
Wie die Sterne Pahatiti, Ruatapu, Rongonui und Kahukura,
Du bist schöner
Als Uetonga und Tamarereti
Oder der heilige Schatten Reretoro's!
Der Strandgeist wird gesendet werden von Rangi
Zu den Tiefen der See
Zu der schäumenden Welle.
Lass' die Schmeichler und die Kinder,
Lass' Dein Lebewohl bei ihnen,
Geh' hin wie die scheidende Wolke
Über den Raukawa-Bergen
Und lass' sie weinen in Kummer!
Jedoch ich —
Ich bin Rangi und Papa —
Mein Werk ist vollendet!

Nachdem die Operation des Tätowirens vollendet worden, muss sowohl der Tohunga als der Ort vom Tapu, welches vermöge des Blutes, das geronnen, auf ihnen lastet, befreit werden. Man zündet zu diesem Zwecke drei Öfen (hangi) an, einen für den Tohunga, den zweiten für die Person, welche tätowirt worden und für die Anwesenden und den dritten für die Götter. Nachdem der Tohunga seine Hände gewaschen, nimmt er einen Stein aus dem für die Götter bestimmten Ofen heraus, gibt ihn einem nach dem andern in die Hand und dann schliesslich wieder in den Ofen zurück; dadurch ist das Tapu auf den Stein und durch diesen auf die für die Götter bestimmten Speisen übertragen. Diese Speisen werden in ein neues Körbchen gelegt und auf einem an heiliger Stätte stehenden Baume aufgehangen.

Wenn die tätowirte Person Fische oder Schalthiere verzehren will, muss sie dieselben früher nach allen Richtungen des Gesichtes hinhalten. Dies geschieht deswegen, damit Tangaroa, der Gott der Fische, welcher in dem Fischbein das vorzüglichste Werkzeug zum Tätowiren geliefert hat, zuerst das Kunstwerk schaue. Wenn diese Ceremonie vernachlässigt wird, soll Tangaroa das Werk zerstören und die im Ebenmass ausgeführten Linien verrücken. — Da diese Linien mit der Zeit etwas vernarben und undeutlich werden, so lassen sich Männer, welche auf diese Zierde etwas halten, nach einigen Jahren wieder tätowiren.

Die Wohnungen der Maori's gleichen im Ganzen jenen der andern Polynesier, abgesehen von den Veränderungen, welche durch das Klima und das zum Aufbaue derselben verwendete Materiale bedingt sind. Sie bestehen aus viereckigen, 4 bis 6 Fuss hohen Hütten mit einem gewölbten oder giebelförmigen Dache aus Schilf. Dasselbe reicht in vielen Fällen bis an den Boden herunter. Sie sind insgesammt von luftiger Bauart und können leicht abgebrochen und wieder aufgerichtet werden. Die vordere Wand, in welcher sich der Eingang befindet, in den man jedoch mehr kriechen als gehen muss, wird vom Dache weit überragt, und dadurch eine Veranda gebildet — eine Bauart, welche mit jener der Battak's auf Sumatra vollkommen

übereinstimmt. In der Mitte der Hütte befindet sich der Herd, eine mit Steinen ausgekleidete Grube. Der Giebel ist meistens mit Figuren verziert.

Die Vorrathshäuser ruhen immer auf vier Pfosten und sind über dem Boden einige Fuss hoch erhoben. Die Pfosten bestehen aus ungemein glatt behauenen Balken, um das Hinaufklettern der Ratten zu verhindern.

Die Häuser sind meistens in unmittelbarer Nähe der Flüsse auf einem erhöhten Punkte aufgebaut und mehrere derselben durch eine Umzäunung, welche aus Stöcken von 5 bis 10 Fuss Höhe besteht, zu einem Pa vereinigt. Manchmal können solche Pa's, besonders wenn eine günstige Bodenbeschaffenheit hinzutritt, zu befestigten Plätzen umgeschaffen werden, welche selbst europäischen Waffen erfolgreichen Widerstand zu leisten vermögen.

Eines der wichtigsten Geräthe des Maori ist das Canoe. Dasselbe war nach der Tradition damals als sie von Hawaiki nach Neu-Seeland herüber kamen, ganz dem auf den andern polynesischen Inseln gewöhnlichen ähnlich; es war eng gebaut und mit einem Ausleger versehen. Man nannte es Amatiatia. Das jetzt auf Neu-Seeland gebrauchte weicht von ihm ab. Es ist ausgebaucht und am Vordertheile mit einem grinsenden Kopfe, am Hintertheile mit einem in die Höhe starrenden Schwanze versehen. Nach der Sage soll die trockene Samenhülse der Rewarewa (Neu-Seeländisches Geissblatt) als Copie zu demselben gedient haben. Die Länge eines Canoe variirt zwischen acht bis zehn und siebenzig bis achtzig Fuss. Ein kleines Boot heisst Tewai, ein grosses Schiff dagegen Pitau. Im Norden wird es von Fichtenholz, im Süden vom Totara- oder Rimu-Baume verfertigt. In alter Zeit wurde der Baum, wenn er zum Baue eines Canoe gefällt werden sollte, an der Wurzel angebrannt, zu Boden geworfen, im Innern durch Feuer ausgehöhlt und dann mittelst Axt und Meissel zugehauen. In Folge dieser mühsamen Zubereitung, so wie der kunstvollen Schnitzereien, mit welchen es am Vorder- und Hintertheile verziert wurde, dauerte der Bau eines Canoes mehrere Monate und kam ziemlich hoch zu stehen. Daher gehörte auch das Canoe zu den kostbarsten Dingen des Haushaltes. Die Ruder sind aus dem Holze des Kaikatou-Baumes verfertigt; sie haben die Form einer ziemlich breiten, unten zugespitzten Schaufel und sind ausnehmend leicht und zierlich. Manchmal werden sie entweder mit einer rothen Erdart gebeizt oder am Griff mit Schnitzereien versehen. Das Rudern geht mit der grössten Regelmässigkeit vor sich und wird von Gesang, welchem eine alte Melodie zu Grunde liegt, begleitet.

Das Segel, welches neben dem Ruder bei günstigem Winde in Anwendung kommt, gleicht vollkommen dem auf den andern polynesischen Inseln gebrauchten; es ist dreieckig und wird mit einem Ende unten, mit zwei oben befestigt.

Die Instrumente, mit welchen die alten Maori's ihre Häuser und Kähne zimmerten, bestanden aus Äxten (toki) von Granit (onewoa) oder Nephrit (punamu) und Meisseln aus verschiedenen harten Beinen. Diese Instrumente wurden, da ihre Anfertigung unsägliche Mühe kostete und sie wirklich sehr dauerhaft waren, auch sehr hoch geschätzt und vom Vater auf den Sohn vererbt. — Merkwürdig sind die Fischnetze der Maori's wegen ihrer ungeheuern Grösse. Ein einziges Netz — Eigenthum eines ganzen Dorfes — erreicht oft die respectable Länge von 800 bis 1000 Fuss.

Die Nahrung der alten Maori's bestand grösstentheils aus Vegetabilien [1]), nachdem die Riesenvögel, wie es scheint nicht lange Zeit nach der Einwanderung ausgerottet worden waren.

[1] Die Maori's sind ein ackerbautreibendes Volk, was keinen geringen Beweis für die Vortrefflichkeit ihrer geistigen Anlagen abgibt. Schon bei der Ankunft der Europäer hatten sie gewisse Begriffe vom rationellen Landbau. Sie mischten z. B. beim Anbau der süssen Kartoffel den Boden mit Sand, um ihn lockerer und poröser zu machen.

Die Speisen werden wie bei den anderen Polynesiern auf heissen Steinen gebraten. — Nebst einigen Fruchtgattungen und der vor einigen Generationen von Savaii aus eingeführten süssen Kartoffel sind namentlich die Farnwurzel und die Wurzel des Ti eine beliebte Nahrung. Die Farnwurzel gedeiht besonders gut in lockerem, fettem Boden und wird noch heute, nachdem bereits andere ausgiebigere Lebensmittel vorhanden sind, von den Eingeborenen auf Reisen gerne gegessen. — Zu diesem Zwecke gräbt man die Wurzel aus, röstet sie am Feuer und zerstampft sie auf einem flachen Steine mittelst eines hölzernen Stössels. Nachdem man die Fasern herausgenommen, wird die übriggebliebene mehlige Masse so lange gestossen, bis sich ein zäher klebriger Teig daraus bildet. Dieser wird, so wie er ist, gegessen; manchmal wird er noch obendrein durch einen Zusatz von Tutu-Saft versüsst.

Die Wurzel des Ti wächst nur in tiefem, fettem Boden; sie hat die Gestalt einer Möhre und wird etwa zwei bis drei Fuss lang. Man gräbt sie vor der Blüte der Pflanze aus, wo sie besonders reich an Zuckerstoff ist und röstet sie im erhitzten Ofen. Nachdem sie kühl geworden, werden die Fasern und Fäden ausgerissen und die übrig gebliebene, reichlich mit krystallisirtem Zucker versetzte Masse mit Wasser benetzt und gegessen.

Menschenfleisch, welches von den alten Maori's gegessen wurde, darf nicht als Nahrungsmittel betrachtet werden. — Dass die Annahme, die Maori's wären auf Neu-Seeland in Folge mangelnder animalischer Nahrung Cannibalen geworden, eine ganz und gar irrthümliche ist, haben wir bereits oben, auf ausreichende Beweise gestützt, ausgesprochen. Aber auch die Gebräuche auf Neu-Seeland selbst verrathen ganz deutlich, dass das Essen von Menschenfleisch etwas Ausserordentliches war und etwa so wie bei den Battak's auf Sumatra beurtheilt werden muss.

Nicht jedes Menschenfleisch durfte gegessen werden, sondern nur das Fleisch des erschlagenen Feindes und die Frauen waren davon ausgeschlossen.

Wenn eine Schaar von Männern in den Kampf zog, so war sie tapu, d. h. sie stand unter dem besonderen Schutze eines Geistes, meistens eines verstorbenen Häuptlings. Derselbe wachte über sie und stand durch einige alte Anführer (tohunga), welche seinen Willen zu verkünden hatten, mit der Truppe in Verbindung.

Sobald ein feindlicher Pa erstürmt worden war, wurde ein Theil der Gefangenen geschlachtet, der andere Theil zu Sclaven gemacht. Das Fleisch des zuerst Geschlachteten wurde dem Schutzgeist (atua) dargebracht, um sich dessen Wohlgefallen zu erwerben. Das Herz desselben jedoch wurde an einen Pfahl aufgespiesst und sammt den Ohren und dem Haare für die Reinigungs-Ceremonie aufbewahrt.

Nach der Rückkehr durften die Mitglieder der Expedition mit den Ihrigen nicht früher verkehren, bis sie gereinigt worden waren. Vor der Reinigung musste aber jedes Stück Menschenfleisch weggeworfen werden, da es tapu war und jeden, der es berührte, tapu machen konnte.

Das Ohr und das Herz des zuerst Geschlachteten wurden der ältesten Stammmutter (wahine ariki) dargebracht, welche dieselben verzehrte. Es wurde dann das Haar des Geschlachteten an die Stengel des Toetoe-Grases *(Lepidosperma elatior)*, gebunden und jedem der Männer, welche an dem Kampfe theilgenommen hatten, ein solcher Büschel in die Hand gegeben. Die Männer stellten

Sie verbesserten den Boden, indem sie das Strauch- und Buschwerk, welches auf demselben wuchs, anzündeten. In der Maori-Sprache werden nicht nur die verschiedenen Nutzpflanzen, sondern sogar deren Varietäten je nach ihrer besonderen Güte mit eigenen Namen benannt. Man begreift also leicht, dass der Maori mit besonderer Liebe an seinem Lande hängt und den Fremden, mit dem er es nun theilen muss, hasst.

sich dann nackt in Reih und Glied wie zu einem Kriegstanze und liefen, während der Tohunga einen Zauberspruch absang, hin und her. Nach Beendigung dieser Ceremonie waren sie gereinigt.

Der Ofen, in welchem man die Speisen zubereitet, besteht aus einer mit erhitzten Steinen ausgelegten Grube. Die Speisen werden in einem alten Korbe hineingelegt und mit einem Deckel zugedeckt. — Man giesst sodann Wasser auf die heissen Steine und schüttet über das Ganze sorgfältig Erde, damit der sich erzeugende Dampf nicht entweiche. In etwa einer halben Stunde sind die Speisen gar und können gegessen werden.

Unter den Waffen der alten Maori's verdient namentlich nähere Betrachtung die Keule, welche im Norden patu-punamu oder meri-punamu, im Süden rakau-punamu genannnt wird. Sie ist etwa 20 Zoll lang, am Kopfe 4 bis 5 und am Griffe einen Zoll breit und läuft zu beiden Seiten etwas spitzig aus. Der Stein aus welchem sie gemacht wird ist von blassgrüner Farbe mit einigen Flocken und an den Seiten etwas durchsichtig. Er findet sich besonders in einzelnen Gebirgswässern an der Westküste der südlichen Insel. Die berühmtesten Fundorte sind Arahura und Ohonu an der Nord-Westküste, Wakatipu, ein Teich im Innern der Insel, dem der Fluss Matau entströmt und Piopio tahi, ein Gebirgsbach an der Süd-Westküste.

Die Zubereitung des Steinblockes zu einer Keule war bei den spärlichen und höchst unvollkommenen Werkzeugen, welche den alten Maori's zur Verfügung standen, eine sehr mühevolle und langwierige. Der Block wurde an Sandsteinplatten abgerieben, indem man ihn darüber hin und her zog und mit Wasser, welches aus einem hölzernen Gefässe herabträufelte, feucht erhielt. — Meistens theilten sich mehrere Männer abwechselnd in die Arbeit. — Um einen ungeformten Stein zu einer zierlichen Keule umzugestalten, dazu waren Jahre nothwendig und oft überliess der Vater das begonnene Werk seinem Sohne zur Vollendung. Daher kam es, dass eine Keule das kostbarste Eigenthum eines freien Maori bildete — gleich dem Schmucke bei den Europäern — und vom sterbenden Vater dem Sohne als das beste Erbstück übergeben wurde. Mehrere solcher Keulen trugen einen besonderen Namen — wie die wunderthätigen Schwerter im Mittelalter bei uns — und hatten ihre eigene Geschichte.

Neben der steinernen Keule, welche nur von Häuptlingen geführt wird, kommen noch folgende Waffen vor: Das Taiaha, ein Schwert aus sehr hartem Holze, die Tewatewa, eine hölzerne Streitaxt, deren Handgriff oben zugespitzt ist, so dass sie umgedreht als Speer verwendet werden kann. Ferner mehrere Speergattungen sowohl aus Holz als aus Wallfischknochen. Letztere waren sehr wirksam und schlugen tödtliche Wunden. Seit der Bekanntschaft mit den Europäern sind die Flinte und der Tomahawk aus Stahl des Maori liebste Waffen, besonders mit dem letzteren weiss er gut umzugehen.

In den Kampf zog man meistens ganz nackt, nur in seltenen Fällen band man sich Mattenstücke von grober Arbeit um Bauch und Lenden, welche vorher in Wasser gelegt worden waren, um sie noch mehr widerstandskräftig zu machen.

Geistige Anlagen.

Der Grundzug des malayischen Charakters, nämlich Härte und Verschlossenheit, finden sich im Charakterbild des Maori wieder, in mancher Beziehung sogar zu ihrer höchsten Entwicklung potenzirt. Der Maori ist Ackerbauer; er muss die spärliche Nahrung, welche ihm die stiefmütterliche Natur überlassen, mit Mühe dem Schosse der Erde entringen. Diese Arbeit erfüllt ihn gleich dem alten Römer mit Selbstbewusstsein und Stolz und bringt in ihm alle kriegerischen Anlagen zur Reife. Er ist ein eben so tapferer Krieger als unerschrockener See-

mann. — Kränkungen und Beleidigungen vergisst er nicht leicht, mit Geduld wartet er die Zeit ab, wo er sich rächen kann. An geistiger Begabung übertrifft der Maori alle seine Stammverwandten; Noth und Arbeit lehrten ihn sie fleissig üben. Er ist ein Freund des Gesanges und handhabt die Rede mit grosser Leichtigkeit. Die Erzeugnisse seiner poetischen Begabung sind nicht unbedeutend sowohl in Betreff des inneren Gehaltes als auch der Form.

Die wilde Grausamkeit der malayischen Rasse ist in keinem anderen Stamme mehr entwickelt als im Maori. Nirgends wurde der Cannibalismus häufiger geübt wie auf Neu-Seeland, nirgends wurden Kriege mit derselben Wuth und Bestialität geführt. Auch die Gewinnsucht mit den an ihr hängenden Lastern finden wir beim Maori wieder. Diebstahl und Raub gesteht er ganz offen ein, ohne sich derselben zu schämen, Betrug und Erpressung sind ihm ganz geläufig, prägen sich sogar in vielen seiner Gebräuche unverkennbar aus.

Leben, Sitten, religiöse Anschauungen.

Nach dem Glauben des Maori pflegt die Geburt eines neuen Wesens schon vorher durch Träume angezeigt zu werden. Wenn ein verheiratheter Mann im Traume menschliche Schädel mit Federn verziert erblickt, so wird ihm damit gewiss ein Kind verheissen. Waren die Federn, welche er gesehen vom Kotuku, so wird das Kind ein Knabe, waren es dagegen Federn vom Huia, so wird das Kind ein Mädchen.

Sobald die Zeit der Geburt herannaht, wird für die Mutter eine Hütte aufgebaut. Dieselbe befindet sich nicht weit von der Wohnung der Familie und wird für heilig gehalten.

Die Geburt dauert selten länger als 15 Minuten; die Mutter selbst wäscht sowohl sich als das Kind mit frischem Wasser und geht nach einigen Stunden ihren gewohnten Verrichtungen wieder nach.

Das neugeborene Kind selbst ist tapu und darf von Niemandem berührt werden, bevor es von dem Banne befreit ist. Dies geschieht dadurch, dass der Vater auf einem kleinen heiligen Feuer etwas Farnwurzel röstet, das Kind auf seine Arme nimmt, dessen verschiedene Körpertheile mit der gerösteten Wurzel berührt und dieselbe dann isst. Diese Ceremonie heisst Tautane oder Tamatane. Am nächsten Morgen kommt die älteste Verwandte des Kindes von mütterlicher Seite und nimmt dieselbe Ceremonie wie der Vater vor. Sie heisst Reahine. Nach Vollendung dieser Doppelceremonie ist das Kind vom Tapu befreit und bekommt einen Namen.

Wenn die Zähne des Kindes hervorkommen, da singt die Mutter:

Sprossender Kern, spross',
Spross', dass du mögst kommen
Zu sehen den Mond nun voll!
Komme du sprossender Kern,
Lass' die Zähne des Mannes
Gegeben werden der Ratte,
Und der Ratte Zähne
Dem Manne!

Mit dem achten Jahre wird der Knabe von den beiden Eltern an einen Strom geführt, dort von dem Priester, welcher im Wasser steht und einen Karamu-Ast in der Hand hält, auf den Arm genommen und mit Wasser begossen. Bei dieser Ceremonie sind alle Personen nur

mit einem Maro (einem kurzen Gürtel aus Blättern) um die Lenden bekleidet. Während der Priester das Kind mit dem Karamu-Aste bespritzt, singt er:

Getaucht in das Wasser Tu's
Werde kraftvoll
Durch die Kraft der Ferse Tu's,
Zu erjagen Männer
Durch die Kraft Tu's,
Zu ersteigen Berge
Durch die Kraft Tu's,
Möge die Kraft Tu's
Gegeben werden diesem Sohne!.
Werde kraftvoll
Dass du mögest siegen in der Schlacht,
Werde kraftvoll
Einzudringen in die Bresche,
Zu tödten die Wache,
Zu ringen mit dem Feinde,
Werde kraftvoll
Zu steigen über die luftigen Berge,
Zu klimmen auf den luftigen Bäumen!
Werde kraftvoll
Zu kämpfen mit den Wellen der See,
Zu brechen ihre Kraft.
Werde kraftvoll zu bauen Nahrung für Dich,
Zu bauen grosse Häuser,
Zu zimmern Kriegsschiffe,
Zu begrüssen die Gäste,
Zu machen Fischnetze,
Zu fangen Fische,
Zu machen all' Deine Arbeit!
Dann kommt die Kraft Kiharoa's,
Zu fassen mich hin zu den Sandhügeln von Rangaunu,
Zu dem Platze, wo die Geister dahin gehen in Nacht,
Und was weiss ich dann ferner?

Beim Mädchen wird dieselbe Ceremonie vorgenommen, nur der Gesang, welcher dabei vom Priester angestimmt wird, ist verschieden. Er lautet:

Getaucht in das Wasser Tu's,
Werde kraftvoll
Durch die Kraft Tu's
Zu erwerben Nahrung für Dich selbst,
Zu machen Kleider,
Zu machen Kaitaka-Decken,
Zu begrüssen die Gäste,
Zusammenzutragen Feuerholz,

Zu sammeln Muscheln und Austern;
Möge die Kraft Tu's
Gegeben werden dieser Tochter!
Dann kommt die Kraft Kiharoa's,
Zu fassen mich hin zu den Sandhügeln von Rangaunu,
Zu dem Platze, wo die Geister dahingehen in Nacht,
Und was weiss ich dann ferner?

Wenn des Kindes Haar zum ersten Male abgeschnitten werden soll, wird dies durch ein besonderes Fest gefeiert. Der Grossvater des Kindes oder ein Tohunga, welcher die Operation mittelst eines Messers aus Obsidian vornimmt, begibt sich den Tag zuvor auf einen geheiligten Platz und bringt dort die Nacht zu. Während dieser Zeit müssen die Angehörigen fasten, bis die Ceremonie vorüber ist. Wenn des Morgens das Kind zu ihm geht und er dasselbe ankommen sieht, da singt er:

Komm' mein Kind,
Ich will schneiden
Jedes Deiner Haare
Zur Ehre Tu's.

Nachdem das Haar abgeschnitten worden, reicht der Vater demselben einen Stock aus Poporokai-wiria. Der Tohunga erzeugt durch Reibung mit demselben Feuer und verbrennt das Haar, indem er singt:

Die Ehre, die Du suchtest, mein Sohn,
Sie kam und ist nun vorüber!
Du warst geheiligt
Und bist nun gemein!
Die Rückkehr steht Dir nun frei!
Hier bin ich, mein Sohn,
Ich habe mich erhoben,
Ich habe empfangen,
Ich bin befriedigt!

Dabei röstet er ein Stück Farnwurzel, berührt mit ihr des Knaben Kopf und Schultern und isst sie. Damit kann sich der Knabe zu seinen gewohnten Spielen entfernen und die Angehörigen können wieder zu kochen beginnen.

Bei der Erziehung des Kindes geht man von der Ansicht aus, dass dasselbe nicht so sehr den Eltern als vielmehr dem Stamme gehöre; daher lässt man beim Knaben allen Neigungen, welche sich auf Krieg und Kampf beziehen, freien Spielraum. Der Knabe soll zu einem tapferen Krieger heranwachsen, er soll einen offenen, kühnen Muth bewahren; dadurch werden die Jungen — nach unseren Begriffen — zu ungezogenen Rangen herangebildet, über welche ihre eigenen Eltern fast gar keine Autorität haben.

Frühzeitig werden beide Geschlechter in den verschiedenen Arten der Höflichkeit (maminga) sowohl im Betragen als im Ausdruck unterrichtet, um sich beim Eintritt ins öffentliche Leben keine Blösse zu geben.

Während dieser Zeit, bis zu ihrer Verheirathung, geniessen sie alle Freiheit und können sich ungestört allen Freuden des Herzens überlassen. Diese Freuden werden auch in vollem Masse

genossen; fast jeden schönen Abend versammeln sich die Jünglinge und Jungfrauen eines Dorfes, um ihre Haka (kurze erotische Lieder) zu singen.

Wenn ein Jüngling einem Mädchen seine Neigung zugewendet hat, so muss er sich an ihre männlichen Verwandten, vor Allem an die Brüder wenden. Vater und Mutter nehmen an der Verheirathung der Tochter keinen Antheil. Ist man beiderseits einig geworden, so wird der Braut von ihren Verwandten ein Haus ausgestattet, wo sie, nachdem alles fertig geworden, Nachts ganz allein ihren Bräutigam erwartet. Durch diese Ceremonie (wakamoe „Beischlaf") ist die Ehe vollzogen. Andere Hochzeitsceremonien kommen bei den Maoris nicht vor.

Personen von höherem Range und grösserem Wohlstande nehmen sich mehrere Frauen, welche ihnen ansehnliche Mitgifte, bestehend in Grund und Vermögen zubringen. Oft bleiben diese Frauen bei den Ihrigen nnd verwalten ihr Vermögen selbstständig, während der Gemal sie von Zeit zu Zeit besucht. Umgekehrt kommt es oft vor, dass eine Frau nach und nach mehrere Männer nimmt, trotzdem dass sie alle am Leben sind, da nach den Begriffen des Maori die Ehe kein unauflösliches Band um Mann und Weib schlingt.

Heirathen zwischen nahen Anverwandten, selbst zwischen Bruder und Schwester, sind erlaubt und kommen manchmal vor. Wenn von mehreren Brüdern der ältere stirbt, ist stets der jüngere verpflichtet die Witwe zu heirathen und an seinen Neffen Vaterstelle zu vertreten.

Während dem Mädchen vor der Verheirathung die unbeschränkteste Freiheit gestattet ist, wird von der verheirateten Frau Eingezogenheit und eheliche Treue gefordert. Übertretungen der letzteren werden gemeiniglich sehr hart bestraft. Und in der That ist das Betragen der Maori-Frauen ein musterhaftes. Nicht selten ist eine Frau ihrem Gemahl mit glühender aufrichtiger Liebe zugethan, so dass sie, wenn er stirbt, sich freiwillig den Tod gibt. Ja es kommen selbst Fälle vor, dass Europäer an Maori-Mädchen treue liebende Gattinen finden, welche sie mit aufopfernder Sorgfalt pflegen.

Die Maori's zerfallen gleich den übrigen Polynesiern in eine Reihe von einander unabhängiger Stämme (Hapu), welche nach berühmten Vorfahren benannt werden. Mehrere solcher Hapu stehen in einem verwandtschaftlichen Verhältnisse, indem sie sich als Abkömmlinge eines berühmten Urahns betrachten. Eine solche Stammfamilie heisst Iwi. Mehrere Iwi's bilden einen Waka (Canoe), da sie ihre Abstammung auf einen jener berühmten Helden zurückleiten, welche von Hawaiki nach Neu-Seeland herüber gekommen sind. Dadurch ist jeder freigeborene Maori im Stande seine und seines Stammes Genealogie bis auf die ersten Einwanderer, welche die Insel bevölkerten, zurückzuführen.

Die ganze Bevölkerung zerfällt in Freie und Sclaven. Unter den ersteren gibt es wieder Edle oder Häuptlinge (rangatira) und gewöhnliche Männer (tangata ware). Der Adel beruht nicht auf Geburt, sondern ganz auf persönlicher Tüchtigkeit, und jeder freie Mann, welcher die erforderlichen physischen und moralischen Eigenschaften besitzt und die Rede in der Versammlung mit Kraft zu handhaben versteht, kann sich zur Würde eines Rangatira hinaufschwingen. Die Macht und der Einfluss eines solchen gehen aber — ausgenommen in Kriegszeiten, wo sich mehrere Stämme vereinigen — nicht über seinen Hapu oder höchstens seinen Iwi hinaus. Es werden ihm weder Abgaben entrichtet, noch besondere königliche Ehren — in unserem Sinne — erwiesen. Nur dann, wenn er seine Abkunft auf einen von mehreren Stämmen verehrten Heros zurückführen kann, darf er eine gewisse höhere Autorität für sich in Anspruch nehmen.

Die Sclaven (Pononga oder Taurekareka) sind Kriegsgefangene, welche von der Metzelei, welche der Sieger gemeiniglich anrichtet, verschont geblieben sind. Sie sind in Betreff ihres Lebens ganz von ihren Herrn abhängig.

Dem Familienvater ist aber nicht nur das unbeschränkteste Recht über seine Sclaven, sondern auch über sein Weib und seine Kinder eingeräumt. Doch muss er im letzteren Falle, sobald er sich Gewaltthätigkeiten erlaubt, auf Repressalien von Seite der Anverwandten gefasst sein, da nach den Begriffen der Maori's jedes Individuum nicht so sehr seiner Familie als vielmehr seinem Stamme angehört.

Die Verfassung der Maori's ist, wie überhaupt aller Polynesier, eine demokratisch-patriarchalische. Alle Angelegenheiten, welche den Stamm betreffen, werden in der Versammlung besprochen und hier hat jeder freie Mann Sitz und Stimme. Dabei geht es sehr turbulant zu; jeder Krieger strebt auch nach dem Ruhme, ein Redner zu sein.

Streitigkeiten privater Natur werden vielfach im Beisein des Häuptlings ausgetragen, jedoch nur, wenn sie des Maori Ehre nicht verletzen, denn hier gilt dann der Spruch: „Aug' um Aug', Zahn um Zahn!" Wird Jemand in der Schlacht erschlagen, so fordert es der Geist des Getödteten, dass man den Feind oder einen seiner Anverwandten tödte. Wurde gar Jemand gefangen, getödtet, gekocht und aufgefressen, so verlangt es das Gesetz der Rache, dass man mit dem Fleische des Feindes oder eines seiner Verwandten dasselbe cannibalische Mal veranstalte. Fiel Jemand als Opfer des Meuchelmordes, so wird eine solche Frevelthat auch nicht im dritten und vierten Geschlechte vergessen. Der Vater legt dem Sohne auf dem Todtenbette mit röchelnder Stimme die Rache ans Herz und bittet ihn ja nicht zu ruhen, bis er des Mörders oder eines seiner Angehörigen habhaft geworden. Ist dann letzteres geschehen, so wird der Unglückliche nicht nur geschlachtet und aufgegessen, sondern seine Beine werden zu verschiedenen häuslichen Geräthen verarbeitet und seine Augen roh vom Ältesten der Familie verzehrt.

Für andere kleinere Beleidigungen wird eine Sühne (Utu) genommen, welche in verschiedenen Gegenständen, wie Canoe's, Waffenstücken, Matten u. a. besteht. — In dieser Beziehung trägt der gewinnsüchtige Maori ein besonders feines Ehrgefühl zur Schau und entblödet sich nicht für reine Lappalien, wie einen etwas derberen Scherz, eine herausfordernde Stellung des Körpers u. a. allsogleich seinen Utu zu fordern.

Diebstahl und Betrug sind in den Augen der Maori's keine Verbrechen oder Sünden. Als ein Rangatira von einem Reisenden bei einem Diebstahl ertappt wurde und dieser ihn fragte, ob er sich nicht vor der Strafe der Götter fürchte, bemerkte dieser ganz unbefangen: „O nein! als die Götter auf Erden wandelten thaten sie dasselbe und Eltern freuen sich über ihre Kinder, wenn diese ihnen nacheifern!"

Als einzige Ursache der Krankheiten werden von den Maori's die bösen Geister betrachtet, welche, wenn der Mensch das Tapu verletzen liess, in seinen Körper eindringen und ihn peinigen. Diese bösen Geister sind die Seelen der verstorbenen Kinder, welche aus Rache für ihr kurzes Leben und weil sie zu wenig Anhänglichkeit an diese Welt haben, da sie nicht lange in ihr verweilten, die Lebenden quälen; die bösartigsten derselben jedoch, welche auch immer tödtliche Krankheiten erzeugen, sind die Seelen der Embryo's, genannt Kahukahu.

Wie schon oben bemerkt wurde, wird das Verletzen des Tapu nicht so sehr an jener Person bestraft, welche es verletzt hat, als an jener, welche es verletzen liess. Daher kommt es oft vor, dass Personen, welche das Tapu verletzten, getödtet werden, damit nicht ein Übel über jenen, welcher tapu ist, hereinbreche.

Nach dem Glauben des Maori können gewisse Personen durch geheime Kräfte es dahin bringen, dass Jemand entweder ein Tapu verletzt oder verletzen lässt, ohne dass er es weiss. Dies nennen sie makutu. Es gibt einzelne Stämme, welche in dem Rufe stehen, diese Kunst besonders gut zu üben.

Bei diesen Ansichten kann sich auch die Behandlung der Kranken auf nichts anderes als auf die Austreibung des Geistes beschränken. Zu diesem Zwecke schickt man zum Seher (matakite) des Hapu, um ihn über die Ursache der Krankheit zu befragen. Dieser nun gibt dieselbe an, d. h. nennt einen speciellen Fall, wo das Tapu übertreten worden ist. Nachdem man so die Ursache in Erfahrung gebracht hat, ruft man den Tohunga (Familienpriester), um die speciellen Massregeln zur Bannung des bösen Geistes zu ergreifen. Dieser begibt sich mit den Angehörigen des Kranken an das Flussufer und steckt den Kopf ins Wasser. Nach einigen Augenblicken erhebt er sich und verkündet er habe den Weg des Geistes erspäht, derselbe sei durch diesen oder jenen Grashalm gekommen. — Es wird darauf das Feld durchsucht bis der bezeichnete Grashalm gefunden worden ist. Dieser wird dann abgebrochen, nach Hause getragen und über den Kopf des Kranken gehalten. Darauf spricht der Tohunga seinen Zauberspruch und befiehlt dem bösen Geiste den Kranken zu verlassen. Der böse Geist fährt dann auf dem alten Wege wieder zur Unterwelt und der Kranke ist geheilt.

Neben diesen Wundercuren werden jedoch auch manche rationelle ausgeführt. So wendet man gegen Dysenterie die rohe Farnwurzel an, welche einfach gekaut wird; gegen Urinbeschwerden ein Decoct der Kaikatoa-Blätter u. a. Auch Salz- und Luftbäder kommen bei manchen Krankheiten in Anwendung. Bei Vergiftungen wirft man den Kranken in das Meer oder einen Fluss und lässt ihn so viel Wasser trinken als er nur kann. Dann wird er ans Land gezogen und von zwei kräftigen Männern auf dem Boden so lange hin und hergezerrt, bis er den Mageninhalt von sich gegeben hat.

Sobald eine Person gestorben ist, wird sie in hockender Stellung bestattet. Nachdem das Fleisch vermodert ist, wird das Skelet ausgegraben, gereinigt und öffentlich zur Schau ausgestellt. Nach einigen Tagen wird es in einer Felsengrotte beigesetzt. Die Schaustellung des Skelets wird mit einem Feste, genannt Hahunga oder Haihunga gefeiert. Das Skelet wird in sitzende Stellung gebracht und mit den besten Matten bekleidet. Dann beginnen die älteren Frauen der Familie einen Klagegesang (tangi) zum Preise des Verstorbenen und ritzen sich Brust und Arme mit scharfen Muscheln auf. — Nach diesem singen mehrere junge Mädchen einen Haka, Lieder von ziemlich obscönem Inhalt, womit das Schauspiel beschlossen wird. [1]

Stirbt ein Häuptling, so wird sein Körper gleich jenem eines Lebendigen mit Öl eingerieben und in die kostbarsten Matten gehüllt. Man setzt ihn dann in hockender Stellung in ein Canoe, welches in zwei Theile zerschnitten worden, wodurch ein Kasten gebildet wird und legt die Gebeine seiner Vorfahren in einem besonderen Behältniss, eben so die Gebeine der von ihm erschlagenen Feinde dazu. Der Kasten wird dann an einem geweihten Orte aufgestellt und mit einem Zaune umgeben. Ein solcher Ort heisst Wai-tapu.

Nach dem Glauben der Maori's steigt das linke Auge eines verstorbenen Häuptlings gegen Himmel und wird unter die Sterne aufgenommen. — Der Häuptling selbst gelangt in die Wohnung der Götter und regiert dort weiter, indem er an den Schicksalen seines Stammes regen Antheil nimmt. Daher wird er vor jeder Schlacht von seinen Stammgenossen angerufen.

[1] Vergl. Ähnliches bei den Battak's (Junghuhn II. S. 140). Dort werden am Sarggestell aus Holz geschnitzte menschliche Figuren mit enorm grossen Geschlechtstheilen angebracht. Entweder steht der Phallus im Zustande der Erection einer Yoni gegenüber, oder beide Figuren sind im Acte des Coitus begriffen.

Unter die Vergnügungen der Maori's gehört der Tanz, welcher gewöhnlich vom ganzen Stamme in völliger Nacktheit — denn der kurze Gürtel verdient kaum den Namen einer Bekleidung — aufgeführt wird. Wie überall bei Naturvölkern sucht einer den andern durch Verrenken der Gliedmassen und Verziehen des Gesichtes zu übertreffen. Der Tanz wird stets vom Zusammenschlagen der Waffenstücke und wüstem Gelärme begleitet.

Der Glaube der Maori's gleicht vollkommen jenem der übrigen Polynesier; er beruht auf der Verehrung von bestimmten Geistern und Göttern. In den daraus entsprungenen zahlreichen Sagen zeigt sich ein tieferer Zusammenhang mit den mythischen Systemen der übrigen Inselbewohner der Südsee; ja es lässt sich Vieles nur durch zusammenfassende Betrachtung aller dieser verschiedenen Systeme begreifen.

Dieser Götterglaube hat zum Entstehen von eigenen Priestern geführt, welche zugleich als Zauberer und Ärzte auftreten. Diese Priester (tohunga) üben einen grossen Einfluss auf das Volk aus; sie sehen in die Zukunft, daher auch nichts Wichtiges ohne ihren Rath unternommen wird. Dies hindert jedoch den orthodoxen Maori durchaus nicht in der Schlacht den Priester zu tödten und sich nach überstandenen Mühen des Kampfes an seinem feisten Fleische zu ergötzen.

Meistens werden nur Söhne von Häuptlingen zu Priestern geweiht. Wenn der Jüngling das Alter erreicht hat, in welchem er zum Priester geweiht werden kann, so wird an ihm meistens vom Grossvater seiner Familie die Einweihungsceremonie vollzogen. — Zu diesem Zwecke wird vom letzteren ein Fasttag angesagt, während dessen der Novize in allen Künsten der Priesterschaft eingeweiht wird und ein Schuppen in einiger Entfernung von der Wohnung aufgeführt. Dieser Schuppen muss vom Holze der Nikau-Palme gebaut werden, es muss an allen Seiten die gleiche Anzahl von Pflöcken sich befinden und die Bauleute müssen insgesammt Häuptlinge sein. Hier schläft der Grossvater die Nacht hindurch und empfängt mit Tagesanbruch seinen Enkel, der gefastet haben muss und kein Stückchen Kleid an seinem Leibe tragen darf.

Der Novize wird dann aufgefordert zu schlafen, damit der Grossvater das Omen befragen könne. Wenn während des Schlafes die Gliedmassen desselben nach einwärts sich strecken, so ist er der Weihe würdig, im Gegentheil darf die Weihe an demselben nicht vollzogen werden.

Ist das Omen günstig ausgefallen, so weckt der Alte seinen Neffen und singt:

Woher kommen alle Dinge?
Von unten —
Von oben —
Mein Vorgänger Maputahanga
Bring' es her von Hawaiki
Komm' Uenuku segelnd im Luftmeer,
Über den tosenden, schäumenden Ocean,
Und enthüll' alle Dinge!

Darauf unterrichtet er ihn in allen Geheimnissen der Priesterschaft und fordert ihn auf, das untere Ende einer Toetoe-watu-manu-Wurzel zu kauen, damit er das Gehörte nicht verrathe. Die Priester sind zugleich die Bewahrer der Genealogien und Geschichten ihrer Vorfahren. Es werden zu gewissen Zeiten die jungen Häuptlinge von ihnen versammelt und denselben die Züge und Thaten ihrer Ahnen erzählt.

Im Süden besitzen manche Stämme eigene Stöcke, in welche von Geschlecht zu Geschlecht Einschnitte gemacht werden.

Unter den Gottheiten des neuseeländischen Pantheons sind folgende die wichtigsten:

Tumataüenga oder Tu, der Gott aller Menschen, Vater des Tiki,[1] welcher die Menschen gemacht hat. Der erste Mensch hiess nach einer Tradition Kauika (Haufen), nach einer andern dagegen Onekura (rothe Erde). Unter Taumatauenga stehen: Mokotiti, der Gott des Athmungsprocesses; Rehua der Gott, welcher von den Kranken angerufen wird; Purakau, der Gott des Zaubers; Tote, der Gott des plötzlichen Todes; Ngeuku, der Gott, welcher Sieg in der Schlacht verleiht und Wiro, der Gott des Diebstahls. Letzterer war nach der Sage ehemals ein Mensch, aber ein so geschickter und notorischer Dieb, dass er nach seinem Tode unter die Götter versetzt wurde.

Tawiri oder Tawirimatea ist der Gott der Winde; unter ihm stehen: Aheahea, der Gott des Regenbogens; Awiowio, der Gott des Wirbelwindes; Marangai, der Gott des Ostens; Auru der Gott des Westens; Tonga der Gott des Südens; Raki der Gott des Nordens; Uanui (Hagel), Uanganga (Regen) und Uawatu (Schnee).

Tane oder Tanemahuta ist der Gott der Bäume; unter ihm stehen: Wawa, der Vater des Vogels Weka; Kereru, der Vater der Taube; Pahiko, der Vater des Kakadu, Parauri, der Vater des Owa, der Tui; Vater des Hundes; Irawaru, der Vater der Ratte; Mokoikuwaru, der Vater der Eidechse; Otunairangi, der Vater der Nikau-Palme und des Korari (Flachs).

Rongo oder Rongomatane ist der Gott aller Kumara's (süssen Kartoffel); seine Söhne sind: Rakiora, der Gott einer guten Ernte, und Pani, jener Gott dem die Erstlinge dargebracht werden.

Haumia oder Haumiatikitiki ist der Gott der wildwachsenden Pflanzen und Gewächse.

Die merkwürdigste Gestalt der neuseeländischen Mythologie ist Tangaroa, der Vater der Fische. Derselbe ist dem Namen nach auf allen Inseln der Südsee bekannt; es geht also seine Idee in eine vor die Trennung der Polynesier fallende Zeit zurück. Er gilt bald als Schöpfer der Welt, bald nur als Schöpfer des Meeres oder der Menschen. Auf Samoa heisst er Tangaloa langi „Tangaloa des Himmels", auf Tahiti und Rarotonga dagegen Taaroa oder Tangaroa nui, „der grosse Tangaroa". Auf Fakaafo spricht man von ihm als Tangaloa i lunga i te langi „Tangaloa, welcher oben im Himmel wohnt". Nach der Tradition auf Tonga wohnt Tangaloa in Bulotu und hat von dort aus durch seine beiden Söhne die Inselgruppe bevölkert.

Eine andere merkwürdige Persönlichkeit ist Maui. Auf Tonga ist Maui jener Gott, welcher die Erde trägt und das Erdbeben verursacht. In letzterer Eigenschaft ist er auch auf Samoa bekannt. Auf Tahiti dagegen ist Maui eine andere Bezeichnung für Tangaroa; er gilt dort als Verursacher der Erdbeben, ist aber auch der Schöpfer der Sonne und der Inseln. Letztere schuf er, indem er ein ungeheures Stück Landes von Osten gegen Westen nach sich zog, durch dessen Abfälle die Inseln entstanden. In dieser Beziehung fällt er mit dem Maui auf Neu-Seeland zusammen, welcher die Insel aus dem Meere herausfischt. Doch Maui ist auch Repräsentant der Menschheit, der erste sterbliche Mensch. Die Mythologie kennt daher bald zwei Maui's, nämlich Maui-mua und Maui-potiki, bald vier derselben. Auf Hawaii sind die vier Maui's Söhne eines alten Königs; sie heissen Maui mua, Maui hope, Maui tiitii[2] und Maui atalana.[3]

Ihrem Wesen nach sind sämmtliche Gottheiten Geister (atua) abgeschiedener Männer. Da jedoch nach dem Glauben der Maori's nur diejenigen Geister an dem Leben dieser Welt

[1] Tiki ist auf Rarotonga der Name des ersten Menschen, der nach seinem Tode die Herrschaft über die Seelen der Abgeschiedenen bekam, gleich dem Yama der alten Arier. Von einem Verstorbenen sagt man da „er ist gegangen zu Tiki". Auf Tahiti ist nach der einen Tradition Tiki der erste Mensch, nach einer andern Taaroa.

[2] Über tiitii vergleiche unten die Erzählung Maui's.

[3] Auf Samoa ist Tiitii atalanga jene Gottheit, auf welcher die Inseln ruhen.

einen Antheil nehmen, welche mit ihr gelebt und gelitten haben, so sind die Atua's der Sage und alten Geschichte Wesen, welche gegenwärtig in den Gang des Lebens gar nicht eingreifen, sondern ein sorgenloses, ruhiges Dasein führen. Dagegen nehmen die Seelen der verstorbenen Verwandten an dem Leben der Ihrigen ein lebhaftes Interesse und greifen vielfach in den Gang desselben ein. Jedoch erstreckt sich ihr Einfluss auch nicht darüber hinaus. Daher kümmern sich die Atua's zunächst um ihre Familie und in weiterer Beziehung, wenn sie die Seelen einflussreicher Häuptlinge sind, auch um den Stamm. Es gibt böse und gute Atua's; unter die ersteren gehören, wie schon oben bemerkt worden, besonders die Seelen der verstorbenen Kinder und Embryo's.

Bei manchen Stämmen besteht die Sitte, geschnitzte Figuren als Bildnisse ihrer Vorfahren in ihren Wohnungen aufzustellen. Diese sind nach ihrem Glauben die Wohnungen der Atua's, wenn diese sich auf die Oberwelt begeben, und gelten, wenn sie auch nicht angebetet oder verehrt werden, dennoch für tapu.

Als Wohnung der Atua's gilt die Unterwelt, genannt Reinga. Von dort können sie beliebig auf die Oberwelt sich begeben und in die Körper der Menschen und Thiere, ja auch in Pflanzen und unbelebte Dinge eindringen. Aus diesen können sie nur durch Zaubersprüche, respective durch andere, ihnen feindliche Atua's vertrieben werden.

So kommt es oft vor, dass ein junger Krieger, welcher noch keinen Kampf mit angesehen hat, vor der Schlacht von Furcht und Zittern übermannt wird. Es ist dann Sache des Tohunga, den bösen Geist, der sich seiner bemächtigt hat, mit Zaubersprüchen zu bannen und den freundlichen Atua herbei zu rufen.

Wie wir oben bemerkt haben, ist der Wirkungskreis der Atua's auf ihre Familien und Stämme beschränkt. Diese Beschränkung bezieht sich nicht nur auf die Personen, sondern auch auf den Ort. Wenn daher Jemand in der Schlacht gefangen genommen und vom Feinde zum Sclaven gemacht wird, so haben nach dem Glauben der Maori's die Atua's seines ursprünglichen Stammes keine Gewalt über ihn. Da aber auch die Atua's des neuen Stammes um ihn sich nicht kümmern, so ist er von den Einflüssen der Geister völlig unabhängig und den Gesetzen des Tapu nicht unterworfen.

Mit dem Glauben an die Atua's hängt ein anderer innig zusammen, nämlich jener an das Tapu. Es ist dies ein Punkt, welcher die Verwandtschaft aller Polynesier in Bezug auf religiöse Anschauungen auf's schlagendste darthut; auf sämmtlichen Inseln der Südsee lässt sich das Tapu mit allen daran hängenden Gebräuchen nachweisen. Nirgends aber ist das Tapu-System mehr entwickelt als auf Neu-Seeland.

Das Wort Tapu bedeutet so viel wie Merkmal, Zeichen; es soll damit angedeutet werden, dass das Ding als ein von den Atua's besessenes und bewachtes bezeichnet werden soll. Der Gegensatz von Tapu ist Noa d. i. frei, unbezeichnet. In die letztere Kategorie gehören alle Dinge, welche den täglichen Lebensbedürfnissen dienen, sofern sie nicht durch Berührung mit Dingen, welche tapu sind, selbst tapu geworden waren. Dinge, welche tapu sind, dürfen von unreinen Wesen nicht gegessen werden, da man sonst den Zorn der Atua's auf sich ladet.

Innerhalb der Familie sind die zwei ältesten Mitglieder (Grossvater und Grossmutter genannt Ariki) tapu; sie haben auch gewöhnlich die Ceremonie der Entweihung vorzunehmen.

Unter den Theilen des menschlichen Körpers sind namentlich der Kopf und das Wirbelbein tapu. Alle Dinge, welche mit ihnen in Berührung kommen, werden dann tapu und dürfen von keinem Unreinen gegessen werden. Daher speisen Häuptlinge allein bei einem abge-

sonderten Tische und müssen die übrig gebliebenen Speisen entweder vertilgen oder für den eigenen Gebrauch aufbewahren. Daher werden die Lebensmittel und Speisen von den Frauen nach Hause geschleppt, da sie durch die Berührung des Mannes tapu und für den gemeinschaftlichen Genuss unbrauchbar würden.

Aus den Tapu-Gesetzen erklären sich viele Dinge im Leben der Maori's, welche den oberflächlichen Beobachter in Verwunderung setzen oder zu ungerechten Urtheilen über den Charakter dieses Volkes veranlassen. Wer möchte nicht, wenn er das schwache Weib unter der schweren Bürde keuchen sieht, während der starke, kräftige Mann müssig einhergeht, auf eine despotische Unterdrückung des Weibes schliessen? Und dennoch trägt der Mann an dieser Behandlung des Weibes nicht die mindeste Schuld.

Gar mancher Reisende hat sich über den Schmutz und Unflath der Maori's, besonders aber der heranwachsenden Jugend entsetzt. Doch wir müssen, nachdem uns die Bedeutung und der Umfang des Tapu bekannt sind, die Sache ganz anders beurtheilen. Nachdem das Kind sich selbst nicht reinigen kann, wer wird an ihm die Reinigung verrichten, besonders aber seinen Kopf waschen und kämmen? Wenn nicht der alte gutmüthige Grossvater, welcher ohnedies den Tag meistens in der Hütte zubringt und sich der Ceremonie der Entheiligung gutwillig unterzieht, des armen, von Ungeziefer und Schmutz strotzenden Kleinen sich erbarmet, so kann er lange, lange warten, in manchem Falle bis zu jenem Tage, wo ihm die Haare abgeschnitten werden.

Wenn irgend ein vornehmer Maori zu Gast geladen worden, so nimmt er nach Schluss der Mahlzeit alle jene Speisen, welche er nicht aufgegessen, mit sich, damit ja Niemand das Tapu verletzen könne.

Oft sieht man einen einsamen nächtlichen Wanderer ein wenig gekochte Speise in der Hand tragen; es ist dies ein Mittel gegen böse Geister, da diese von jenen Dingen, welche zum täglichen Gebrauch bestimmt sind, sich fern halten.

Mythen der Maori's.

Die Mythen der Maori's beziehen sich auf die verschiedensten Gegenstände der menschlichen Speculation wie Entstehung der Welt, der Erde, der Planeten, Schöpfung des Menschen und der verschiedenen Thiere u. a. und gestatten manche Blicke in das Gefühlsleben dieses interessanten Volkes.

Im Anfange, so berichtet die Sage — war die Welt, sie lag jedoch in tiefer Finsterniss. Sie bestand aus zwei Theilen Rangi (Himmel) und Papa (Erde), welche kugelförmig mit einander verbunden waren. In der Mitte dieser Kugel befanden sich die Götter, wie Rongomatane, Tangaroa, Haumia, Tumatauenga, Tanemahuta und Tawirimatea. Diese verschworen sich gegen ihre Eltern, Himmel und Erde, und beriethen sich über deren Untergang.

Tumatauenga war dafür, dass man sie umbringe, während Tanemahuta rieth, sie zu trennen, und zwar das eine nach oben, das andere nach unten. Diesem Rathe schlossen sich alle an, mit Ausnahme Tawirimatea's; denn sie wollten Licht schaffen, damit dann auch der Mensch gebildet werden könne. Einer nach dem andern suchte nun Himmel und Erde zu trennen, aber vergebens, bis endlich Tanemahuta sich auf den Kopf stellte und mit den auswärtsgestreckten Füssen den Himmel von der Erde emporhob. Zu gleicher Zeit gab einer der niederen Götter, Namens Taupotiki, dem Himmel in den Wolken eine Stütze.

Als Tawirimatea dies sah, stieg er hinauf zum Himmel, wo mehrere der niederen Götter versammelt waren, und forderte sie zum Kriege gegen seine fünf abtrünnigen Brüder auf

Doch während er dies that, verwandelten sich vier derselben in verschiedene Wesen der Erde, nämlich Tanemahuta in einen Baum, Tangaroa in einen Fisch, Rongomatane in einen Kumara, und Haumia in eine Farnwurzel; nur Tumatauenga behielt seine göttliche Gestalt und Natur bei. Tawirimatea aber gab die Verfolgung derselben nicht auf, sondern sendete seine Kinder gegen sie aus. Diese waren Marangai (Osten), Auru (Westen), Tonga (Süden) und Raki (Norden), ferner Tomairengi (Thau), Haupapa (Eis) und Hauhunga (Kälte). Zuerst wurde Tanemahuta von Apuhau dem Sturmgotte angegriffen und gespalten; aus ihm gingen zwei Kinder hervor, nämlich Huhu (Wurm) und Pepe (Schmetterling). Als Tongaroa angegriffen wurde, floh er ins Wasser; seine beiden Söhne jedoch, Tutewanawana und Ikatere, konnten sich nicht einigen, wohin sie sich flüchten sollten. Da bemerkte der eine: Wenn wir Fische werden, wird man uns fangen, auf einen Stock hängen und im Winde dörren, worauf der andere sagte: Bleiben wir auf dem Lande, so werden wir Eidechsen und schliesslich doch gefangen und mit Farnwurzeln verspeist werden. Daher schreibt sich die Zubereitung der Fische und Eidechsen.

Als Tawirimatea nach Rongomatane und Haumia suchte, waren diese bereits in der Erde verborgen, er musste daher ihre Verfolgung aufgeben.

Zum Schlusse wurde Tumatauenga angegriffen, welcher seine göttliche Natur beibehalten hatte. Doch diesem gelang es, durch verschiedene Kreuz- und Querzüge allen Verfolgungen glücklich zu entgehen. Aus Ärger darüber, dass seine Brüder sich so geschickt verborgen hatten und den Verfolgungen entkommen waren, begann er sich an ihnen zu rächen, indem er von denselben ass. Er fing Fische und Vögel und grub Kumara's und Farnwurzeln aus. Auf jedes derselben dichtete er einen besonderen Zauberspruch, eben so für Regen, Sonnenschein u. a. Daher weil Taumatauenga seine Brüder ass, leiten die Maori's ihren Cannibalismus ab.

Einige Zeit, nachdem Tumatauenga seine Brüder gegessen hatte, riefen Tawirimatea und Rangi ihre Söhne zusammen, genannt Uanui (Hagel), Uawatu (Schnee) und Uanganga (Regen), um einen allgemeinen Angriff auf die Erde zu machen. Sie stiegen alle herab und überschwemmten die Welt mit Ausnahme eines einzigen Platzes, nämlich jenes auf dem Tumatauenga stand. Dieser focht mit Tapferkeit gegen sie und um sie desto kräftiger zu bekriegen gab er sich fünf Namen, nämlich Tu kariri (Tu der Fechter), Tu kanguha (Tu der Schläger), Tu kaitaua (Tu der Kriegsfresser), Tu wakakaheke tangata (Tu der Menschenvertilger), Tu matawaiti (Tu mit dem engen Gesichte). Diese fünf Namen sollten die Kraft der fünf Brüder vereinigen. Der Kampf zwischen Tumatauenga und seinen Gegnern nahm aber nicht so bald ein Ende; er dauert immer noch fort.

Nachdem die Fluth sich verlaufen hatte, machte Tiki, ein Sohn Tumatauenga's den Menschen, indem er Lehm mit seinem eigenen Blute vermischte und knetete. Er machte ihn nach seinem eigenen Bilde, tanzte vor ihm und hauchte ihn an, so dass dieser zu einem belebten Wesen wurde. Sein Name war nach einer Sage Kauika (Haufen), nach einer andern Onekura (rothe Erde).

Nach diesem begannen sich die Menschen zu vermehren; sie waren aber schlecht bis auf die Zeit der vier Maui's. Damals waren die Tage kurz, denn die Sonne, die älteste Tochter des Himmels, war aufgestellt worden, um am Himmel herumzulaufen und Nachricht von den Thaten der fünf ungehorsamen Götter zu bringen, während die Sterne, ihre jüngeren Geschwister, bei Nacht Wache halten mussten.

Maui potiki, der jüngste der Maui's, wünschte den Tag länger zu machen, und verabredete sich mit mehreren seiner Genossen, die Sonne in ihrem Gange zu hemmen. Sie machten

sich alle zur Nachtzeit auf und zogen gegen Osten. Da kamen sie nach mehreren Tagen und Nächten an den Rand der Welt, an welchem die Sonne vorübergehen musste. Sie warfen einen Erdhaufen auf, hinter welchem sie sich versteckten, und befestigten am Rande der Welt eine Schlinge. Als die Sonne einherkam, wurde sie gefangen und Maui schlug sie gewaltig mit dem Kinnbackenknochen seines Grossvaters Murirangiwenua. Da sagte die Sonne: „Warum schlägst Du mich? Ich bin die Erstgeborene des Himmels, mein Name ist Tama rui te na (der grosse Sprössling des Lichtes)". Jedoch Maui schlug sie so gewaltig, dass sie ganz lahm wurde und nicht mehr so schnell laufen konnte. Dann wurden die Tage länger.

Maui galt bei seinen Brüdern für einen trägen Jungen; stets beklagten sie sich darüber, dass er nicht fischen gehe. Dies verdross Maui, und er machte sich aus dem Kinnbackenknochen seines Grossvaters eine Fischangel und verbarg diese unter seinem Gewande. Als er mit seinen Brüdern fischen gehen wollte, lachten diese über ihn, da er kein Fischwerkzeug mit sich führe. Maui aber forderte seine Brüder auf, mit ihm weit in die See hinauszugehen. Als sie weit draussen waren, zog er seine Angel hervor, welche mit Schnitzereien und Perlen geschmückt war, und warf sie ins Meer. Die Angel fiel und fasste das Haus von Tonganui, dem Sohne Tangaroa's, welches am Boden des Meeres aufgebaut war. Da zog Maui an der Angel und ein furchtbares Brausen und Brodeln stieg von unten zur Höhe herauf.

Die Brüder erschracken und baten Maui einzuhalten. Doch Maui sang:

Was willst Du Tonganui
Dass Du mürrisch herumbeissest da unten?
Die Kraft des Kieferbeines Rangiwenua's wird sichtbar an Dir
Du kommst — Du bist besiegt!
Du kommst — erschein', erschein'
Schüttle Dich Sprosse Tangaroa's!

Da wurde etwas sichtbar; es war ein grosser Fisch, auf welchem das Canoe sitzen blieb. Es war Neu-Seeland.

Maui verlies nun seine Brüder und befahl ihnen nichts zu kochen und zu essen, bevor er nicht wieder zurückgekommen. Er ging hin und versöhnte Tangaroa, den Fischgott und erbat sich von ihm für die Folge reichliche Beute. Während jedoch Maui abwesend war, begannen die Brüder, sein Verbot nicht achtend, den Boden aufzugraben. Als Tangaroa erfuhr, dass man seinen Fisch — die Insel — verwundet hatte, reizte er ihn. Dieser zog sich zusammen und dadurch entstanden Berge und Thäler.

Maui potiki wünschte zu erfahren, wo seine Eltern sich befänden, da er sie nie gesehen hatte. Er kam daher, nach Anweisung Rangi's während einer Nacht an einen Platz, wo ein Fest gefeiert werden sollte. Nach dem Feste wurde ein Tanz aufgeführt. Nach beendetem Tanze überblickte die Wirthin ihre Söhne, und als sie Maui unter ihnen fand, fragte sie ihn, woher er gekommen? Er sagte: „Ich wurde am Ufer des Meeres von einem der Götter aufgefunden. Nach meiner Geburt hat mich meine Mutter in Seegras eingewickelt und im Wasser fortschwimmen lassen. Ich ward also ausgesetzt und Gott Rangi, der mich bis jetzt genährt hat, schickte mich nun hieher, indem er mir sagte, dass die vier Männer, welche vor mir stehen, meine Brüder seien." Da erkannte sie ihn als ihren Sohn, indem sie sagte: „Du bist mein Jüngstgeborener und ich erkenne Dich und nenne Dich von nun an Maui tikitiki a taranga.

Das liebevolle Betragen der Mutter gegen Maui weckte den Neid seiner Brüder, welche ihn einen Sclaven nannten und umbringen wollten.

Obwohl Maui mit seiner Mutter Taranga gesprochen hatte, wusste er dennoch nicht, wo seine Eltern wohnten, denn der Ort, wo das Fest stattgefunden hatte, war das Haus seiner Brüder. Da er die Gabe besass, sich in alle möglichen Gestalten zu verwandeln, so nahm er die Gestalt einer Taube an und flog weit hin und her, bis er endlich seine Eltern auffand. Sein Vater hiess Makaturara. Da die Ceremonie des Begiessens mit Wasser an ihm noch nicht vollzogen worden war, so nahm sie sein Vater mit ihm vor, beging dabei aber einen Fehler, welcher zur Folge hatte, dass die Götter ihm zürnten und die Unsterblichkeit von ihm wegnahmen.

Maui hatte eine Grossmutter, Namens Hinenuitepo, welche in der Nähe des Himmels wohnte. Seine Eltern schickten jeden Morgen zu ihr einen Diener um Feuer zu holen. Da dieser einmal nicht gehen wollte, ging Maui an seiner Stelle fort, und da er sah, dass die Grossmutter ihm das Feuer aus ihren Fingern darreichte, erlaubte er sich den Scherz, das Feuer eine kleine Strecke zu tragen, dann auszulöschen und wieder um neues zu kommen.

Als das Mütterchen sah, dass sie vom Jungen verspottet werde, warf sie ihm ein Stück Feuer nach und als dieses hinter ihm zu brennen anfing, verwandelte er sich schnell in eine Taube und flog von einem Baume zum andern. Doch das Feuer griff rasch um sich und Maui konnte sich nur dadurch retten, dass er den Regen, den Hagel und den Schnee zu Hilfe herbeirief. Diese kamen nnd erstickten das Feuer.

Maui war eines Tages von seinem Vater besonders gewarnt worden, die Grossmutter ja nicht zu reizen, wobei er ihm sagte, er habe einen furchtbaren Traum gehabt und im Schlafe habe sein Arm nach auswärts sich gestreckt.

Doch Maui beachtete die Ermahnungen des Vaters nicht und setzte seine Verspottung der Grossmutter fort. Er machte sich eines Tages mit mehreren Vögeln auf zur Grossmutter und fand sie schlafend mit weit offenem Munde. „Wenn ihr nicht lacht," sprach da Maui, „so will ich in ihren Schlund hinabsteigen." Als sie es versprachen, stürzte er sich hinein. Da er jedoch mit seinen Knöcheln herumschlug, brachen die Vögel in helles Lachen aus, und die Alte erwachte. Dabei schlug sie den Mund zusammen und biss Maui in zwei Theile. Dadurch ist der Tod in die Welt gekommen.

Nach dem Glauben der Maori's gibt es drei Himmel. Im ersten derselben wohnen die Götter und dort befindet sich ein Tempel, genannt Nahirangi. Im zweiten Himmel werden die Menschen geschaffen, wo sie längere Zeit verweilen. Von da kommen sie in den dritten Himmel, jenen, welcher von der Erde aus sichtbar ist. Da dieser in der Nähe der Sonne liegt, so ist es in ihm warm; es befinden sich in demselben auch schöne Seen, wo die Menschen baden und verschiedenartig sich ergötzen. An windigen Tagen, wo die Wellen aufgeregt werden, geht das Wasser über den Rand der Seen und fällt in Gestalt von Regen herunter. Nachdem die Menschen längere Zeit in diesem dritten Himmel verweilt haben, werden sie geboren und gelangen auf die Erde. Nach ihrem Tode kommen sie nach Reinga, welches im Norden von Neu-Seeland liegt. Der Eingang nach Reinga ragt in die See hinauf, an ihm befindet sich ein Pohutukawa-Baum, dessen Wurzeln tief hinunterwachsen. Hier steigen die Geister hinunter. Reinga ist in mehrere Abtheilungen getheilt. Sie heissen: Aotea, Te-uranga-o-te-ra, Hikutoia Pouturi und Toke. Der Mensch gelangt von einer Abtheilung in die andere und wird immer schwächer, bis er in Toke in einen Wurm verwandelt wird. Als solcher kehrt er wieder zur Erde zurück, und wenn der Wurm gestorben ist, hat auch des Menschen Existenz ein Ende.

Einmal — so erzählt die Sage — wollten zwei Weiber wissen, wie es in Reinga aussehe. Sie nahmen sich gebratene Kumara's auf den Weg mit und stiegen an den Wurzeln des Pohutukawa-Baumes hinunter. Nachdem sie eingedrungen waren, wandelten sie einen langen Weg

im Finstern fort, bis sie in der Ferne ein Licht erblickten. Sie traten näher und sahen da drei Geister mit grauen Köpfen, welche um ein Feuer herumsassen, das an drei Stückchen Holz brannte. Da sie von dem Geisterfeuer etwas zu haben wünschten, trat eine derselben näher heran und nahm sich einen der Feuerbrände. Die Geister erschracken, einen leibhaftigen Menschen vor sich zu sehen, konnten sie aber vor Entsetzen nicht hindern. Sie gewann dadurch einen bedeutenden Vorsprung, und obschon die Geister ihr nachsetzten, konnten sie dieselbe erst am Ausgange an der Ferse erfassen. Sie aber wollte den Feuerbrand nicht fahren lassen, sondern warf ihn durch die Öffnung auf die Oberwelt. Das Feuer flog hinauf bis es von den Wolken aufgefangen wurde. Dort blieb es für immer als Mond stehen.

Dass aber der Mond nicht jede Nacht scheint, davon ist die Ursache folgende. Nachdem Maui die Sonne gefangen und geschlagen hatte, musste diese ihren Weg langsamer machen. Da sie jedoch Maui immer noch zu schnell dahineilte, so fing er sie abermals und band an sie den Mond mit einem Stricke, wodurch sie, da sie den Mond nachzuschleppen hatte, langsamer gehen musste. Später bekam Maui Streit mit seinen Freunden. Um sich an ihnen zu rächen, hielt er die Hand vor den Mond, wodurch dieser unsichtbar wurde.

Als Ursache der Ebbe und Fluth wird von der Mythe Folgendes angegeben: Auf dem tiefsten Grunde des Oceans lebt ein Gott Namens Parata, ein Sohn des Tangaroa. Dieser athmet alle vierundzwanzig Stunden nur zweimal; wenn er den Athem einzieht, entsteht die Ebbe, wenn er ihn herauslässt, entsteht die Fluth.

Sagen der Maori's.

Innig verbunden mit den kosmogonischen Mythen sind die Sagen, welche sich auf die Bevölkerung Neu-Seelands und die älteste Geschichte der Maori's beziehen. Sie dürfen keinesfalls mit ihnen verwechselt werden; sie haben einen streng historischen Hintergrund, welcher den kosmogonischen Mythen mangelt.

Diese Sagen werden von den einzelnen neuseeländischen Stämmen verschieden erzählt und geben auch die Zeit der Züge, von welchen sie berichten, nicht übereinstimmend an, jedoch fast alle nennen ein Land Hawaiki,[1] welches nördlich oder nordöstlich von Neu-Seeland gelegen sein soll, als jenen Punkt, von wo aus die Maori's in ihre neue Heimat einwanderten. Auch über die Ursachen der Auswanderung von Hawaiki sprechen sich die Sagen nicht gleichmässig aus; doch scheint es, dass vor Allem innere Kriege, welche in Folge von Land- und Besitzstreitigkeiten, und in letzterem Grunde wohl gegen Übervölkerung entstanden waren, als Grund der Maori-Wanderungen angesehen werden müssen.

Die Ngapuhi[2] behaupten, ihre Vorfahren seien aus einem fernen Lande auf dem Canoe Mamari herüber gekommen. Ein Mann nämlich, Namens Taputapuwenua ging nach Neu-Seeland und ein Häuptling, Nukutawiti mit Namen, folgte ihm auf dem Fusse nach.

[1] Wo wir Hawaiki zu suchen haben, darüber geben uns die Sagen der Polynesier überhaupt Aufschluss. Es ist nichts anderes als die Samoa-Insel Savaii, wie bereits oben von uns dargethan worden ist. Das Hawaii der Sandwich-Inseln, welches Viele darin gesucht haben, kann es nicht sein, schon wegen der grossen Entfernung und des Umstandes, dass Hawaii von den Marquesas-Inseln aus colonisirt wurde. Eben so wenig kann unter Hawaiki die Unterwelt verstanden und der ganze Sagenkreis der Maori-Wanderungen mythisch gedeutet werden. Letzterem Versuche widerstrebt die Färbung der einzelnen Sagen, welche sich ganz deutlich als Stammgeschichten verrathen.

[2] Die Ngapuhi bestehen aus 35 Stämmen; sie bewohnen die nördliche Insel bis herab zum Isthmus von Manukao.

Als Nukutawiti am Nord-Cap Neu-Seeland betrat, traf er mit Kupe zusammen. Dieser war ein mächtiger Häuptling der Insel, der dieselbe umschifft und den einzelnen Plätzen derselben Namen gegeben hatte. Er wird in mehreren Heldenliedern gefeiert, so in folgendem:

Ich will singen — ich will singen,
Ich will singen von Kupe
Dem Manne, welcher das Land vertheilt
Und die Meere durchschifft hat. —
In einer Entfernung stehen Kapiti
Und Mana, zusammen mit
Arapaoa! — Dies sind die Plätze,
Welche mich erinnern an meinen Vorfahr'
Kupe. Seine Schaufel brach
Die Gewässer, welche umspülen
Das Land; und dies Land
Nehm' ich nun als mein Erbtheil in Besitz!

Kupe sagte dem Nukutawiti dass Tuputupuwenua an der westlichen Küste sich befinde. Nachdem dieser ihn gefunden, ging Kupe zurück von dem Platze und nannte ihn Hokianga (Rückkehr). Nukutawiti und sein Schwager Ruanui, welcher mit ihm gekommen war, liessen sich darauf in Hokianga nieder und wurden die Stammväter des Ngapuhi-Volkes.

Zum Beweise dieser Tradition zeigen die Stämme des Nordens mehrere Felsen und Steinblöcke, welche das versteinerte Canoe und andere Geräthe vorstellen sollen. Eben so erklärt man mehrere Steinkegel für die versteinerten Männer des Canoe's Mamari, wie auch einige in Stein befindliche fussspurähnliche Vertiefungen für die Fussspuren Nukutawiti's und seines Hundes.

In der Nähe von Tarawaua befindet sich ein grosser Stein, welcher von Nukutawiti hingebracht worden sein soll, als Beweis seiner ungeheuren Gigantenkraft. Wenn ein Eingeborener an demselben vorbeigeht, vergisst er nicht ihm seine Verehrung zu bezeigen, was dadurch geschieht, dass er einen Raurekau-Ast abbricht und darauf legt, während er folgenden Spruch singt:

Erheb' Dich über die Berge
Tangaengae
Zu den Lüften der Götter,
Zu den Lüften des Lebens!
Umarme Deine Mutter Papa,
Die Spenderin alles Lebensodems!

Die Tradition der Stämme am East Cape berichtet, ihre Vorfahren wären von Hawaiki gekommen in dem Canoe Arawa und darin hätten sich befunden Houmaitawiti, Tamatekapua Toi, Maka, Hei, Ihenga, Tauninihi, Rongokako und andere. Die Ursache ihrer Auswanderung von Hawaiki aber war folgende: Ein Priester in Hawaiki, Namens Uenuku, war mit Geschwüren und Beulen behaftet und pflegte dieselben mit Muscheln abzukratzen. Ein Hund, der Tamatekapua gehörte, trug einmal einige dieser Muscheln davon, für welche Verletzung des Tapu Uenuku den Hund schlachtete und aufass.

Nachdem Wakaturia, Tamatekapua's jüngerer Bruder, den Hund vergeblich gesucht hatte, kam er in den Pa von Toitehuatahi, wo der Hund geschlachtet und gegessen worden war, und brachte den ganzen Vorfall in Erfahrung. Um nun Uenuku zu züchtigen, machten

sich Tama und Wakaturia Nachts auf und assen von den Früchten des Poporo-Baumes, welcher bei Uenuku's Haus wuchs. Als Uenuku dies merkte, stellte er Wachen aus, welche Wakaturia fingen, während Tama glücklich davonkam. Man nähte darauf Wakaturia in eine Matte und hing ihn im Hause unter dem Dache auf, damit er vor Hunger umkomme. Als Tama davon hörte, machte er sich auf, bohrte ein Loch ins Dach und fragte seinen Bruder, auf welche Weise sich die Bewohner des Hauses täglich unterhielten? Als er ihm sagte, sie sängen und tanzten, so rieth ihm Tama sobald sie dies wieder thun, möge er ihnen sagen, er wüsste einen neuen Tanz und würde sie denselben lehren. Sobald sie ihn heruntergelassen, möge er dann tanzen und von einem Ende der Hütte zum andern sich bewegen und dann mit einem Satze nach dem Ausgange springen. Er werde draussen warten und den Eingang verriegeln, damit er ungehindert entrinnen könne. Wakaturia that so und entkam glücklich aus der Gefangenschaft.

Nachdem dies geschehen, griffen Toi und Uenuku vereint den Pa Houmaitawiti's, des Vaters des entflohenen Gefangenen, an, konnten aber nichts gegen ihn ausrichten. Bald darauf starb Houmaitawiti, und da seine Söhne glaubten, sie würden nun den Feinden nicht widerstehen können, brachen sie auf dem Canoe Arawa gegen Neu-Seeland auf. Dies war ihnen jedoch nicht unbekannt, sondern sie hatten bereits früher davon Kunde erhalten.

Hinetuahoanga und Ngahue waren nämlich unversöhnliche Feinde. Der erstere besass einen Stein Namens Waiapu, der letztere dagegen einen andern, Namens Poutini, oder nach einer andern Tradition Mata. Hinetuahoanga wusste es dahin zu bringen, dass Nghahue von Hawaiki vertrieben wurde. Er bestieg sein Canoe und schwamm in die See, bis er eine Insel, Namens Tuhua entdeckte. Doch Hinetuahoanga folgte ihm in einem Canoe und vertrieb ihn von dieser Insel. Ngahue zog weiter und entdeckte die Insel Aotearoa, er blieb jedoch nicht dort, da er Hinetuahoanga hinter sich glaubte, sondern schwamm weiter, bis er nach Neu-Seeland gelangte. Dort schlug er nach der einen Tradition in Arahura, nach einer andern in Arapawanui seinen Wohnsitz auf. Als er dort einen grossen Block Grünstein fand, ging er nach Hawaiki wieder zurück. Aus diesem Blocke wurden die Äxte gemacht, mit welchen später das Canoe Arawa erbaut wurde.

Die Mokau und einige Waitara-Stämme bewahren die Sage, ihre Ahnen seien auf einem Canoe, genannt Aotea unter der Führung Turi's aus Hawaiki gekommen. Turi landete an der Westküste in der Nähe eines Flusses, in welchen er hineinfuhr. Er nannte ihn nach dem Namen seines Canoe's Aotea.

Die Ngatiawa-Stämme (die alten Bewohner des Districtes von Taranaki) erzählen, ihre Vorfahren hätten auf dem Canoe Tokomaru unter Manaia Hawaiki verlassen. Die Auswanderung fand desswegen Statt, weil Manaia mehrere Männer, welche für ihn arbeiteten, getödtet hatte. Manaia nahm den Waitara-District in Besitz, den er von einem fremden, unkriegerischen Volke bewohnt fand. Ein Theil desselben wurde von Manaia und den Seinigen getödtet, während der andere übriggebliebene Theil in den Ngatiawa-Stamm aufgenommen wurde.

Auf ähnliche Weise erzählen andere Stämme ihre Geschichte und nennen sowohl die Namen der Männer, welche von Hawaiki ausgezogen als auch die Namen der Canoes, auf welchen sie herüber gekommen waren.

Sprache.

Die Maori-Sprache ist eine Abzweigung des polynesischen Sprachstammes. Das Laut-Inventar derselben besteht aus neun Consonanten, nämlich *k, t, p, ng, n, m, h, w, r* und fünf

Vocalen, nämlich *a, i, u, e, o.* Die Silben, woraus die Worte zusammengesetzt sind, bestehen durchgehends aus Consonant und Vocal oder Vocal allein; eine Verbindung zweier Consonanten ist nicht gestattet.

Am besten kann man sich einen Begriff von der Articulation des Maori machen, wenn man Fremdworte, welche er nach den Gesetzen seiner Sprache umändert, einer Betrachtung unterzieht. So bildet er aus Friedrich: Waritarihi, aus Samuel: Hemara, aus William: Wiremu, aus David: Rawiri, aus Austria: Atiria, aus Hochstetter: Hokiteta, aus Müller: Merea u. s. w.

Die einfachen Elemente der Sprache (nämlich solche, welche sofern ihr Sinn nicht aufgehoben werden soll, einer Analyse widerstreben), bestehen meistens aus mehrsilbigen Lautcomplexen. Sie sind doppelter Natur d. i. bezeichnen entweder bestimmte sinnfällige und begriffliche Anschauungen oder allgemeine Verhältnisse. Durch Verbindung beider entstehen die Worte, welche dem Satz zu Grunde liegen. In dieser Verbindung kann entweder das formale Element dem stofflichen folgen oder nachgesetzt werden; sie gehen aber nie eine innige Verschmelzung ein, sondern bleiben getrennt neben einander stehen.

Wie wir bereits oben bemerkt haben, ist der Maori in der Kunst der Rede wohl erfahren; er spricht fliessend und mit Nachdruck und ist um den richtigen Ausdruck nie verlegen. Jeder Krieger strebt zugleich nach dem Ruhme eines Redners.

Wie sich dies schon im vornehinein erwarten lässt, sind die geistigen Producte des Maori nicht unbedeutend. Sie sind sowohl prosaischer als poetischer Natur. Die Poesie desselben kann aber nicht mit unserer verglichen werden, da ihr das Versmaass fehlt; sie ist vielmehr der hebräischen analog, in welcher der Gedankenparallelismus die formelle Grundlage des Gedichtes bildet. Die poetische Darstellung ragt aber so sehr in die prosaische hinein, dass sie füglich von ihr nicht getrennt werden kann, weder in den Erzeugnissen der Literatur (Schöpfungen, an welchen das ganze denkende und fühlende Volk theilnimmt, und welche im Gedächtnisse der Priester aufbewahrt werden), noch in der Sprache des gewöhnlichen Lebens. Jeder Redner liebt es, seine Rede mit Bruchstücken alter Lieder zu schmücken und dadurch seinen Gedanken einen besonders wirksamen Ausdruck zu verleihen.

Unter den Literatur-Erzeugnissen stehen obenan die kosmogonische Mythe und die Heroen-Sage. Inhalt der ersteren ist vor Allem die Speculation der alten Polynesier über die Welt und deren Räthsel, während letztere die Erlebnisse und Gefühle des Maori-Volkes von den ältesten Zeiten bis auf die jetzigen Tage umfasst. Beide vermischen und durchdringen sich jedoch gegenseitig so sehr, dass es eines geübten Auges bedarf, um zu entscheiden was ursprünglich der einen und was der andern angehört. Beide sind auch für den Forscher von besonders hohem Interesse, weil sie über den Zusammenhang des Maori-Volkes mit den anderen Bewohnern der Südsee und seine Schicksale ein unverfälschtes Zeugniss ablegen.

In das Gebiet der reinen Dichtung fallen die Localsagen und Geistergeschichten, an denen die Maori-Literatur besonders reich ist. Mit ihrer Erzählung verkürzen sie sich die langen Abende, an ihnen findet der Wunderglaube des Volkes immer neue Nahrung.

Eine beliebte Dichtungsgattung sind die Fabeln und Sprüchwörter. Reich vertreten sind die Zaubersprüche, Lieder von geringem Umfange. Bei der Arbeit werden Lieder abwechselnd von einer Person und im Chor gesungen; junge Männer und Mädchen ergötzen sich Abends am Vortrage von Liebesliedern. Bei Leichenfeierlichkeiten werden Klagelieder angestimmt, und im Kriege werden eigene Lieder, welche zur Tapferkeit ermuntern, vorgetragen.

B. Javanen.

Während wir im Maori den alten Malayen in seiner Wildheit und Unbändigkeit betrachtet haben, werden wir im Javanen den durch Einflüsse des bedeutendsten östlichen Culturvolkes — der Inder — aus seiner Roheit gerissenen und in gewisser Beziehung verfeinerten Malayen kennen lernen. Wir werden in ihm einen Menschen finden, der sich alles, was ein Culturleben ausmacht, angeeignet, ja selbst eine reiche Literatur erzeugt hat, wir werden aber auch wahrnehmen, dass er über die Nachahmung des Fremden nicht hinausgekommen ist. Der Javane zeigt uns den Punkt, bis zu welchem die malayische Rasse sich entwickeln kann, wenn alle günstigen inneren und äusseren Bedingungen zusammenwirken, und es ist desswegen gerade sein Studium von besonderem Interesse, weil wir an ihm den Unterschied, welcher in der Begabung der verschiedenen Rassen gelegen ist, deutlich wahrnehmen können.

1. Land und Klima.

Die Insel Java (eigentlich Dschawa, malay. جاوا پولو *pûlau dschâwà*, javan. *tanah dschawi*) liegt zwischen 5° 52′ bis 8° 50′ s. B. und 105° 13′ bis 114° 39′ ö. L. Ihr Flächeninhalt umfasst 2313, mit den dazu gehörenden kleineren Inseln jedoch über 2444 Quadratmeilen. Die grösste Länge beträgt etwa 140, die grösste Breite 26 Meilen.

Um die Nordküste von Java liegt eine Anzahl grösserer und kleinerer Inseln, darunter am bedeutendsten Madura (97 Q.-M. umfassend), zwischen 6° 51 und 7° 16 s. B. und 112° 40 114° 10′ s. L.) und im Südosten Bali (105 Q.-M. gross, zwischen 8° 3′ und 8° 53′ s. B. und 114° 26′ und 115° 40′ ö. L.), welche nur durch die eine halbe Meile breite gleichnamige Strasse davon geschieden ist.

Der Boden Java's besteht nach Junghuhn zu drei Fünfteln aus tertiärem Gebirge neptunischer Formation, zu einem Fünftel aus vulcanischen Kegeln und zu einem Fünftel aus Alluvialgrund, der auf einer tertiären Grundlage ruht. Das Ganze ist, mit Ausnahme der höchsten Berge, mit einer sehr fruchtbaren Erdschichte bedeckt.

Die Insel wird vom Westen nach Osten von einer Bergkette durchschnitten, welche in der Mitte die grösste Höhe erreicht. Mehrere dieser Bergspitzen sind Vulcane, welche ehemals manche Verwüstungen angerichtet haben und auch noch jetzt zeitweilig ihre alte Thätigkeit aufnehmen.

Die höchsten derselben sind der Gunung Slamat an den Grenzen der beiden Residentschaften Tegal und Banyumas 10.630 Fuss hoch und von seinem Fusse bis zu 8000 Fuss mit einem undurchdringlichen Walde bedeckt, und der Gunung Semeru oder Mahameru, an der Grenze der beiden Residentschaften Pasuruwan und Probolinggo, 11.480 Fuss hoch und bis 8750 Fuss Höhe mit Wald bewachsen. Der erstere wüthete im Jahre 1772 gleichzeitig mit zwei anderen Vulcanen (Papandayan und Tscherimai), dann später in den Jahren 1825 und 1835, der letztere besonders in den Jahren 1818 und 1831.

Die Nordküste Java's ist flach, an manchen Stellen sogar morastig und bietet eine Menge guter Ankerplätze dar; die Südküste dagegen ist hoch und das felsige Ufer fällt steil in die wogende See ab. Daher sind hier gute Ankerplätze sehr selten.

Den Bergen Java's entspringt eine beträchtliche Anzahl von Flüssen. Die grössten und bedeutendsten derselben finden sich auf dem flachen nördlichen Theile der Insel, während die felsige Südküste, mit wenigen Ausnahmen, nur von Bergströmen bewässert wird. Der grösste Fluss Java's ist der Bengawan oder Kali Solo, welcher im Südwesten von Surakarta entspringt.

Besonders reich sind die Gebirge Java's an warmen Mineral- und Petroleumquellen; von den ersteren sind mehrere durch eine besondere Heilkraft ausgezeichnet.

In Betreff des Klima's lässt sich Java je nach der Erhebung des Bodens über die Meeresfläche in vier Zonen theilen, nämlich 1. die heisse Zone vom Meeresspiegel bis 2000 Fuss Höhe, 2. die gemässigte Zone von 2000 Fuss bis 4500 Fuss Höhe; 3. die kühle Zone von 4500 Fuss bis 7500 Fuss Höhe, und 4. die kalte Zone von 7500 Fuss bis 10.000 Fuss Höhe und darüber.

In der ersten Zone beträgt die durchschnittliche Wärme 22° am Meere und 19° an der obersten Grenze? Die Atmosphäre ist in Folge der Anschwemmungen feucht und die Luft sehr drückend. In der zweiten Zone beträgt die durchschnittliche Wärme 90° bis 15°, in der dritten 15° bis 10° und in der vierten 10° bis 6°.

In der ersten Zone wirken die Mosim's regelmässig, so dass vom November bis März der Regen-Mosim und vom Mai bis September der trockene Mosim herrscht, während auf die Monate April und October die Wendemonate fallen. Vom December bis März fällt der Regen reichlich, so dass er oft Überschwemmungen verursacht; vom Juli bis August herrscht dagegen vollkommene Dürre. In der zweiten Zone ist der Gegensatz wenig bemerkbar, während die dritte Zone sich durch grosse Nebelmassen auszeichnet, welche entweder das Land fast den ganzen Tag von neun Uhr an bis Sonnenuntergang einhüllen oder um die Mittagszeit in Regen und Gewitter sich auflösen. In der vierten Zone herrscht immerwährender Ostwind oder Windesstille und hat hier die Regenzeit — wie unten — keine Anwendung.

2. Fauna und Flora.

Die Fauna Java's ist äusserst mannigfaltig. In den Gehölzen und Alang-alang-Feldern hausen der Tiger (jav. *matschan*), der Panther (jav. *matschan tutul*), der Leopard (jav. *matschan kombang*) und die wilde Katze (jav. *matschan tschongkok*). Die Wälder sind reich an verschiedenen Hirschgattungen und Affen, und in den Gehölzen der höheren Zonen trifft man das Rhinozeros (jav. *warak*) und den Waldstier (jav. *banteng*). Das Waldschwein (jav. *tscheleng*) liebt besonders die Alang-alang-Felder der ersten und zweiten Zone. Fast überall finden sich Schlangen, sowohl unschädliche als giftige. Die Flüsse und Teiche wimmeln von verschiedenen Fischen und Schildkröten (jav. *kura*), aber auch von Krokodilen (jav. *baya* oder *buwaya*) und Leguanen (jav. *beyawak*).

Unter den Vögeln sind besonders erwähnenswerth die sogenannte Salanganschwalbe (jav. *burung walet*), welche in grosser Anzahl an der steilen und felsigen Südküste Java's nistet sowie mehrere Taubenarten (jav. *marapati* oder *burung dara*). Die Wälder sind reich an wilden Hühnern (jav. *ayam utan*), Fasanen (jav. *dohan*), Reihern (jav. *kuntul*) und Papageien (jav. *dschakatuwa*). Der Pfau (jav. *merak*) ist der stete Begleiter des Tigers und wird überall dort, wo dieser haust, auch gefunden.

Unter den Insecten verdient besondere Erwähnung die Biene (jav. *tawon*), darunter vor Allem die Selemprang, eine kleine Art, welche in den Büschen an den Dörfern nistet und reichlich Honig und Wachs liefert.

Unter den Hausthieren sind zu nennen: der Büffel (jav. *kebo*), ein für den Landbau in diesen Gegenden nothwendiges Thier. Er wurde zugleich mit der Reiscultur von den Indern auf Java eingeführt. Vom Rind (jav. *lembu*) das eben so eingeführt ist, finden sich auf Java mehrere Rassen; davon scheint die aus Indien eingeführte die beste zu sein, während die europäischen nicht recht gedeihen wollen. Das Pferd (jav. *dscharan*) ist hauptsächlich indischen Ursprungs, seltener arabischer oder turkomanischer Rasse.

Die Ziege (jav. *kambing*) und das Schaf (jav. *menda*) gedeihen auf Java recht gut, eben so das von den Chinesen eingeführte schwarze Schwein (jav. *babi*). Fast in jedem Hause findet sich der Hund (jav. *asu*) und die Katze (jav. *kutsching*). Unter dem Hausgeflügel befinden sich die Gans (jav. *bannyak*), die Ente (jav. *bebek*) und das Huhn (jav. *ayam*).

Die Flora Java's ist äusserst mannigfaltig und nach den vier Zonen, in welche gemeiniglich die Insel abgetheilt wird, sehr verschieden.

In der ersten Zone finden wir am morastigen Strande als wildwachsende Pflanzen vor Allem die Rhizophoren (jav. *tandchung*) mit der Nipah-Palme (jav. *bayu*) und eine Reihe von Sträuchern, wie Bakulaut *(acrostichum inaequale)*, Galigali *(acanthus)* u. a.; auf dem trockenen Boden dagegen mehrere Pandanus-Arten und kleinere Palmenarten wie Nibong, Wiru Langkap u. a. Auf den Bergabhängen von 300 oder 400 Fuss Höhe wächst auf Ost-Java besonders die Lontar-Palme[1] (*borassus flabelliformis*) und auf West-Java die Gebang-Palme *(corypha Gebang)*, mit ihrem 40 Fuss hohen, mit einer Krone geschmückten, schlanken Stamm. das ringsum wachsende Gebüsch überragend. Weite Strecken werden von Alang-alang Gras und verschiedenen Bambus-Arten bedeckt.

In der dritten Zone finden wir hochstämmige schattige Bäume wie Eichen (jav. *kayu*), Kastanien (jav. *tungurut*), den Ahorn und den Lorberbaum; so wie Anggring- und Casuarinenwälder. Weiter hinauf bis in die vierte Zone reichen die Myrthen, Akazien, Rhododendron und Rubus-Gebüsche.

Von Culturgewächsen wird in der ersten Zone dort, wo der Boden stets hinreichend bewässert werden kann, namentlich der Reis auf künstlichen Feldern (jav. *sawah*) angebaut, während man in den höheren, mehr trockenen Regionen den Mais (jav. *dschagung*) cultivirt. In der Nähe der Dörfer trifft man Beeten, beflanzt mit Erdfrüchten (jav. *ubi*) und Grünzeug, worunter der Spinat (jav. *bayam*), die Melone (jav. *semangka*) und die Gurke (jav. *ketimun*) hervorzuheben sind.

Grosse Strecken Landes werden dem Anbau des Indigo (jav. *tarum*), des Zuckerrohres (jav. *tebu*) und des Tabaks (*tambako*) gewidmet. Um die Dörfer herum schlingt sich meistens ein förmlicher Wald von verschiedenen Fruchtbäumen, wozu der Pisang, der Brotfruchtbaum (jav. *nangka*), der Durian, der Granatapfel (jav. *dalima*), der Melonenbaum (jav. *papaya*) und die Kokospalme (jav. *kalapa*) gehören. Daran reihen sich die Baumwollstaude und der für den Javanen unentbehrliche Bambus.

In der zweiten Zone baut man vor Allem den Kaffeh und Thee, so wie die aus Europa eingeführten Nahrungspflanzen wie Kartoffel (jav. *ubi wolanda* oder *kentang*), Kohl, Erbsen, Selerie und mehrere veredelte Obstsorten. Höher hinauf in der dritten Zone werden fast ausschliesslich nur Küchengewächse und der Tabak gepflanzt, welcher hier vorzüglich gut gedeiht und weit und breit für den besten gilt.

[1] Die Blätter dieser Palme liefern ein gutes Schreibmateriale.

Typus des Javanen.

Die Statur des Javanen ist um einige Zoll kleiner als die eines mittelgrossen Europäers; der Körper ist gut genährt, die Brust ziemlich stark gebaut. Die Gliedmassen sind fein und zart, die Hände sogar zierlich. Das Gesicht ist beinahe gleich lang und breit und hat bei beiden Geschlechtern einen kindlichen Ausdruck. Dieselben haben im Typus eine viel grössere Ähnlichkeit mit einander als es bei anderen Rassen der Fall ist, ein Umstand, der durch die weite Kleidung noch mehr verstärkt wird. Das Vorderhaupt ist etwas abgerundet, die Augen sind ein wenig schief geschlitzt, lebhaft und von schwarzer Farbe. Die Nase ist klein, mit abgerundeter Spitze, die Nasenlöcher sind gross, die Lippen breit und schön geschnitten. Die Zähne sind von Natur aus schön und dauerhaft, werden aber durch das Betelkauen ganz schwarz.

Das Haar ist straff und von schwarzer Farbe. Der Bart- und Haarwuchs am Körper mangelt ganz; in seltenen Fällen zeigt sich bei kräftigen Individuen in reiferen Jahren ein schwacher Schnurbart, welcher dann mit vieler Sorgfalt gepflegt wird. Die Haut ist zart und bei dem Mangel aller Behaarung fein anzufühlen. Die Farbe derselben ist lichtbraun mit einem Stich ins Olivengelbe.

Junge Individuen haben ein recht hübsches zierliches Aussehen; manche derselben könnten selbst nach europäischen Begriffen schön genannt werden. Dies dauert jedoch nur so lange, als die Formen voll und rund sind; sobald aber mit dem Eintritt in die Pubertät der Körper draller und sehniger geworden, die Leidenschaften in beiden Geschlechtern sich regen und verkehrte Gewohnheiten ihren Einfluss zu üben beginnen, da tritt im Gesichte der plumpe Knochenbau immer mehr und mehr hervor, und die malayischen Züge stellen sich ein. Im Allgemeinen erscheinen die Männer schöner als die Frauen, von welchen viele von abschreckender Hässlichkeit sind.

Kleidung, Wohnung, Nahrung, Geräthe, Waffen.

Die Kleidung des Javanen ist dem Klima seines Landes vollkommen angemessen, sie ist weit und bequem. Den Oberleib deckt ein Camisol von Leinwand (jav. *kutungan*) und ein darüber angelegter Rock von bedrucktem Kattun (jav. *kelambi* oder *rasukan*). Derselbe schliesst am Halse an, hat weite Ärmel und reicht oft bis über die Hüften hinunter. Er wird meistens mit Knöpfen verziert, bei den Ärmeren aus Glas, bei den Reicheren aus Silber oder Gold. Der Unterleib wird mit einem etwa fünf Ellen langen Stück Leinen (jav. *sarong*) umhüllt, welches um die Lenden geschlagen und oben meistens mittelst eines Gürtels (jav. *sabuk*) befestigt wird. Wohlhabendere Leute tragen darunter weite, bis an die Knie reichende Beinkleider oder — in neuester Zeit — Hosen nach europäischem Muster.

Die Kleidung der Frauen besteht in einem langen Streifen Leinwand (jav. *kemben*), welcher unter den Armen um den Busen herum gewickelt wird und einem darüber angezogenen Camisol von dunkler Farbe, welches oben am Halse offen ist, lange enganliegende Ärmel hat und bis an die Knie reicht. Den Unterleib bedeckt, wie bei den Männern, der Sarong, meistens von dunkelbrauner Farbe, welcher bis an die Füsse herunter hängt.

Das Haar wird von den Frauen in der Regel gegen den Hals zurückgeschlagen und mit wohlriechenden Blumen wie Melati, Tschampaka verziert. Die Männer binden dasselbe in einen Knopf (jav. *gelung*) zusammen und verbergen es unter einem farbigen Tuche (jav. *iket* oder

udeng). Ausser dem Hause trägt man, um den Kopf vor den Sonnenstrahlen zu schützen, einen Strohhut (jav. *tudung*) mit breitem Rande.

Die Frauen zieren sich mit Ohrgehängen (jav. *subang*) aus Gold und Silber. Die Männer tragen Ringe aus Silber, oder auch aus Kupfer und Eisen an den Fingern. Eine allgemeine Zierde der letzteren ist der Dolch (jav. *kris*), welcher entweder im Gürtel oder an einem Riemen getragen wird und die Beteldose (jav. *pamutschangan*).

Die eben geschilderte Kleidung ist die gewöhnliche; bei festlichen Gelegenheiten wird eine reichere, mit Goldstickereien verzierte angezogen. An den Höfen der Fürsten ist jedoch ein eigener Anzug vorgeschrieben, der das Ceremonienwesen des Javanen lebhaft illustrirt.

Diese Hofkleidung besteht bei den Männern in einer schwarzen, mit Goldborduren verzierten Mütze, welche einem Cylinder ohne Krämpe (jav. *kuluk* oder *kopyah*) gleicht, unter der das Haar lose über den Rücken herabhängt, in einem langen weiten Beinkleide (jav. *tschelana*) und einem Tuche, genannt *dodot* oder *kampuh*, welches über den Beinkleidern um den Unterleib gewunden und um die Taille mittelst eines Gürtels befestigt wird. Der ganze Oberleib bleibt nackt und wird mit Sandelschminke (jav. *boreh*) gelb angestrichen. Ausser dem unvermeidlichen javanischen Dolche (*kris*) steckt überdies an der linken Seite ein Messer in einer hölzernen Scheide.

Bei den Frauen wird zu der oben beschriebenen Kleidung eine Schärpe um den Hals und ein weiter, tief herabhängender Gürtel um die Taille hinzugefügt.

Die Häuser der Javanen (jav. *umah*) sind viereckig aus Bambus aufgebaut und mit Palmblättern *(atap)* oder mit Alang-alang Gras eingedeckt. Das Dach springt um einige Fuss weit vor, wodurch eine Veranda gebildet wird. Der Estrich ist entweder unmittelbar am Boden befindlich oder einige Fuss über demselben erhoben. Im letzteren Falle muss man mittels einer angelegten Leiter in die Wohnung hinaufsteigen.

In dem unterhalb des Hauses befindlichen Raume werden meistens die kleineren Hausthiere wie Ziegen, Schafe oder das Hausgeflügel untergebracht. Fenster hat die Wohnung keine, indem die stets geöffnete Thür hinlänglich Licht hineinlässt.

Das Hauptgeräth eines javanischen Hauses besteht in einer aus Bambus geflochtenen langen Bank (jav. *amben*), welche zum Ausruhen und Schlafen dient. Im letzteren Falle wird eine Matte ausgebreitet und ein mit Baumwolle gefülltes Kissen (jav. *bantal*) unter den Kopf gelegt. Die Speisen werden in Schüsseln, welche auf hölzernen Platten ruhen, eingenommen; man sitzt dabei mit untergeschlagenen Beinen auf dem Fussboden und bedient sich des Löffels und Messers.

Zu der Kücheneinrichtung gehören mehrere Pfannen und Töpfe, so wie ein Mörser zum Zerstossen des Reises. Fast in jedem Hause findet sich ein Spinnrad und ein Webstuhl, auf welchen die Frauen die für die Bedürfnisse des Hauses nothwendigen Stoffe selbst verfertigen.

Mehrere Häuser bilden ein Dorf (jav. *desa* oder *dusun*). Ein solches Dorf ist nicht regelmässig angelegt, sondern die Häuser erheben sich, wie es dem jeweiligen Erbauer oder Besitzer eben beliebte. Nur in der Mitte ist ein freier Platz offen gelassen (jav. *alun-alun*), auf welchem die Moschee mit einigen Waringin-Bäumen sich befindet. Diese ist in den kleineren Dörfern aus Bambus oder Holz, in den grösseren dagegen aus Stein aufgebaut. Meistens steht neben der Moschee noch ein grösseres Gebäude (jav. *langgar*), welches als Schule benützt wird.

Die Paläste der Fürsten (jav. *kadaton* oder *kraton*) bestehen in grossen, mit hohen Wällen und Gräben umgebenen Vierecken, welche im Innern durch Zwischenwände in mehrere Abtheilungen eingetheilt sind. Am Eingange befindet sich meistens ein grosser, mit einem

Gange umgebener freier Platz *(alun-alun)*, durch welchen man successive in die verschiedenen Gemächer gelangt. Ein solcher Palast hat oft ein bis zwei Stunden im Umfange, und ist im Stande eine Einwohnerzahl von 10.000 bis 15.000 Menschen zu beherbergen.

Um jedes javanische Dorf zieht sich ein dichtes Gehölz von Bambus, von 50 bis 60 Fuss Höhe, das nur an einigen Punkten unterbrochen ist, um den Eingang in dasselbe zu gestatten. Innerhalb und ausserhalb des Gehölzes befinden sich üppige Gebüsche, welche das Ganze einhüllen, so dass man ausserhalb des Dorfes von demselben nichts entdecken kann.

Die javanischen Städte (jav. *nagara*) sind im Ganzen und Grossen wie die Dörfer angelegt. Um die Stadt läuft ein Gebüsch und in der Mitte befindet sich ein freier Platz, auf welchem die Moschee und der Palast der ersten Person des Ortes (jav. *dalem*) stehen. Vom Platze aus laufen nach allen Richtungen gerade Strassen, an deren beiden Seiten die Häuser aufgebaut sind. Diese sind nicht unmittelbar an der Strasse gelegen, sondern befinden sich mitten in einem Gebüsche, welches mit einem aus Bambus geflochtenen Zaune eingefasst ist.

Die Hauptnahrung der Javanen bildet der Reis; von der ärmeren Classe werden auch der Mais und die süsse Kartoffel gerne gegessen. Nur bei festlichen Gelegenheiten wird Fleisch genossen, und zwar Hühner- oder getrocknetes Büffelfleisch. Schweinfleisch ist ihnen dermalen als Muhamedanern nicht gestattet, wurde aber ehemals häufig gegessen. Einige Familien meiden auch das Fleisch des Rindes, worin indischer Einfluss aus älterer Zeit vorzuliegen scheint. Die Speisen werden mit spanischem Pfeffer (jav. *lombok*) gewürzt oder mit einer aus halbverfaulten Fischen und Krebsen bereiteten käsigen Masse versetzt. Als Getränk dienen ein aus der Kokos- und Arengpalme gewonnener Wein und ein aus gegohrenem Reiswasser Ingwer und Zucker bereiteter berauschender Trank.

Gewöhnlich halten die Javanen täglich zwei Mahlzeiten ab, die eine um etwa 11 Uhr Vormittags, die andere zwischen 7 und 8 Uhr Abends. Ein Frühstück wird regelmässig nicht eingenommen; nur Personen, welche Morgens auf die Reise sich begeben, pflegen Kaffeh oder Thee zu schlürfen und Reiskuchen mitzunehmen.

Allgemein verbreitet ist das Kauen des Betelblattes (jav. *sirih*) und der Areka-Nuss (jav. *pinang*), so wie der Genuss des Tabaks. Auch das Essen und Rauchen des Opiums hat unter den Javanen leider — Verbreitung gefunden. Die gegessene Sorte heisst *manta*, die geraucht letztere *madat* oder *tschandu*.

Unter den Ackergeräthen der Javanen sind die merkwürdigsten: der Pflug, von dem es mehrere Arten gibt, davon die auf den Sawah-Feldern verwendete, genannt *weluku*, die gewöhnlichste, ferner der Rechen (jav. *garu*), die Haue (*patschul*) und mehrere Messer. Zum Landbau werden der Büffel und das Rind verwendet. Der erstere ist ein starkes und lenksames Thier, von weisser oder schwarzer Farbe und etwas grösser als die in Indien gezüchtete Art. Er wurde zugleich mit dem Reis in Java aus Indien eingeführt. Das Rind ist gleichfalls indischer Abkunft; es gibt davon auf Java zwei Arten, eine sogenannte bengalische mit einem Höcker auf dem Vorderrücken und von vorzüglicher Stärke, und eine zweite, gemeiniglich das javanische Rind genannt, welche etwas schwächer ist.

Unter den javanischen Waffenstücken ist das vorzüglichste der Kris, welcher vom Javanen stets im Gürtel getragen wird und für einen zu seiner Kleidung nothwendigen Artikel angesehen werden kann. Der javanische Kris unterscheidet sich vom malayischen, indem er mehr platt ist, sowohl in der Klinge als im Handgriff. Die Klinge ist äusserst mannigfaltig gestaltet; es gibt davon gewiss gegen hundert verschiedene Arten, welche mit eigenen Ausdrücken bezeichnet werden. Speer, Bogen und Pfeil wurden, wie aus den Schilderungen der

talen Heldengedichte hervorgeht, ehemals häufig gebraucht, kommen aber gegenwärtig mit Ausnahme einiger wilder Stämme im Innern der Insel gar nicht zur Verwendung. Dasselbe gilt auch von dem Blasrohr, durch welches kleine, in Gift *(upas)* getauchte Pfeile abgeschossen wurden. Die Schleuder und das Schwert, von welchem es mehrere Formen gibt, sind noch heut zu Tage beliebte Waffen. Vom Schilde findet sich nur noch die kleine runde Art, während der lange Schild ganz abgekommen ist.

In neuester Zeit werden vorwiegend Feuerwaffen verwendet, wie die Pistole, die Flinte und die Kanone, mit welcher die Javanen schon seit langer Zeit bekannt sind.

Geistige Anlagen.

Die Verschlossenheit und Härte des malayischen Charakters tritt auch im Javanen deutlich hervor. Sein ganzes Betragen verräth den in sich gekehrten Menschen, welcher an der Aussenwelt wenigen Antheil zu nehmen scheint. Selten lässt er sich zur Äusserung der Freude oder der Verwunderung hinreissen; er bleibt immer steif und gemessen in seinem Betragen.

In Gesellschaft ist er aufmerksam und beinahe ängstlich. Er ist immer besorgt andere zu verletzen, gleich wie er selbst auch leicht beleidigt und gereizt werden kann. Sein Betragen ist stets würdevoll; er hat keinen Sinn für Witz und Spass. Er lacht fast nie; am allerwenigsten über solche Dinge, welche uns zur Heiterkeit stimmen. Ist er allein, so sitzt er eben so schweigend da; nie wird man ihn singen oder mit sich selbst sprechen hören.

Der Javane hängt mit unendlicher Liebe an dem Boden seiner Väter, an ihren Sitten und Gewohnheiten und ist in dieser Richtung sehr schwer zu irgend welchen Neuerungen zu bewegen. Im gewöhnlichen Leben mässig, gibt er sich bei Festen mit der grössten Sorglosigkeit allem Leichtsinn hin und scheut nicht all' sein Hab' und Gut dabei aufs Spiel zu setzen. Arbeitsam, in soferne es sich um Befriedigung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse handelt, ist er träge und apathisch, wenn er irgend welchen Überfluss besitzt. Der Javane ist leichtgläubig, und von einer fast kindischen Einfalt. Er ist im Stande ganze Nächte beim Puppenspiel zuzubringen, und lässt sich leicht von irgend einem Fanatiker, der es versteht, sein Gemüth einzunehmen, als Spielball gebrauchen. Als Soldat ist er in soferne tapfer, als er sich an anderen ein Beispiel nehmen kann; sind aber seine Leidenschaften entflammt, so ist er im Stande furchtlos dem Tode ins Antlitz zu blicken.

Die höheren gesellschaftlichen Tugenden, wie Freundschaft, Anhängigkeit, Dankbarkeit Pflichtgefühl und Selbstachtung sind beim Javanen wenig entwickelt. Die natürliche Menschenliebe geht über die Familie nicht hinaus; der Javane ist daher ein guter Familienvater aber als moralischer Charakter ein mittelmässiges Individuum. Vor Höherstehenden hat er einen ausserordentlichen Respect, besonders wenn diese durch Pracht und Aufwand ihm imponiren können. Sein Betragen ist in dieser Beziehung ein serviles, sklavisches; dagegen ist er gegen niedriger Stehende eben so anmassend als grausam.

Die Verstandeskräfte des Javanen sind nicht unbedeutend, aber mehr receptiver Natur und erinnern an jene unentwickelter Kinder. Hat sich der Javane eine höhere Bildung angeeignet, so verfällt er dabei allsogleich in Äusserlichkeiten. Er ergötzt sich dann an leerem Prunk, nimmt eine gewisse herausfordernde Keckheit an und geht schliesslich in Zügellosigkeit und Ausgelassenheit zu Grunde.

Letzteres kann man besonders an den javanischen Fürsten beobachten. Fast alle Reisenden, welche mit ihnen in Berührung kamen, schildern sie als sittenlose, wollüstige

allen Lastern ergebene Individuen, welche durch eitlen Prunk und Grausamkeit ihren Untergebenen zu imponiren suchen.

Leben, Sitten, religiöse Anschauungen.

Sobald eine Frau im dritten Monate der Schwangerschaft sich befindet, wird dies allen Anverwandten und Freunden gemeldet, und es werden verschiedene Geschenke damit verbunden.

Im siebenten Monate der Schwangerschaft werden alle Verwandten zu einem Festmale eingeladen. Die Frau badet sich dann in der Milch einer unreifen Kokosnuss, welche der Ehegemahl geöffnet haben muss. Vorher werden auf der Schale derselben zwei schöne Figuren, eine männliche und eine weibliche eingegraben, damit die Schwangere dieselben betrachte und ein schönes Kind zur Welt bringe. Sie zieht nun ein neues Kleid an und verschenkt das alte an eine ihrer Mitfrauen, welche ihr bei diesen Verrichtungen behilflich gewesen ist. Am Abend wird den Gästen ein Schattenspiel *(jav. wayang)* gegeben, welches das Leben und die Abenteuer eines der alten Helden zum Gegenstande hat.

Die Geburt des Kindes wird mit einem Feste gefeiert, welches nach der Gegend und den Vermögensumständen der Eltern sich richtet. Bei reichen Leuten werden die Vorbereitungen zu demselben schon Wochen, ja Monate vor der Geburt getroffen.

Nach einigen Tagen wird dem neugeborenen Kinde ein Namen gegeben. Dieser bleibt ihm gewöhnlich fürs ganze Leben; nur in angesehenen Familien wird später nach Erhebung zu einer Würde der Name durch einen anderen ersetzt.

Eine eigenthümliche Sitte der Javanen ist es, dass der Vater sich nach seinem Erstgeborenen nennt, wie Bapa Rama, oder verkürzt Pa Rama „Vater des Rama“. Sie ist offenbar nach Einführung des Islâm aufgekommen und eine Nachahmung der arabischen Sitte, z. B. ابو القاسم *(abû-l-qâsim)* „Vater des Qâsim“.

Um das zehnte, und in Surakarta um das fünfzehnte Jahr wird der Knabe beschnitten, welche Operation durch einen Priester vorgenommen und mit einem solennen Feste gefeiert wird. Dem Jünglinge werden im sechzehnten und dem Mädchen im zwölften bis dreizehnten Jahre die Zähne zugefeilt, womit sie in das mannbare Alter eintreten und der Gesellschaft gegenüber für volljährig angesehen werden.

Die Hochzeitsgebräuche sind in jeder Gegend Java's verschieden, sie richten sich häufig nach dem Reichthum und Ansehen der Familien. Obschon hier der Islâm tief eingewirkt hat, lassen sich dennoch gewisse eigenthümliche Züge nicht verkennen. Die Heirath kann entweder zwischen zwei in gleichem Range stehenden Personen stattfinden, oder es kann der Mann eine Frau sich kaufen, oder endlich kann ein begütertes Mädchen sich einen Mann nehmen, der als Dienstknecht in das Haus ihrer Eltern einzieht. Letztere zwei Fälle kommen aber seltener vor, und gemeiniglich wird die Heirath zwischen zwei einander ebenbürtigen Familien geschlossen. In diesem Falle wird die ganze Angelegenheit von den beiderseitigen Eltern ausgemacht und erst dann, nachdem Alles im Reinen ist, werden Braut und Bräutigam davon unterrichtet. Der Bräutigam begibt sich an der Seite seines Vaters zu einem Besuche ins Haus der Braut, um seine Zukünftige zu sehen und kennen zu lernen. Hat sie seinen Beifall gefunden, so ist die Hochzeit wie beschlossen, im entgegengesetzten Falle aber kann die Angelegenheit rückgängig gemacht werden. Das Mädchen selbst wird um seine Einwilligung nie gefragt.

Etwa zehn Tage vor der Hochzeit schicken die Eltern des Bräutigams an jene der Braut Geschenke, bestehend in Büffeln, Kleidern, Schmucksachen und verschiedenen Speisen. Diese Geschenke werden nach etwa fünf Tagen wiederholt und obendrein Küchengeräthschaften, Leinwand, Reis und andere Artikel hinzugefügt. Zugleich werden an die Verwandten und Ortsältesten ebenfalls Geschenke gesendet mit der Einladung das Fest zu besuchen. Diese müssen dann, falls sie die Einladung annehmen, die Geschenke durch angemessene Gegengeschenke erwiedern.

Den Tag vor der Hochzeit wird ein Mahl veranstaltet und die darauffolgende Nacht werden Braut und Bräutigam von ihren Freunden wach erhalten, damit böse Geister ihnen keinen Schaden zufügen können. Am Hochzeitstage werden die beiden Brautleute bemalt und geschminkt und der Bräutigam begibt sich im Staatskleide zu Pferde unter Begleitung seiner Verwandten, entweder nach der Moschee oder ins Haus seiner Braut, wo der Vater derselben mit dem Priester ihn bereits erwartet. Hier wird die Braut, nachdem ihr der Bräutigam eine Mitgift feierlich versprochen, vom Priester mit ihm verbunden, welches durch einige Gebete und Segenssprüche geschieht. Darauf beschenkt man den Priester mit Geld, Tabak und den zum Betelkauen erforderlichen Ingredienzien und kehrt wieder in derselben Ordnung nach Hause zurück.

Nachmittags begibt sich der Bräutigam mit weiss bemaltem Gesicht und gelb bemaltem Oberkörper, unter zahlreicher Begleitung zu Pferde in die Wohnung der Braut. Diese kommt ihm mit entblösstem Oberkörper entgegen, wäscht ihm die Füsse und reicht ihm die Betelnuss dar. Letzteres erwiedert der Bräutigam und setzt sich mit ihr auf eine Matte zur Festmahlzeit nieder.

Während der Brautnacht ist es Sitte, dass die Gäste mit Fackeln mehrmals in die Kammer eindringen und in allen Winkeln herumsuchen, ob nicht ein böser Geist irgendwo sich verborgen habe.

Vom religiösen Standpunkte ist dem Javanen die Vielweiberei gestattet. Der gemeine Javane nimmt sich aber selten mehr als eine Frau, was vor Allem seinem phlegmatischen Charakter und seinem Hange nach einem trägen sorgenfreien Dasein zuzuschreiben ist. Reiche Leute jedoch und Fürsten halten sich neben mehreren Frauen noch eine Anzahl von Beischläferinnen, und es werden die aus solchen Verbindungen erzeugten Kinder vom Gesetze als rechtmässige anerkannt.

Ehescheidungen sind ohne grosse Schwierigkeit zu bewerkstelligen. Eine geschiedene Frau darf sich jedoch erst nach drei Monaten und zehn Tagen wieder verheirathen. Wollen zwei geschiedene Gatten später wieder sich vereinigen, so kann dies gesetzlich erst dann geschehen, wenn die Frau mittlerweile sich einen andern Mann genommen hat, von dem sie sich scheiden lassen muss. Wird sie von diesem Manne schwanger, so muss sie zuerst ihre Niederkunft abwarten und kann erst nach dieser sich wieder verheirathen.

Wenn der Javane zum Sterben krank liegt, ruft man einen Priester herbei, um durch ihn Stücke aus dem Qorân vorlesen zu lassen, damit der Kranke in den letzten Augenblicken den Trost der Religion nicht entbehre. Nachdem er gestorben ist, wird die Leiche mit dem Haupte gegen Norden gelegt und mit einem Stück Linnen verhüllt. Darauf tragen sie einige Priester ins Freie, wo sie unter Gebeten zuerst mit Wasser, dann mit Lauge, dann mit Citronen- und Tamarindenwasser gewaschen und zuletzt mit reinem Wasser abgespült wird. Nachdem dies geschehen, wickelt man die Leiche mehrere Male in Linnen, legt sie auf eine Tragbahre und stellt sie unter der Gallerie des Hauses aus.

Nach vierundzwanzig Stunden muss der Todte bestattet werden. Man trägt ihn auf der Tragbahre, unter einem Sonnenschirm fort, während Priester ununterbrochen Gebete hersagen. Das Grab ist von Norden nach Süden gegraben. Die Leiche wird mit dem Haupte gegen Norden hineingelegt und dabei das Gesicht etwas gegen Westen geneigt, damit der Todte gegen Mekkah schaue. Darauf wird das Grab zugeschüttet und mit wohlriechenden Blumen bepflanzt. Zum Schlusse verrichtet der Priester zwei Gebete, wobei er, war der Verstorbene ein Mann, an der westlichen Seite des Grabes steht, war es dagegen eine Frau, an der östlichen Seite desselben Platz nimmt.

Nach vollendeter Leichenfeierlichkeit wird den Theilnehmern an derselben ein Mal gegeben und dieses meistens nach 3, 7, 40, 100, 1000 Tagen und nach acht Jahren wiederholt.

Die Javanen theilen sich in Familien *(tschatschah)*, welche die gesammte Blutsverwandtschaft und deren Arbeiter umfassen, unter einem Oberhaupte stehen und gewöhnlich in einem Orte beisammen wohnen.

Das Stück Landes, welches eine Familie mit ihren Arbeitern bebaut, ist nach altjavanischer Ansicht nicht ihr Eigenthum, sondern nur gepachtet, da der Fürst der Eigenthümer des Landes ist und dieses gegen ein Fünftel des Ertrages an seine Unterthanen zu Lehen gibt. Nur wüste Landstrecken, welche Jemand urbar macht, sind davon ausgenommen; diese gelten vom Anfange an als sein Eigenthum, mit dem er nach Belieben schalten und walten kann. Dasselbe gilt auch von dem Grund und Boden, auf welchem sich ein Haus und der unmittelbar damit verbundene Garten befinden.

Diese Art der Landvertheilung ist nicht malayisch, sondern stammt aus jener Zeit, in welcher die Inder auf Java herrschten. Sie hat aber nicht nur die Stürme des Islâm überdauert, sondern wird auch noch heut zu Tage in Mittel-Java von der holländischen Regierung als zu Recht bestehend, angesehen. Nur werden die Ländereien nicht wie ehemals an die einzelnen Familien, sondern an die Dörfer verpachtet und diese haben dann für sich die Äcker unter die verschiedenen Familien zu vertheilen.

Der Landbau ist die vorzüglichste Nahrungsquelle des Javanen. Und darunter ist es namentlich der Anbau von Reis, welchem Java seine Cultur und seinen ungewöhnlichen Wohlstand zu danken hat.

Der Reis wird auf zweifache Art gebaut. 1. Auf Feldern, welche in der Ebene liegen und künstlich bewässert werden können (jav. *sawah*), und 2. auf Feldern, welche in höheren Gegenden sich befinden und auf die natürliche Bewässerung angewiesen sind (jav. *tegal*). Die Frucht des ersteren ist von unvergleichlich besserer Qualität und reichlicher. Auf den letzteren werden nach Ablauf der Reisernte andere Feldfrüchte angebaut, wie Kartoffel, Mais u. a.

Die javanische Gesellschaft zerfällt in zwei Stände: Adel und Bürgerstand. Der erstere ist reiner Geburtsadel und gründet sich auf die Abstammung oder Verwandtschaft mit der fürstlichen Familie.

Der Titel des Fürsten ist Susuhunan, der seiner ersten gesetzlichen Gemahlin Ratu. Die mit den Frauen erzeugten Söhne des Fürsten heissen in ihrer Kindheit Raden Mas Gusti; die mit den Beischläferinnen erzeugten dagegen Raden Mas oder Raden Bagus. Erwachsen bekommen die ersteren den Titel Pangeran, die letzteren dagegen den Titel Pangeran Ariya. Der Kronprinz führt überdies den Titel Pangeran Adipati Anom.

Die Prinzessinnen nennt man so lange sie nicht verehlicht sind, Raden Ayu, nach ihrer Verehelichung gebührt ihnen der Titel Ratu.

Aus der weitverzweigten fürstlichen Verwandtschaft werden die Beamten zu den verschiedenen Stellen vom Fürsten selbst gewählt. Diese haben je nach der Wichtigkeit der Stellung besondere Titel, welchen eigenthümliche Ehrenbezeugungen gebühren und welche jeder Javane genau kennen muss. Es ist eine wohl gegliederte Beamtenhierarchie, wie sie in einem despotischen Staate kaum feiner erdacht werden kann.

Der höchste Titel nach dem Susuhunan ist Adipati oder Dipati; er kommt gewöhnlich dem Kronprinzen als Alter ego des Fürsten zu. Bupati ist der Titel eines Statthalters, und Tumenggung der Titel des unter diesem stehenden Würdenträgers. Darauf folgen: Kliwon, Panewu, Mantri, Demang, von denen letzterer etwa einem Bezirksvorsteher entspricht.

Der niedere Beamte darf dem höheren nur mit der grössten Devotion sich nähern und muss ihn in der vornehmeren gewählten Sprache anreden, während dieser sich der gewöhnlichen sogenannten dutzenden Sprache gegen ihn bedient.

Ein eigener Krieger- oder Priesterstand findet sich bei den Javanen nicht. In Kriegszeiten besteht das allgemeine Aufgebot; jeder waffenfähige Mann muss ausrücken und sich unter die Befehle seines ihm zunächst vorgesetzten Beamten stellen. Dieser nimmt dann eine Stellung im Militär ein, welche der im Frieden bekleideten analog ist. Zum Priester kann Jeder geweiht werden, der die Lust dazu verspürt, besondere Vorkenntnisse werden nicht gefordert.

Die Priester heissen Kahum oder Modin; die Novizen dagegen Santri. Bei jeder Moschee fungiren meistens drei Priester, nämlich Bital, Chatib und Imam. Der Bital sammelt am Freitag die Gaben der Gläubigen ein und verrichtet die Gebete für die Seelen der Verstorbenen, der Chatib hat den Qorân vorzulesen, und zu predigen, und der Imam fungirt bei den Hochzeiten und hat in Streitfragen, welche nach dem Qorân geschlichtet werden müssen, zu entscheiden.

Die Javanen sind ein ungemein ceremoniöses Volk. Die verschiedenen Förmlichkeiten beziehen sich nicht nur auf das Verhältniss des Höheren zu dem Niederen in der Gesellschaft, sondern auch jenes des Älteren zu dem Jüngeren. So ist es Sitte, dass ein Sohn seinem Vater, wenn er ihn nach langer Abwesenheit wieder erblickt, die Füsse küsst. Dasselbe thun auch in der Regel niedere Beamte, wenn sie den höheren ihre Aufwartung machen. In Gegenwart eines höher Gestellten müssen alle Anwesenden auf dem Fussboden hocken und alles was er spricht, bejahen. Dem Fürsten müssen alle Botschaften hockend überbracht werden, und das Niederhocken hat so lange zu dauern, als man sich im Gesichtsfelde desselben befindet.

Die javanische Regierungsform ist nicht malayisch, sondern ein Product des indischen und muhammedanischen Einflusses. Sie ist also streng despotisch; der König ist nicht nur Besitzer des Landes, sondern auch des Lebens aller seiner Unterthanen. Vor Allem war es der indische Einfluss, welcher diese Ansichten begründete und festigte, und der muhammedanische Despotismus behielt sie als seinen Zwecken förderlich gerne bei.

Als Gesetzbuch gilt der Qorân, jedoch nach Massgabe der Umstände hie und da abgeändert. Denn da die wenigsten Javanen des Arabischen mächtig sind, so existiren Auszüge aus dem Qorân, an die man meistens die alten Satzungen angeknüpft hat.

In unmittelbarer Nähe des Fürsten wird von ihm selbst oder einem der Minister Recht gesprochen. Sonst werden geringere Angelegenheiten von dem Oberhaupte des Dorfes oder des Bezirkes entschieden, wichtigere jedoch an den Dscheksa oder an den Panghulu übertragen. Der letztere ist in der Regel ein Priester und bildet die Instanz, an welche man vom Dscheksa appellirt.

Die Industrie und der Handel der Javanen sind nicht bedeutend. Beide werden nur zur Befriedigung der eigenen Bedürfnisse betrieben. In seltenen Fällen werden javanische Industrie-Erzeugnisse von Europäern nach andern Orten verführt, während der Handel, mit Ausnahme des binnenländischen, ganz in den Händen der Araber, Chinesen und Europäer sich befindet.[1]

Unter den Handwerken werden gegen dreissig mit eigenen Namen bezeichnet und müssen schon seit geraumer Zeit von den Javanen geübt worden sein. Viele derselben verdanken jedoch fremdem, indischem und arabischem Einflusse ihre Entstehung.

Im Schiffbau sind die Javanen wohl bewandert. Sie bauen Schiffe (jav. *prahu*) und Boote (jav. *sampan*) von verschiedener Grösse, wozu besonders der östliche Theil Java's ausgezeichnetes Holz liefert. In neuester Zeit verlegen sie sich auch unter Leitung europäischer Werkmeister auf den Bau grösserer Schiffe, welche überall gesucht werden.

Neben dem Schiffbau bieten folgende Arbeiten eine ansehnliche Einnahmsquelle: das Sieden des Zuckers und des Salzes, die Fabrication verschiedener Farbstoffe und des Papiers aus den Blättern des Galugu-Baumes *(morus papyrifera)*, ferner das Bereiten von Leder und eisernen Geräthen. Im Schnitzen von Figuren aus Holz, so wie im Flechten verschiedener Artikel aus dem Bambu und Rotan besitzen die Javanen eine besondere Kunstfertigkeit.

Das Spinnen und Weben ist ein ausschliessliches Geschäft der Frauen, eben so das Färben und Bedrucken der Kleider. Die Art des letzteren ist ganz eigenthümlich. Man malt zuerst die Blumen oder Zierathen mit Wachs auf das Zeug und taucht dieses in die Grundfarbe. Darauf wird das Wachs abgekratzt und das Zeug in jene Farbe getaucht, welche man den Figuren zu geben wünscht.

Unter den Festlichkeiten der Javanen steht das Schattenspiel (jav. *wayang*) obenan. Es wird mittelst Puppen von etwa zwei Fuss Höhe ausgeführt, welche aus Büffelleder ausgeschnitten und mit Gold verziert sind. Die Arme und manchmal auch der Kopf sind beweglich und können mittelst beinerner Stäbchen dirigirt werden. Auffallend an diesen Figuren sind die längliche Kopfbildung, die mächtige spitze Nase und die überaus langen Hände. Alle diese Punkte so wie die Stoffe der Darstellung selbst beweisen ganz deutlich den indischen Ursprung.

Die Figuren werden hinter einer beleuchteten Blende aus feiner Leinwand, von etwa fünf Fuss Höhe und zehn Fuss Länge von einer Person, genannt Dalang, in Bewegung gesetzt. Der Dalang liest die im Altjavanischen *(kawi)* verfassten Erzählungen vor, gibt eine Paraphrase derselben im Neujavanischen zum Besten und schaltet nach Ermessen den Dialog an passender Stelle ein.

Nach den Stoffen, welche der Darstellung zu Grunde liegen, haben die Wayang's verschiedene Namen.

Der Wayang purva hat die Darstellung alter auf Java vorgegangener mythischer Ereignisse zum Gegenstande; die darin vorkommenden Personen sind Götter und Halbgötter. Die Darstellung solcher Stücke wird als ein halb zur Religion, halb zur Bildung gehörender Act betrachtet und dauert — unter entsprechender Musikbegleitung — gewöhnlich von etwa sechs Uhr Abends bis vier oder fünf Uhr Morgens. Das Ansehen und Anhören eines Wayang purva gehört zu den seligsten Genüssen des Javanen; dadurch erwirbt sich selbst der gemeinste Mann eine gewisse Bildung und Kenntniss der ältesten Begebenheiten seines Landes.

[1] Märkte *(pekan)* werden sehr häufig und fast überall abgehalten, aber die Art und Weise derselben ist vollkommen planlos, da weder Magazine noch bestimmte Standplätze vorhanden sind.

Der Wayang gedok unterscheidet sich vom vorhergehenden nur in Betreff des Stoffes. Dieser ist gewöhnlich der späteren Geschichte entnommen und die darin auftretenden Personen sind die alten Heroen Java's und der umliegenden Inseln.

Der Wayang kalitik, im westlichen Java auch Wayang golek genannt, wird mittelst hölzerner Puppen bei Tage ausgeführt. Sein Stoff ist jener Zeit entnommen, welche der Eroberung durch die Muhammedaner voranging, umfasst also Begebenheiten aus der Geschichte Madschapahit's und Padschadscharan's.

Der Wayang orang und Topeng babakan sind Schaustellungen, welche von Menschen ausgeführt werden, der erstere von Mädchen, der letztere von zwei Erwachsenen. Bei dem ersteren, welches eine Art Comödie oder Posse bildet, spricht wie sonst der Dalang den Text, beim letzteren werden von den Darstellern selbst Panton's (eine Art von Gassenhauer) gesungen. Ein Wayang orang dauert meistens von sieben Uhr Abends bis sechs Uhr Morgens, während ein Topeng babakan, welcher auf der Strasse gegeben wird, in der Regel nur eine kurze Zeit ausfüllt.

Das Halten eines eigenen Wayang's und Dalang's gehört — wie das eines Theaters in Europa — zum Luxus eines reichen javanischen Fürstenhofes; gewöhnlich aber zieht der Dalang mit seinen Puppen herum und gibt an den verschiedenen Orten Schaustellungen, welche ihm ein hübsches Sümmchen eintragen.

Neben dem Schauspiel ist vor Allem der Tanz (jav. *tandak*) eine bei den Javanen beliebte Unterhaltung. Derselbe ist aber hier weder eine gesunde Leibesbewegung, noch ein unmittelbarer Ausdruck verschiedenartiger auf das Geschlechts- und Kriegsleben bezüglicher Gefühle und Leidenschaften, wie es bei den Polynesiern der Fall ist, sondern er ist vielmehr ein Schauspiel, das von bestimmten Personen ausgeführt wird und an dem die übrigen Anwesenden keinen thätigen Antheil nehmen. Diese Auffassung des Tanzes ist keine malayische, sondern indisch-arabische und hängt mit einer Reihe von Anschauungen über das Geschlechts- und Familienleben innig zusammen.

Die Tänze werden meistens von Mädchen zweifelhaften Rufes, genannt Ronggeng oder Ringgit aufgeführt. Sie bestehen in verschiedenartigen Drehungen und Windungen des Körpers und der oberen Gliedmassen; die Füsse haben am Tanze den mindesten Antheil.

An den Höfen der Fürsten werden die Tänze von festlich gekleideten Kebsweibern der Fürsten selbst oder der Prinzen aufgeführt; sie heissen Bedaya und Serimpi.

Mit dem javanischen Schauspiel innig verbunden ist die Musik. Die Javanen haben eine Reihe von Musikinstrumenten, darunter manche von ziemlich complicirtem Bau. Die wichtigsten derselben sind folgende: das Rebab, eine Violine mit grossem Bauche und langem Halse, mit zwei Saiten bespannt. Sie wird in der Regel vom Leiter des Orchesters gespielt. Der Tschalempung ist eine Art Harfe mit zehn bis fünfzehn Saiten, welche mit den Fingern gespielt wird. Der Gender ist ein Instrument, an dem sich kleine Metallplatten befinden, die mit kleinen Hämmern geschlagen werden. Der Gambang gangsa und Gambang kayu sind Harmonica's von grossem Umfange, die erstere mit Metall-, die letztere mit Holzplatten, welche gleichfalls mittelst zweier hölzerner Hämmer geschlagen werden. Der Kenong ist ein grosser metallener Kessel, welcher in einem Gestelle aus Bambusstöcken aufgehängt ist. Der Bonang oder Kromo besteht aus einer Reihe eben solcher, aber kleinerer Kessel. Beide werden mittelst Stäben, welche unten mit Leder überzogen sind, geschlagen. Der Gong besteht aus zwei kupfernen Kesseln, welche mittelst Bambusstricken von einem galgenartigen Gestelle herabhängen und mit Schlägeln, welche mit Leder überzogen sind, geschlagen werden. Der

Kumpul ist ein Gong kleinerer Art und besteht in der Regel nur aus einem einzigen Becken.

Der Suling ist eine Bambusflöte, das Selompret eine Trompete, und der Ketipung, Kendang und Bedug sind Trommeln, die beiden ersteren von kleinerem, die letztere von grösserem Umfange.

Die Vereinigung mehrerer Instrumente zu einem Spiele heisst Gamelan. Nach der grösseren oder geringeren Vollständigkeit führt ein Gamelan einen besonderen Namen und wird für bestimmte Zwecke gebraucht. Am vollständigsten ist das Gamelan salendra, welches bei grossen Festen und der Darstellung alter Schauspiele *(wayang purva)* aufgeführt wird; Gamelan sekaten, Gamelan pelog und Gamelan miring unterscheiden sich von dem ersteren dadurch, dass die dabei gebrauchten Instrumente grösser und in nicht so reichlicher Anzahl vorhanden sind. Das Gamelan sekaten wird bei öffentlichen Festen z. B. dem Geburtsfeste Muhammeds gespielt, während die beiden folgenden bei den historischen Schauspielen *(wayang gedok* und *wayang kalitik)* zur Aufführung kommen. Das Gamelan senen ist die einheimische Militärmusik und treten in demselben die Gongs und Trompeten namentlich hervor; das Gamelan serunen wird bei Hochzeiten gespielt und besteht in der Regel nur aus einem Kessel, einer Trommel und einer Trompete.

An den Höfen der einheimischen Fürsten sind die Tigergefechte eine beliebte Unterhaltung. Man lässt auf dem Alun-alun an einer eigens dazu hergerichteten Stelle entweder den Tiger mit dem Büffel kämpfen oder man umstellt den Käfig des Tigers mit Männern, welche mit Lanzen bewaffnet sind und zündet denselben an. Dabei sucht der Tiger durch den Kreis der Jäger zu entkommen, wird aber von ihnen getödtet oder gefangen. Eine eben so beliebte Unterhaltung, welche schon seit langer Zeit auf Java einheimisch zu sein scheint, ist das Schachspiel *(tschatur)*, bekanntlich indischen Ursprungs.

Die Religion der alten Javanen war von der allen malayischen Völkern gemeinsamen nicht verschieden und beruhte wahrscheinlich auf der Verehrung bestimmter Gottheiten, von denen einige als freundlich, andere wiederum als feindlich gesinnt betrachtet wurden. Leider sind die Spuren, welche sich in ihren Mythen und Gebräuchen so wie in den Glaubensansichten einiger auf einer niederen Stufe der Cultur gebliebener Stämme finden, nicht derart um aus ihnen die alte Religion mit Sicherheit reconstruiren zu können.

Wahrscheinlich im sechsten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung vielleicht noch früher wurde durch Inder aus dem Telinga-Lande die Brahmanenlehre nach Java verpflanzt, und nicht lange darauf fand auch der Buddhismus dort Eingang. Beide Secten mussten sich, nach den vorhandenen Tempelruinen zu schliessen, rasch verbreitet und lange Zeit neben einander friedlich existirt haben. [1]

Dieses Factum ist für die Cultur sowohl Java's als auch der benachbarten Inseln von grosser Wichtigkeit. Durch die Verbreitung der indischen Religionen gelangte eine Reihe der wichtigsten Culturelemente zu den malayischen Völkern, die Sprachen wurden durch einen grossen Schatz indischer Ausdrücke bereichert. Es begann eine rege literarische Production und das Bedürfniss nach einer zur Darstellung der geistigen Erzeugnisse passenden Schrift wurde fühlbar. Dem religiösen Cultus genügten nicht die luftigen, einfachen malayischen Hütten; es wurden Tempel von Stein aufgeführt, mit allen den architektonischen Zierden, welche

[1] Auf der 6300 Fuss über dem Meeresspiegel liegenden 5400 Fuss langen und 2000 Fuss breiten Hochebene des vulcanischen Berges Dieng (Gunung Dieng) finden wir nicht weniger als einundzwanzig aus Lavasteinen erbaute brahmanische Tempel. Unter den buddhistischen Tempeln ist jener von Borobudor der bekannteste.

die reiche indische Phantasie nur ersinnen konnte. Landbau, Industrie, Handel und Schifffahrt nahmen einen höheren Aufschwung, und der Luxus, wie er auf den reichen indischen Höfen gepflegt wurde, begann auch über Java sich zu verbreiten.

Doch gerade in dieser Hinsicht enthüllt sich uns der malayische Geist in seinem vollen Umfange. Es zeigt sich seine leichte Erregbarkeit, aber auch seine Beschränktheit und Trägheit. So lange Java mit Indien durch gemeinsamen oder verwandten religiösen Cultus in Verbindung stand, wirkte der Einfluss des begabten indischen Volkes fort; als aber diese Verbindung durch Einführung des Islâm, wenn auch nicht direct unterbrochen, so doch geschwächt wurde, da näherte sich alles wieder dem Verfalle. Die javanische Architektur ging grösstentheils wieder auf ihren alten primitiven Standpunkt zurück, die herrlichen indischen Tempel verfielen und wurden nach einer Reihe von Jahren gar nicht verstanden; die Literatur verlor sich in unbedeutenden Productionen. Nur jene Dinge, welche auf das tägliche Bedürfniss sich beziehen, blieben und mit ihnen auch der Luxus und die in seinem Gefolge stets einherziehende Entsittlichung. Der Sclavensinn, das steife Formenwesen (theilweise schon im malayischen Charakter gelegen), die masslose Leichtgläubigkeit — dies sind die Züge, welche aus jener goldenen Zeit dem Javanen übrig geblieben sind; eine wahre Bildung, welche wesentlich auf einer gewissen Stärke des moralischen Bewusstseins, auf sittlicher Kraft beruht, diese hat er sich nie angeeignet.

Im dreizehnten Jahrhunderte begannen die Araber auf Java wegen Anknüpfung von Handelsverbindungen zu erscheinen und an verschiedenen Plätzen für ihre Religion Proselyten zu gewinnen. Doch es dauerte lange bis sie öffentlich als Secte hervortraten. Erst zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts glückte es dem Scheich Ibn Maulana, gewöhnlich genannt Susuhunan Gunung Dschati sich vom Kaufmanne zum Sultan von Tscheribon zu machen und seinem Sohne Maulana Hasan ud-din die Herrschaft zu übergeben. Dieser befestigte sie und unterwarf sich schliesslich das mächtigste indische Reich West-Java's Padschadscharan, womit der Islâm auf diesem Theile der Insel zum allgemeinen Glauben erhoben wurde.

Den gleichen Sieg trug auch auf dem östlichen Java der Islâm nach Verlauf von etwa vierzig Jahren davon. Dort war es Raden Patah, Adipati von Demak, der nach mehreren bald ungünstigen, bald günstigen Gefechten das Reich Madschapahit bezwang und zerstörte (1475). Damit ward fast ganz Java dem Islâm unterworfen. Diejenigen, welche dem alten indischen Glauben treu geblieben waren, wanderten nach Bali oder zogen sich ins Gebirge, besonders nach dem Gunung Tengger zurück, wo man sie noch heut zu Tage findet.

Das Gemüth des Javanen ist jedoch viel zu apathisch als dass er je ein eifriger Muslim geworden wäre. Es scheint, dass auch schon damals als die indischen Despotenreiche gestürzt wurden, der Islâm den schlauen Arabern und ehrgeizigen javanischen Heerführern nicht so sehr für eine Religion, als vielmehr für ein Institut galt, mit dem sie auf einen günstigen Erfolg ihrer Sache speculirten. Der Javane ist auch heut zu Tage ein sehr schlechter Muhammedaner. Er beobachtet nur die Äusserlichkeiten, von denen er sieht, dass sie auch von andern Gläubigen geübt werden und ist weit davon entfernt, Andersgläubige mit blindem Fanatismus zu hassen. Es gibt gar manchen Javanen, welcher, da er weiss, wie vortheilhaft der Titel eines Hadschi im täglichen Leben für ein Menschenkind zu sein pflegt, sich aufmacht um das Grab des Propheten zu besuchen, in Wirklichkeit jedoch um nach einigen in Singapur oder anderen grösseren Städten angenehm verlebten Monaten hochgeehrt zurückzukehren.

Seit Einführung des Islâm werden von den Javanen folgende drei jährliche Feste (jav. *garebeg*) gefeiert: 1. das Geburtsfest des Propheten vom sechsten bis zum zwölften Tage des

Monats Mulud (des dritten im javanischen Jahre), 2. das Fest zum Andenken an Muhammed's Fasten, welcher die für ihn bereiteten Speisen an seine Genossen vertheilte, am dreissigsten Tage des Monats Ramelan (des neunten im javanischen Jahre), und 3. das grosse Fest am 10. des Monats Besar (des letzten im javanischen Jahre), zur Ehre Gottes. Diese Feste werden mit Musikproductionen, Truppenrevuen und Vertheilen verschiedener Speisen an die zum Feste geladenen Personen begangen.

Unter den Javanen sind drei verschiedene Arten der Zeitrechnung im Gebrauche, nämlich die sogenannte alt-javanische, die neu-javanische und die muhammedanisch-javanische. Davon wird die erstere hauptsächlich im östlichen Java angewendet.

Nach der alten Rechnung zerfällt das Jahr in zwölf Monate zu 30 Tagen; sechs davon fallen auf die trockene und sechs auf die Regenzeit. Die Namen desselben sind: 1. Kasa, 2. Karo, 3. Katiga, 4. Kapat, 5. Kalima, 6. Kanem, 7. Kapitu, 8. Kawolu, 9. Kasanga, 10. Kasapuluh, 11. Dasta, 12. Kasada. Jeder Monat zerfällt in sechs Wochen von fünf Tagen. Eine solche Woche heisst sapasar (Marktwoche). Die Namen der einzelnen Tage sind: 1. Legi, 2. Pahing, 3. Pon, 4. Wage, 5. Kliwon. Der Tag beginnt mit 6 Uhr Morgens.

Der neu-javanischen Zeitrechnung liegen Jahrescyklen (jav. *windu*) von 120 Jahren zu Grunde, nach denen das Jahr 354 Tage, 9 Stunden und $38^1/_5$ Secunden umfasst. — In Wirklichkeit jedoch umfassen einzelne Jahre 354, andere wiederum 355 Tage. — Das Jahr zerfällt in 12 Monate zu 29 und 30 Tagen und in Wochen von sieben Tagen.

Die javanisch-muhammedanische Zeitrechnung ist eine Verquickung der neu-javanischen mit der muhammedanischen. Sie basirt auf derselben Rechnung, führt diese jedoch nicht nach den alten Jahren, sondern nach den Mondjahren weiter. — Da das Jahr 354 Tage, 7 Stunden, 33 Minuten und $38^1/_5$ Secunden umfasst, so ist es in 120 Jahren um einen Tag gegen das neujavanische zurück.

Auch dieser Zeitrechnung liegen Windu's von 120 Jahren zu Grunde, welche aus 15 Cyklen zu acht Jahren zusammengesetzt sind. Die Jahre eines solchen Cyklus tragen bestimmte Namen; dieselben sind: 1. Alip, 2. Ehe, 3. Dschimawal, 4. Dsche, 5. Dal, 6. Be, 7. Waw, 8. Dschimakir.

Das javanisch-muhammedanische Jahr zerfällt in 12 Monate zu 29 und 30 Tagen, nämlich: 1. Sura, 2. Sapar, 3. Mulud, 4. Rebingulakir, 5. Dschumadilawal, 6. Dschumadilakir, 7. Redschep, 8. Saban, 9. Ramelan, 10. Sawal, 11. Dulkangidah, 12. Besar.

Die Namen der Wochentage sind: 1. Hari ahad, 2. Hari senin, 3. Hari selassa, 4. Hari rebo, 5. Hari kemis, 6. Hari dschumahat, 7. Hari sabtu.

Der Tag beginnt mit 6 Uhr Abends.

Von wo an man eigentlich den Beginn der javanischen Zeitrechnung zu datiren hat, ist ziemlich ungewiss; die verschiedenen Angaben variiren zwischen 72 und 201 n. Ch. Dies rührt davon her, weil man kein sichergestelltes Factum aus der älteren javanischen Geschichte kennt, von dem man bei Bestimmung der Chronologie ausgehen könnte. Gewiss wurde die Zeitrechnung von den Indern eingeführt, deren Ankunft auf Java sich nicht genau bestimmen lässt. Jedoch sind die meisten Schriftsteller übereingekommen, das Jahr 75 n. Ch. als Beginn der javanischen Zeitrechnung festzusetzen, obschon das Jahr 125 n. Ch. das richtigere zu sein scheint.

In den altjavanischen Urkunden so wie auf Denkmälern findet man eine eigenthümliche Bezeichnung der Jahre, nämlich mittelst Sätzen, deren Worte einzelne Ziffern bezeichnen und von rechts nach links gelesen werden müssen. Diese Methode heisst *Tschondra-sang-*

kala[1] (Sinnspruch-Rechnung) und ist sowohl in ihrer Anwendung als auch in Betreff einzelner Bedeutungen dem Indischen entnommen. (Vergleiche über dieselbe Wilh. v. Humboldt, Kawi-Sprache I. in den Abh. d. Berliner Akademie Jhg. 1832. Bd. II, pag. 19, 24.)

Sprache.

Das Javanische ist eine Abzweigung des malayischen Sprachstammes und steht in Bezug auf den grammatischen Ausbau zwischen den reich entwickelten Tagala-Sprachen und dem einfachen Malayischen (بهاس ملايو *bahâsa malâyu*) in der Mitte. Sein Laut-Inventar bilden zwanzig Consonanten, nämlich *k, g, ng, h, tsch, dsch, ny, y, t, d, n, s, l, r, p, b, m, w,* die harten Laute *ṭ, ḍ,*[2] und sieben Vocale nämlich *a, å, e, i, u, ê, ô,* worunter jedoch *a* und *å* in der Schrift durch ein einziges Zeichen dargestellt werden.

Gegen den An- und Auslaut ist das Javanische nicht so spröde, wie es die polynesischen Sprachen sind; es kann unter anderm einen festen und flüssigen Consonanten im Anlaute vertragen.

Die Wortformen werden wir in den polynesischen Sprachen durch Verbindung der Stoffelemente mit den Formwurzeln gebildet, und zwar werden die letzteren den ersteren sowohl prä- als suffigirt. Die Sprache bleibt aber nicht, wie es in den polynesischen Idiomen der Fall ist, bei einer reinen Nebeneinandersetzung stehen, sondern sucht beide Elemente durch lautliche Veränderungen mit einander zu verschmelzen. Dabei tritt oft der Fall ein, dass das Präfix sich in die Stoffwurzel eindrängt und zum Infix wird.

Eine Eigenthümlichkeit des Javanischen sind die verschiedenen Redeweisen, welche man mit Unrecht auch Dialekte genannt hat. Dies sind sie keineswegs, indem der Dialekt vor Allem auf einer örtlichen oder zeitlichen Verschiedenheit beruht, während diesen Redeweisen vielmehr eine Verschiedenheit der zufällig mit einander verkehrenden Personen zu Grunde liegt. Jene Redeweise, deren sich der Niedere oder Jüngere gegen den Höheren oder Älteren bedient, nennt man Krama; jene dagegen welche der Höhere gegen den Niederen gebraucht Ngoko, die Rede endlich, in welcher sich Gleichgestellte unterhalten, heisst Madya. Darunter ist das Ngoko am einfachsten, und enthält grösstentheils rein malayische Elemente, während das Krama mit indischen Elementen bedeutend versetzt ist und das Madya die Mitte zwischen diesen beiden hält.

Neben diesen drei Redeweisen kommt noch eine vierte vor, welche basa kraton oder kadaton (Hofsprache) genannt wird. Es ist diejenige, welcher man sich in Gegenwart des Fürsten bedient; sie strotzt von Höflichkeitsworten und Titeln, hat aber den Wortschatz und die Fügung mit dem Krama gemein. Als fünfte Redeweise lässt sich die ältere Dichtersprache *(kawi)* betrachten, welche zum grössten Theile aus indischen Ausdrücken besteht und oft nur an der Form und Construction der Fügungen als javanisch zu erkennen ist.

Das Entstehen dieser Redeweisen begreift sich aus dem Verhältnisse der eingewanderten Inder zu den Javanen und aus dem verschiedenen Bildungsgrade beider. Während der Javane, die geistige Superiorität des Inders anerkennend, diesem mit den Klängen seiner Sprache zu nahen

[1] So lautet die Bezeichnung, nicht *tschandra-sengkala,* wie W. v. Humboldt schreibt. *tschondra* bedeutet im Javanischen auch „Räthsel, Sinnbild."

[2] Es sind dies die indischen sogenannten Cerebral- oder Kopflaute, welche durch Anlegen der Zungenspitze, nicht an die Zähne, sondern an den oberen Gaumen hervorgebracht werden.

suchte, bestrebte sich wieder den Inder eine Höflichkeit mit der andern erwiedernd, den Javanen in seiner reinen Muttersprache anzureden. Da aber indisches Wissen und indische Bildung einen gewissen Vorzug, eine Art Adel verliehen, wurde die Sitte, welche aus dem Gegensatze der beiden Nationen sich entwickelt hatte, auch in die Gesellschaft übertragen, und man suchte den Vornehmen, Reichen in der eleganten Sprache anzureden, während dieser von der Höhe seiner Bildung zu dem einfachen gemeinen Mann herabstieg. Die javanischen Redeweisen sind daher durchaus nicht der Ausfluss kastenmässiger Abschliessung, sondern im Gegentheile eine vom Hohen gegen den Niederen und umgekehrt fortwährend geübte Höflichkeit.

Die javanische Literatur verdankt ihr Entstehen und ihre Blüthe vor Allem dem indischen Einflusse, sie besteht auch grösstentheils gleich der indischen aus poetischen Erzeugnissen.

Zu den ältesten Werken derselben gehören die im Kawi geschriebenen kosmogonischen Dichtungen, wie Kanda, Manikmaya, und Göttergeschichten wie Maha dewabuda, Buda wuku über die Thaten Batara guru's (vgl. Humboldt Kawi Sprache I, S. 190) handelnd. Eine hervorragende Stelle nehmen ein die Bearbeitungen der beiden grossen indischen Epen Ramayana und Mahabharata, hier Ramayana und Brata yuda genannt. Andere bekannte Heldengedichte sind: Wiwaha oder Mintaraga (richtiger Witaraga) eine Episode aus dem Leben des indischen Helden Ardschuna umfassend, Pareksit, Suryaketu u. a.

Unter die Werke moralischen Inhalts gehört das alte Niti-sastra, welches eine Sammlung von Sprüchen mit unverkennbarer buddhistischer Färbung umfasst. Eine gleiche Tendenz verfolgt das Werk des Pangeran Karanggayam, betitelt Sruti (altind. *çruti*), welches aus einer Zeit stammt, wo das Kawi bereits dem Verfalle entgegenging. In diese Zeit fällt auch die javanische Übersetzung des malayischen Tugend- und Fürstenspiegels تاج السلاطين *(tâdsch-ussalâtin)* „Krone der Könige" von Bokhâri aus Dschohor.

Unter den Werken der juristischen Literatur sind hervorzuheben: Sastra manawa, eine Nachahmung des indischen Gesetzbuches von Manu, im Kawi, wahrscheinlich auf Bali verfasst; Surya ngalam, Nawala pradata, welches noch heutzutage in den freien Districten Java's Gesetzkraft besitzt u. a. Von theologischen Werken, sowohl der Buddhisten als der Brahmanen (Sivaiten) sind mehrere im Kawi abgefasste vorhanden, so: Darma sunya, Agama, Adigama, Maiswari, Tatwa u. a.

Unter den Geschichtswerken, deren älteste vielfach in die Kosmogonie und Sage hineinragen, sind namentlich diejenigen von Bedeutung, welche die Begebenheiten der alten indischen und muhammedanischen Reiche erzählen. Die vorzüglichsten derselben sind Babad padschadscharan, eine Geschichte des Reiches Padschadscharan, Babad madschapahit, Probankara, eine Geschichte des Reiches Madschapahit, Babad demak, eine Geschichte der Reiche Demak und Padschang, Babad mataram, eine Geschichte des Reiches Mataram (1415—1679). Unter dem Titel Sadscharah radscha dschawa „Geschlechtsbaum der Könige Java's" sind mehrere Werke bekannt, welche nach muhammedanischer Sitte mit Adam beginnen und die Geschichte entweder bis zur Einführung des Islâm oder bis auf den heutigen Tag fortführen. Werke wie Radscha pirangon „König Pharao", Iskander „Alexander der Grosse" gehören, obschon sie einen historischen Hintergrund haben, doch eigentlich in das Gebiet der muhammedanischen Legende.

In der eigentlichen poetischen Literatur spielen die Romanzen und Legenden eine grosse Rolle, deren Stoffe zum Theil aus der Fremde herübergenommen, zum Theil der einheimischen Sage entnommen sind. Dahin gehören die aus dem Arabischen übersetzten Romane Manikem (Über die Schicksale der Prinzessin Dschohor Manikam, einer Tochter des Chalifen Harun-

ar-raschid), Tscharita dadinne bumi salingit u. a., ferner Dschaya nagara, Wangsa yuda, Sutra widschaya u. a., deren Stoffe javanischen Ursprungs sind. Am wenigsten scheint die lyrische Gattung vertreten zu sein, was sich leicht aus dem steifen, in Formen eingezwängten javanischen Volkscharakter erklärt.

Zur Aufzeichnung ihrer geistigen Erzeugnisse bedienen sich die Javanen einer Schrift, welche aus dem indischen Alphabete hervorgegangen ist. Die Anlage und innere Form derselben sind daher mit den indischen vollkommen gleich, sie theilen sowohl deren Vorzüge als Mängel. Wann die Schrift eingeführt wurde, lässt sich nicht genau bestimmen; so viel aber steht fest, dass sie mit den Schriften, welche auf Sumatra im Gebrauche sind, nicht zusammenhängt. Während diese auf die altindische Monumentalschrift zurückgehen und wahrscheinlich den Brahmanen ihre Einführung verdanken, ist die javanische Schrift einem alten Pali-Alphabete entsprossen und dürfte von den Buddhisten nach Java gebracht worden sein.[1]

Trotz ihrer alten Cultur, Literatur und eigenen Schrift sind die Javanen in Bezug auf geistige Bildung sehr zurückgeblieben und über den Standpunkt, welchen die malayischen Völker im Allgemeinen einnehmen, nicht hinausgekommen. Die Bildung des gemeinen Mannes ist eine sehr unbedeutende und obwohl die Javanen eine Schrift besitzen, können dennoch die wenigsten von ihnen weder lesen noch schreiben. Die einheimischen Institute der Volksbildung sind sehr mangelhaft. Der Unterricht in denselben wird von den Priestern ertheilt, welche selbst in den meisten Fällen über die Elemente des Wissens nicht hinausgekommen sind. Gewöhnlich gehört es zu den Obliegenheiten eines Geistlichen die Kinder zu unterrichten; diese lernen dabei aber gerade das, was am allerwenigsten Noth thut, nämlich den Qorân lesen, dessen Sprache weder sie noch die Lehrer verstehen. Von der Muttersprache bekommen sie bei den geistlichen Herrn gar nichts zu hören; im Lesen und Schreiben dieser ertheilen fast nur die Schreiber in den königlichen Ämtern Unterricht. Auf einer nicht viel höheren Stufe als die Volksschulen stehen auch die geistlichen Seminare (jav. *pesantrian*). Hier werden die Novizen (jav. *santri*) vom Lehrer (jav. *guru*), der gewöhnlich den Titel eines Hadschi führt, im Lesen und Erklären des Qorân's (so weit der Lehrer es selbst versteht) und einiger arabisch geschriebenen Werke über die Theologie unterrichtet, während sie über die anderen Dinge gerade so wie der einfältigste Bauer unwissend bleiben.

In neuerer Zeit haben die Holländer angefangen, des Unterrichts der Eingeborenen sich anzunehmen und sie mit den Fortschritten der abendländischen Cultur bekannt zu machen. Anfangs diente diese Vorsorge rein praktischen Zwecken, nämlich der Heranbildung niederer Beamten für die Verwaltung; erst seit den letzten zwanzig Jahren scheint man dieses Ziel nicht als das ausschliessliche zu betrachten und den Unterricht als solchen zu fördern. Dies beweist die Errichtung von Seminarien für weltliche Lehrer an mehreren grösseren Orten, worin die Zöglinge in den verschiedenen Sprachen so wie in mehreren exacten Wissenschaften unterrichtet werden.

[1] Die auf Sumatra gebräuchlichen Alphabete gehören den Battak's, Redschang's und Lampong's an. Mit ihnen flossen aus derselben Quelle die Schriften der Mankasaren und Bugis auf Celebes, so wie jene Alphabete, welche unter den Tagala's auf den Philippinen im Gebrauche sich befinden. Dies geht unzweifelhaft aus der Vergleichung aller dieser Schriften hervor, wie wir sie im linguistischen Theile dieses Werkes (S. 237) und in einer eigenen Abhandlung: Über den Ursprung der Schrift der malayischen Völker" (Sitzungsb. d. kais. Akad. d. Wissensch. in Wien, Bd. L) angestellt haben. Der spätere Ursprung der javanischen Schrift aus einem Pali-Alphabete verräth sich auch durch den Umstand, dass sie die Vocalzeichen eben so bezeichnet, wie dieses in den späteren indischen Alphabeten stattfindet, während in den oben angeführten Schriftarten die Bezeichnung der Vocale mittelst Punkten geschieht, die bald oberhalb, bald unterhalb, bald an der Seite der Buchstaben angebracht werden.

IV. Allgemeine Übersicht der Bevölkerung Afrika's.

Keiner der Continente beherbergt eine dem äusseren Aussehen nach so gleichartige, in Wahrheit aber so verschiedenartige Bevölkerung wie Afrika. Was den ersteren Punkt betrifft, so ist man allgemein gewohnt unter dem Afrikaner eine eigene Menschenvarietät sich vorzustellen, welche durch dunkle Hautfarbe, wolliges Haar, breiten Mund und aufgeworfene wulstige Lippen ausgezeichnet ist und auch in socialer Beziehung auf einer äusserst niedrigen Stufe sich befindet. Diese Ansicht liegt auch der älteren Anthropologie zu Grunde, welche eine äthiopische Rasse aufstellt und darunter so ziemlich alle dunkel gefärbten Bewohner Afrika's subsumirt.

Wie jedoch die neuere Wissenschaft zeigt, gehören die Bewohner Afrika's nichts weniger als einer einzigen Menschenvarietät an. Die Übereinstimmung, welche man früher allgemein annahm, bewährt sich weder in der Farbe, der Behaarung, der Gesichtsbildung und dem Körperbau noch in der socialen Entwickelung und den einzelnen dieser zu Grunde liegenden Culturelementen.

Wenn man auf die Prüfung all diese Einzelheiten eingeht, zeigt sich in vielen Fällen ein Unterschied, wie er zwischen äusserlich so scheinbar ähnlichen Dingen nicht grösser gedacht werden kann.

Noch bedeutender scheint die Mannigfaltigkeit, wenn man den Afrikaner nicht nur vom anthropologischen, sondern auch vom ethnographischen Standpunkte betrachtet. Es zeigt sich, dass Afrika eine Unzahl von Völkern beherbergt, wie wir sie in so ausgesprochener Eigenthümlichkeit und Individualität nirgends wiederfinden. Dieses Factum ist hier um so merkwürdiger, als gerade bei Naturvölkern die Individualitäten wenig entwickelt sind und bei Trennung der Völker in historischer Zeit die gemeinsamen Merkmale selten ganz verschwinden.

Wenn wir von den in historischer Zeit im Norden und Nordosten eingewanderten Arabern und den Geez-Völkern absehen,[1] so finden wir seit dem grauesten Alterthume alle Völker Afrika's als Aboriginer auf ihren nun eingenommenen Sitzen vor. Diese müssen lange von ihnen bewohnt worden sein, indem das östlichste und am meisten bekannte derselben — das Volk der

[1] Die Geezvölker (äthiop. ግዕዝ:) sind von dem südlichen Arabien her über die Meerenge eingewandert. Die alte Kirchensprache derselben, das sogenannte Äthiopische (ልሳነ:ግዕዝ: *lesâna geez*) ist eine Schwester der auf den Denkmälern des südwestlichen Arabiens erhaltenen himjarischen Sprache. Auch die äthioptische Schrift trägt den himjarischen Ursprung deutlich an sich.

Ägypter historische Urkunden besitzt, welche viel weiter als jene unseres Stammes zurückgehen. Dennoch aber ist es zweifelhaft, ob wir ihnen den Anspruch auf die Aboriginerschaft zugestehen sollen, ja wenn wir ihren körperlichen Typus, ihre Sprache, ihre ganzen Einrichtungen näher betrachten, erscheint es sicher, dass sie Afrika ursprünglich nicht angehören, sondern von Asien aus in unvordenklicher Zeit eingewandert sind.

Ihrem körperlichen Typus nach sind die Ägypter nicht Afrikaner, sondern Kaukasier. Ihrer Sprache nach verrathen sie sich deutlich als Verwandte der Semiten und nach ihren ganzen Einrichtungen zeigen sie sich als den Bewohnern der Tigris- und Euphratländer nahe stehend. Bei beiden finden wir einen praktischen und mathematischen Sinn, bei beiden eine Neigung zu grossen Bauten und kolossalen Denkmälern, bei beiden ein gefestigtes Königthum und ein eigenthümlich entwickeltes Staatsleben.

Wie jedoch die Anthropologie und Sprachwissenschaft zeigen, stehen die Ägypter in Afrika nicht isolirt da, sondern haben in einer Reihe von Völkern, welche über den Norden und Nordwesten Afrika's sich verbreiten, nahe Verwandte. Westlich von den Ägyptern breiten sich über die Nordküste Afrika's die heutigen Berber (Imoscharh) aus, Nachkommen der alten Libyer, welche frühzeitig bis an den äussersten Westen vorgedrungen sein müssen, da das nun erloschene Volk der Guanchen auf den canarischen Inseln eine Sprache redete, welche nach den vorhandenen Überresten zu schliessen, mit dem Berber-Idiom (Temascheq oder Temaschirt) aufs innigste verwandt war. Auch die Sitte der Guanchen, ihre Todten als Mumien in Höhlen aufzubewahren, ist ein Zug, der sie den Ägyptern nahe stellt.

Südlich von den Ägyptern wohnt eine Reihe von Stämmen, welche in ihren Idiomen unverfälschte Zeugnisse der gleichen Abstammung aufbewahren und auch sonst in ihrem lieblichen Typus an die Bewohner des Nordens und die kaukasische Rasse sich anlehnen. Es sind dies die Bedscha (arab. بجا) oder Bischari, die Saho, die Dankali (arab. دنقالى) oder Danakil (arab. دناقيل), die Somali (arab. صومالى) und die weitverbreiteten Stämme der Galla (Orma). Alle diese Völker weichen in ihrer Gesichtsbildung, Farbe, Behaarung und anderen physischen Merkmalen von den Negern Mittel-Afrika's eben so ab wie die Ägypter und Berber und reden Idiome, welche sich an die Sprachen der beiden letzteren Völker anschliessen und mit ihnen einen eigenen Sprachstamm, den sogenannten hamitischen, bilden.[1]

Es bleiben somit als Aboriginer Afrika's nur jene Völker übrig, welche sich von dem Sitze der eben aufgezählten Stämme über den Continent bis an die Südspitze herab verbreiten. Aber auch diese Völker bilden keine homogene Masse, weder als Menschenvarietät noch weniger als Volk. — In erster Beziehung unterscheidet sich der Neger Mittel-Afrika's wesentlich vom Fulah und Nuba, der mit ihm zusammen wohnt, so wie beide vom Kaffer und Hottentoten. In letzter Beziehung ist die Verschiedenheit der Culturelemente dieser vier Menschenvarietäten so sehr in die Augen springend, als die Sprachen derselben die Abstammung aus einem einzigen Paare ausschliessen.

Diese von uns behauptete Verschiedenheit der Neger, Nuba-Fulah-Völker, Kaffern und Hottentoten wird zur vollen Evidenz erhoben, wenn wir eine nähere Schilderung der physischen und psychisch-ethnologischen Eigenthümlichkeiten derselben vergleichend zusammenzustellen versuchen.

[1] Über diesen Sprachstamm vergleiche man den linguistischen Theil dieses Werkes S. 51 ff., wo der Bau desselben nach Massgabe der uns zu Gebote stehenden Mittel näher dargelegt ist. Wir hoffen in einem späteren Werke auf diesen Punkt wieder zurückzukommen, wo wir besonders das Verhältniss dieser Sprachen zu den semitischen beleuchten werden.

Physischer Typus der afrikanischen Aboriginer.

I. **Neger.** Die Höhe der Gestalt variirt beim Neger zwischen $4^1/_2$ und 6 Fuss; der Knochenbau ist massiv, die Muskelentwicklung stark. Der Neger ist in dieser Hinsicht unmittelbar nach dem Kaukasier zu stellen; er übertrifft diesen sogar an Arbeitskraft, da er vom heissen Klima nicht so leicht afficirt wird. Der Schädel des Negers ist massiv und dick, dagegen das Gehirn weniger gross und entwickelt wie beim Weissen. Die Form der Gesichtsbildung ist lang und schmal, das Gesicht platt, das Hinterhaupt etwas in die Länge gezogen, der Unterkiefer hervorragend. Die Stirn ist klein und uneben, die Backenknochen sind hervorstehend, das Kinn ist kurz und unschön gebildet.

Die Augen sind eng geschlitzt, das Weisse derselben hat einen Stich ins Gelbliche. Die Nase ist breit und dick, die Nasenlöcher gross und weit. Die Lippen sind wulstig und aufgeworfen, die Zähne sitzen etwas schief auf und sind von blendender Weisse. Das Ohr ist gross und steht vom Kopfe etwas ab. Das Haar ist kurz, kraus und meistens von schwarzer Farbe. Der Bartwuchs ist sehr gering, die Behaarung der bedeckten Theile des Körpers mangelt fast ganz.

Hals und Nacken sind stark entwickelt, fast stierartig, dagegen die Wirbelsäule wenig elastisch. Das Becken ist mehr nach rückwärts geneigt und eng gebaut. Die Schenkel sind mager, die Kniee wenig straff, vielmehr gebogen. — Die Waden mangeln fast ganz, der Fuss ist gross, platt und zeichnet sich durch eine ungewöhnlich starke Zehe aus. Der Neger ist daher allsogleich an seinem steifen hölzernen Gange zu erkennen. Die Unterarme sind lang, eben so auch die Finger.

Die Haut ist dick, besonders an Händen und Füssen und immer sammtartig und kühl anzufühlen. — Die Farbe derselben ist schwarz in mehreren Variationen. — Ein besonderes Kennzeichen derselben ist eine eigenthümliche Ausdünstung von üblem Geruche.

II. **Fulah und Nuba.** Der Fulah unterscheidet sich von den anwohnenden Stämmen durch folgende Merkmale: Das Gesicht ist mehr oval, der Kopf klein, die Form des Gesichtes weniger lang und schmal, die Stirne breit, der Gesichtswinkel grösser als beim Neger. — Das Auge ist gross, das Weisse desselben rein. Die Nase ist mehr vorspringend, nicht so breit und etwas gebogen. Das Haar ist lang und schlicht, die Farbe desselben dunkelbraun. Die Hautfarbe ist dunkelgelb oder rothbraun[1]), der Bart mehr entwickelt, der Haarwuchs am Körper ist vorhanden.

Der Typus des Nuba ist folgender: Der Kopf klein, das Gesicht länglich, oval, die Stirne hoch und breit, die Augen gross, die Nase etwas vorspringend und zugespitzt, die Nasenlöcher dagegen weit. Der Schenkel und der Unterfuss haben etwas Negerartiges an sich. — Das Haar ist dünn und gelockt; der Bartwuchs ist reichlicher als beim Neger vorhanden. — An der Haut finden sich mehrere Farbenabstufungen von der Broncefarbe bis zum Chokoladebraun und Schwarz; die Behaarung jedoch fehlt ihr wie beim Neger ganz.

III. **Kaffern.** Der Schädel des Kaffern zeigt einige Ähnlichkeit mit dem Neger, weicht jedoch in anderen Punkten wesentlich von ihm ab. Die Form desselben ist lang gestreckt und an beiden Seiten abgeflacht, wodurch der Gesichtsausdruck schmal und lang erscheint; dagegen ist die Stirn hoch und gewölbt, die Nase nicht platt gedrückt sondern mehr vorspringend und oft sogar gebogen. Der Unterkiefer ist nicht stark vorragend, die Backenknochen

[1] Der Name *pulo*, bedeutet „gelb, braun".

zwar breit aber nicht so stark hervorstehend, das Kinn mässig und spitz zulaufend. — Die Lippen sind nicht so wulstig wie beim Neger und wenig aufgeworfen. Das Haar ist zwar wollig, aber weniger grob und wächst wie beim Papûa in getrennten Büscheln auf dem Kopfe. Der Bart ist schwach entwickelt, aber doch reichlicher als beim Neger, die Behaarung der bedeckten Körpertheile ist mangelhaft.

Der Bau der unteren Gliedmassen bietet zwar manche Anklänge an den Negertypus, jedoch sind die Waden entschieden stärker, wie auch die Schenkel fleischiger. Die Farbe der Haut ist ursprünglich gelbbraun; man begegnet aber auch einem tiefen Schwarz, welches wohl auf Mischungen mit reinem Negerblut zurückzuführen ist.

IV. **Hottentoten.**[1] Die Statur des Hottentoten variirt zwischen $4^1/_2$ und $5^1/_2$ Fuss. Der Bau des Rumpfes, besonders des Beckens ist stark, dagegen sind die Extremitäten schwach und zart. — Die Schädelbildung ist länglich, besonders das Hinterhaupt ist beträchtlich nach rückwärts gezogen. Die Stirn ist klein, gewölbt und vorstehend, dagegen das übrige Gesicht platt. Die kleinen Augen stehen weit von einander ab und liegen in tiefen Höhlen verborgen, die Nase ist auffallend klein und wenig vorspringend, die Nasenlöcher aber gross. Die Backenknochen sind stark hervorstehend, das Kinn schmal, lang und spitz. Die Lippen sind etwas aufgeworfen. Das Haar ist rauh, grob und wenig gekräuselt, es wächst in getrennten Büscheln auf dem Kopfe, welcher dadurch das Aussehen einer alten zerzausten Bürste darbietet. Bart und Behaarung am Körper fehlen entweder ganz oder sind ungemein schwach entwickelt.

Die Farbe der Haut ist gelblich braun, heller wie beim Kaffer mit einem röthlichen Anflug im Gesichte.

Psychisch-ethnographische Eigenthümlichkeiten der afrikanischen Aboriginer.

I. **Neger.** Der Grundzug des Negercharakters ist grosse Reizbarkeit und vorwiegende Receptivität; zu einer spontanen Äusserung geistiger oder gemüthlicher Thätigkeit kommt es bei ihm nur selten. Der Neger ist mit einer lebhaften, ungezügelten Phantasie begabt und von roher, ungebändigter Sinnlichkeit. Seine Neigung ist vorwiegend nach dem Phantastischen und Grotesken gerichtet, welches ihm auch am meisten imponirt, daher seine Vorliebe für lärmende Vergnügungen und sein Respect vor glänzendem Flitter.

Die Energie des Negers ist nicht gross; er arbeitet nur dann, wenn er von nagenden Bedürfnissen gequält oder von anderen dazu angehalten wird. Sein Hang zum Nichtsthun ist so tief eingewurzelt, dass er, um anstrengender Arbeit zu entgehen, oft sich selbst den Tod gibt.

[1] In neuester Zeit haben sich mehrere Sprachforscher gefunden, welche die Hottentoten zu nahen Verwandten der Ägypter stempeln wollten. Offenbar wurden sie zu dieser höchst sonderbaren Ansicht durch Übereinstimmung einiger Pronominalelemente (vor Allem jener der dritten Person) veranlasst. Wie wenig selbst vom sprachlichen Standpunkte für die Richtigkeit derselben spricht und wie himmelweit der Bau der Hottentotenidiome und des Ägyptischen von einander verschieden sind, kann man aus der linguistischen Abtheilung dieses Werkes zur Genüge entnehmen. Vom anthropologischen Standpunkte aber lässt sich kaum ein grösserer Gegensatz denken, als der Ägypter mit seinem ebenmässigen Körperbau, der ovalen Kopfform, den mandelförmig geschnittenen nahe an einander liegenden Augen, der schönen Nase, dem schlichten reichen Haare, dem fleischfarbenen Colorit, und der Hottentote mit seinen nicht immer proportionirten Gliedmassen, dem gestreckten Kopfe, den kleinen weit abstehenden Augen, der winzigen Nase mit grossen Löchern, dem büschelartig wachsenden zerzausten Haare und dem schmutzigen Ledercolorit. Wir müssen diese Hypothese um so heftiger bekämpfen als sie in verschiedenen Werken mit grosser Entschiedenheit vorgetragen wird und neue Hypothesen auf Grund derselben aufgebaut werden.

Bei milder Behandlung ist er treu und anhänglich gleich einem Kinde, dagegen bei harter Behandlung störrisch und rachsüchtig.

Die geistige Begabung des Negers ist mittelmässig. Er fasst schnell und ahmt gut nach, er ist aber selten im Stande sich zum freien Gebrauche seiner geistigen Gaben zu erheben. Negerkinder machen daher in jenem Alter, wo besonders das Gedächtniss thätig ist, schnelle bewunderungswürdige Fortschritte, bleiben jedoch in späteren Jahren, wenn der eigene Verstand wirksam sein soll, zurück.

Von den Culturelementen des Negers unbedingt auf dessen geistige Begabung schliessen zu wollen, wäre etwas voreilig. — Da sowohl die Fauna als die Flora seiner Heimath einen ansehnlichen Reichthum von Erzeugnissen aufweisen und der Neger seit Jahrtausenden mit höher entwickelten Völkern sowohl unmittelbar als mittelbar in Verbindung steht und sein Nachahmungstalent sehr bedeutend ist, so können die meisten seiner Einrichtungen und Fortschritte nur einen Beweis für die Vortrefflichkeit des letzteren abgeben, nicht aber für unbedingte Zeugnisse seiner geistigen Begabung gelten.

Überall dort, wo es auf eine feine selbstständige Anwendung geistiger Fähigkeiten ankommt, hat den Neger selbst sein Nachahmungstalent verlassen. So ist es ihm z. B. nie gelungen den Elephanten zu zähmen, obschon er wusste, dass anderen Völkern dieses Kunststück geglückt war.

Ein Ausfluss der geringen Spontaneität ist die masslose Leichtgläubigheit des Negers. Sein religiöser Glaube ist eben so sinnlos wie mit Furcht gepaart; er hält viel auf Amulete und Zaubereien. — Die ungebändigte Sinnlichkeit führt den Neger zur Grausamkeit, welche selbst aufs religiöse Gebiet hinübergreift und sich in Menschenopfern offenbart. Eine Folge der letzteren ist der Mangel an socialen Tugenden. Der Neger ist in der Regel ein grosser Dieb und unverschämter Lügner; Heuchelei und Verstellung treten überall an ihm hervor.

Die Signatur der Familie des Negers ist Polygamie, seine staatliche Einrichtung beruht auf dem crassesten Despotismus. Die Sclaverei mit ihren demoralisirenden Zuständen ist bei ihm in voller Blüthe. — Von den Beschäftigungen sind es meistens nur die Handwerke, denen sich der freie Neger widmet, während er den Landbau durch seine Sclaven besorgen lässt und die Viehzucht fast gar nicht kennt.

II. **Fulah und Nuba.** Über das psychische Leben der Fulah's sind wir nicht genau unterrichtet und vieles scheint der Islâm, dem sie mit Feuereifer anhängen, bereits verwischt zu haben. Doch zeigt alles, was wir über sie wissen, von grösserer Begabung als beim Neger.

Ein charakteristisches Merkmal der Fulah's ist ihre Vorliebe für Viehzucht, sie sind vorwiegend ein Hirtenvolk. Dadurch ist das patriarchalische Element in ihrem Leben mehr entwickelt. Die Familie beruht auf festeren Grundlagen als es beim Neger der Fall ist; die Verfassung scheint Anfangs eine demokratisch-patriarchalische gewesen zu sein, welche später in eine theokratische übergegangen ist.

Neben der Viehzucht wird von den Fulah's auch Landbau getrieben. Derselbe steht aber in Ehren, indem sich Freie an ihm betheiligen, während die Ausübung der Handwerke den Sclaven zufällt.

Die Nuba's sind vorwiegend Ackerbauer. Sie cultiviren das Land selbst, während ihren Frauen die Besorgung der häuslichen Geschäfte obliegt.

III. **Kaffern.** Ausgezeichnet sind die Kaffern durch ihre besondere Vorliebe für Viehzucht, welche für so ehrenvoll gilt, dass sie ausschliesslich von den Männern geübt wird. Die Nahrung des Kaffern ist grösstentheils der Milch entnommen. Neben der Viehzucht wird

auch Landbau getrieben, dieser gilt aber für eine minder ehrenvolle Beschäftigung, welche meistens von den Weibern ausgeübt wird.

Die socialen Einrichtungen der Kaffern ruhen auf einer echt patriarchalischen Grundlage. An der Spitze der Familie steht der Älteste, mehrere Familien vereinigen sich unter einem Häuptlinge zu einem Stamme. Die einzelnen Mitglieder der Familie wohnen stets zusammen und leisten ihren Ältesten Gehorsam. Der Häuptling wird von seinem Stamme mit grosser Verehrung behandelt und förmlich für den Vater desselben angesehen.

Die einzelnen Stämme sind von einander unabhängig. In manchen Fällen gelingt es jedoch einem energischen, ehrgeizigen Häuptlinge mit Hilfe seines militärisch organisirten Stammes die umliegenden Völker sich zu unterwerfen und eine Art Monarchie zu gründen. Diese beruht jedoch stets auf dem persönlichen Talente des Eroberers und löst sich nach seinem Tode wieder in die einzelnen Stämme auf.

Ein Punkt, in welchem die Kaffern sich wesentlich von den Negern unterscheiden, ist die Abwesenheit der Sclaverei[1] und das freie Verhältniss, in welchem der gemeine Mann zu seinem Häuptlinge steht. — Denn trotz der Verehrung, welche dem letzteren stets gezollt wird und trotz der straffen Disciplin, welche namentlich im Kriege geübt wird, hat jeder Mann in der Versammlung das Recht seine Ansicht frei zu äussern und selbst die Anordnungen und Massregeln des Häuptlings einer Kritik zu unterziehen.

Ausgezeichnet sind die Kaffern durch Tapferkeit, welche aber selten in Blutdurst ausartet; man begnügt sich damit den Feind zur Unterwerfung zu bringen und ihm seine Besitzthümer wegzunehmen. Der Krieg wird immer angekündigt und der Feind stets ritterlich behandelt. Eine Folge der Tapferkeit sind die Energie und Mässigkeit. — Der Kaffer gibt sich selten dem Nichtsthun so hin wie der Neger und findet an aufregenden Getränken überhaupt wenig Geschmack. Ein Ausfluss dieser edlen Eigenschaften ist ein reges Rechtsgefühl und eine aus dem Innersten des Herzens kommende Ehrlichkeit. Diebstahl, welcher vom Malayen und Neger gerne geübt und ohne Beschämung eingestanden wird, kommt unter den durch fremde Einflüsse noch nicht verdorbenen Kaffern nur selten vor.

D. Hottentoten. Als die ersten Europäer am Cap der guten Hoffnung erschienen, waren die Hottentoten Viehzüchter, deren hauptsächlichster Reichthum in Rinder- und Schafheerden bestand. Erst später, nachdem sie von den Weissen in ihren Subsistenzmitteln beschränkt worden waren, griffen sie zum Jägerleben. — Den Landbau scheinen sie gar nie gekannt zu haben, und treiben ihn auch jetzt nur in den seltensten Fällen.

Ein wesentliches Merkmal der Hottentoten ist ihre geringe Energie und masslose Arbeitscheu. — Selbst der Hunger vermag den Hottentoten selten zur Arbeit zu zwingen; er legt sich lieber hin und sucht denselben zu verschlafen.

Hand in Hand mit der Faulheit geht ein starker Hang zu berauschenden Genüssen. Die Hottentoten sind leidenschaftliche Freunde des Rauchens, wozu in der Regel der wilde Hanf entweder allein oder in Verbindung mit Tabak verwendet wird. Hat einmal der Hottentote von berauschenden Getränken genossen, so gewöhnt er sich bald an dieselben und wird mit der Zeit ein unverbesserlicher Trunkenbold.

Merkwürdig ist das innige Verhältniss des Hottentoten zur Thierwelt. Er verehrt mehrere Wesen derselben und wendet ihr überhaupt eine grosse Theilnahme zu, was seine zahlreichen Thierfabeln beweisen.

[1] Als einige Stämme des Innern zum ersten Male von der Sclaverei hörten, erklärten sie dieselbe allsogleich für ein schreiendes Unrecht.

Ursprüngliche Sitze und Verbreitung der eingeborenen vier Rassen.

Wenn wir die Verbreitung der eingeborenen vier Menschenrassen näher betrachten, so erscheint es mehr als wahrscheinlich, dass die nun eingenommenen Sitze nicht für ihre Urheimath gelten können, sondern dass sie von bestimmten Punkten aus sich verbreitet und nach und nach dort, wo wir sie gegenwärtig finden, sich niedergelassen haben.

Die Hottentoten, welche dermalen auf die Südspitze Afrika's beschränkt sind und auch dort allmälich aussterben, sind eine Rassenruine. Wie aus ihrer Verbreitung im Innern des Continentes, wo sich Verwandte derselben noch finden sollen, und den älteren Nachrichten hervorgeht, dehnten sie sich ehemals weiter nach Norden aus und nur daraus lassen sich auch die Einwirkungen der Hottentoten auf einige Kafferstämme sowohl in Sprache als Sitten erklären.

Die Kaffervölker sind von Norden, wo sie lange Zeit Nachbarn der Hamiten waren, in ihre jetzigen Sitze eingewandert. Dies beweist vor Allem ihre Sprache, in welcher sich mannigfaltige Anklänge an die hamitischen Idiome nachweisen lassen. Gewiss haben sie ehemals einen Theil jener Landstriche im Nordosten Afrika's, welche nun von Völkern kaukasischer Rasse bewohnt werden, eingenommen, und wurden daraus durch die nachrückenden Massen derselben verdrängt.[1] Wie es scheint, ging die Wanderung der Kaffervölker Anfangs längs der Ostküste vor sich, bis sie in derselben von den Hottentoten aufgehalten wurden. Erst später kam eine zweite, durch das Drängen der Gallastämme veranlasst, von Osten nach Westen, quer durch den Continent hinzu.

Für diese Facta sprechen Zeugnisse, welche sich aus der grösseren oder geringeren Verwandtschaft der Kaffersprachen unter einander ergeben. So zeigt das Kafferidiom sammt dem Zulu die grösste Verwandtschaft mit dem Se-tschuana und weiter mit dem Herero, während ihm das Ki-suaheli und Congo schon ferner stehen. Eben so sind wieder das Ki-suaheli an der Ostküste und das Mpongwe an der Westküste mit einander innig verwandt, eine Verwandtschaft welche sich nur aus der Annahme einer vor nicht langer Zeit stattgefundenen Trennung erklären lässt.

Als Heimath der Fulah- und Nuba-Rasse kann das nordöstliche Afrika gelten. Von dort wurden sie von den aus Asien anrückenden Hamiten verdrängt und mussten, da der Weg nach Süden durch die Kaffervölker bereits versperrt war, gegen Westen sich wenden. Hier wurden sie unter die Neger eingekeilt, unter denen sie noch heut zu Tage leben. Gerade der Umstand, dass sie sich unter den Negern behauptet und rein erhalten haben, beweist die Verschiedenheit beider Rassen.

Nach diesen Prämissen erscheint die ursprüngliche Vertheilung der afrikanischen Aboriginer folgende:

Im Norden und Nordosten ist die Fulah- und Nuba-Rasse ansässig, welche wahrscheinlich einen Theil des von den Berbern eingenommenen Terrains und den von den Ägyptern besetzten Landstrich bewohnt.

[1] Die Traditionen aller Kaffervölker berichten, sie seien aus Nordosten in die von ihnen gegenwärtig bewohnten Sitze eingewandert. Vergl. History of the Bassutos. Cape Town. 1857. 8°, pag. 3 ff. Andersson. Lake Ngami. London 1856, pag. 218 u. a. Quellen. Nach dem Glauben der Damara's wohnt ihr oberster Gott Omu-kuru im hohen Norden. Damit hängt auch die Sitte zusammen, die Todten mit gegen Norden gewendetem Antlitz zu begraben.

In Ost-Afrika sitzen auf jenem Lande, welches sich unterhalb des von der vorangegangenen Rasse bewohnten Gebietes ausdehnt, die Kaffervölker. Mittel-Afrika wird von Negern bewohnt, während Süd-Afrika von den Hottentoten eingenommen wird.

Den Anstoss zur Wanderung der afrikanischen Aboriginer gaben ohne Zweifel die hamitischen Stämme, welche von Asien aus über die Meerenge in den Norden und Nordosten Afrika's einbrachen. Jedoch auch diese Stämme sind wahrscheinlich nicht freiwillig eingewandert, sondern wurden von Semiten, diese wiederum aber von Hochasiaten gedrängt.[1] Bei dieser Gelegenheit durchbrachen die Semiten, ein kriegerisches, geistig reich begabtes Volk, die Ansiedelungen der Hamiten im westlichen Asien, wodurch diese in zwei Hälften, eine asiatische (in den Tigris- uud Euphratländern) und eine afrikanische, getheilt wurden.

Von der afrikanischen Abtheilung wanderten zuerst die Libyer und äthiopischen Stämme ein, zuletzt die Ägypter. Da wir die Einwanderung der Ägypter mindestens auf das Jahr 7000 bis 8000 vor unserer Zeitrechnung ansetzen müssen, so muss der Beginn der afrikanischen Wanderungen überhaupt auf etwa das Jahr 9000 bis 10000 v. Chr. zurückdatirt werden.

Aus dem alten Datum dieser Wanderungen, gegen welche jene unserer indogermanischen Väter als sehr jung erscheinen, erklären sich manche Räthsel auf dem Gebiete der afrikanischen Ethnographie und Linguistik. Bekanntlich umfasst keine Rasse eine so grosse Menge verschiedenartiger, in Sprache von einander abweichender Völker als die Negerrasse. Die Zahl der Negersprachen ist eine enorm grosse und ihre Abweichung von einander ist derart, dass es nur in den seltensten Fällen gelingt, mehrere derselben zu einer Einheit zu vereinigen und als Abkömmlinge einer nun nicht mehr existirenden, in ihnen aufgegangenen Ursprache zu erkennen. Dieser Umstand erklärt sich nur dann, wenn man eine sehr frühe Trennung und Absonderung der Neger annimmt. Da sie ursprünglich den ganzen westlichen und mittleren Theil des nördlichen Afrika's einnahmen und alle die Stösse, welche vom Westen Asiens aus auf den Continent geführt wurden, sich vorzüglich auf sie ausdehnten, so mag es gekommen sein, dass vor Allem sie der Zersplitterung anheimfielen. Eine Folge dieser Zersplitterung aber war das Ausbilden besonderer Sprachen, welche in den meisten Fällen das einzige Merkmal eines bestimmten Volkscharakters bilden.

Nachdem wir die eingeborenen Rassen Afrika's in kurzen Zügen vorgeführt und ihre Verbreitung dargelegt haben, werden wir uns im Nachfolgenden zu einer näheren Betrachtung derselben wenden und uns dabei wegen nahe liegender Beschränkung des uns zugemessenen Raumes auf die beiden südafrikanischen Rassen, die Kaffer- und Hottentotenrasse beschränken.

[1] Was die Hochasiaten aus ihren Sitzen herausgedrängt haben mag, ist leicht zu errathen. Bekanntlich sind die Hochasiaten grösstentheils Nomaden, welche für ihr Vieh weit ausgedehnte Landstrecken benöthigen. Wenn die Bevölkerung bedeutend sich vermehrt hat, ist eine Vergrösserung der Weiden unbedingt nothwendig. Der Nachbar wird dann einfach aus seinen Sitzen verdrängt und nachdem der Hirte an den dabei erbeuteten Gegenständen des feineren Lebens Geschmack gefunden, wird er leicht zum Krieger, der den Krieg der Beute und des Raubes wegen führt. Andererseits dürfen nur durch mehrere Jahre unter den Heerden Seuchen ausbrechen, um den wilden Nomaden aus dem Lande hinauszudrängen und zum Raube zu zwingen.

v. Kaffern.

Die Bezeichnung Kaffer entstammt dem arabischen Worte كافر (*kâfir*) „Ungläubiger" und wäre also richtiger Kafer zu schreiben. Wir verstehen darunter im anthropologischen Sinne eine bestimmte Rasse, im ethnographischen Sinne einerseits ein bestimmtes, im Süden Afrika's, nordöstlich von den Hottentoten ansässiges Volk, andererseits einen Völkercomplex, welcher alle die an der Ostküste Afrika's vom Cap bis an das Gebiet der Galla's wohnenden Stämme umfasst.

Wir statuiren somit vom anthropologischen Standpunkte eine Kaffer-Rasse, welche in ethnographischer Beziehung die Kaffer- und Congo-Völker unter sich befasst, d. h. alle jene Stämme, welche Südafrika vom Cap der guten Hoffnung (mit Ausschluss des von den Hottentoten besetzten Landstriches) bis etwa zum vierten Grade n. B. bewohnen. Die Zusammengehörigkeit dieser Völker geht vor allem Anderen aus den von ihnen gesprochenen Sprachen hervor, welche Abkömmlinge einer nun nicht mehr existirenden, in ihnen aufgegangenen Ursprache darstellen. Man ist auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft übereingekommen, sie mit dem Ausdrucke Bantu-Sprachen zu bezeichnen.

Dass wir alle diese Stämme von den Negern absondern und nicht nur als ein eigenthümliches Volk, sondern auch als eine besondere Rasse betrachten, dazu werden wir nicht allein durch den höchst eigenthümlichen Bau ihrer Idiome veranlasst, sondern vor allem durch ihren abweichenden körperlichen Typus und die verschiedenen ihrer Cultur zu Grunde liegenden Elemente. Denn wenngleich die Kaffer- und Congosprachen auf einem ganz andern Bildungsprincipe beruhen als die von den Negern gesprochenen Idiome, so schlösse dieser Umstand Zusammengehörigkeit zu einer Rasse im Vorhinein gar nicht aus, wie ja innerhalb der mittelländischen oder kaukasischen Rasse so verschiedenartige Sprachtypen, wie der indogermanische, semitische und baskische sich vereinigt finden.

Der körperliche Typus des Negers und des Kaffern ist aber in der That ganz verschieden nicht nur für den alle Einzelheiten prüfenden und wägenden Forscher, sondern selbst auch für den Reisenden, der übrigens meistens nur an die innerhalb der weissen Rasse sich findenden Differenzen gewöhnt, für Individualitäten innerhalb dunkler Rassen kein Auge hat. Ein Beweis dafür ist die mehrfach ausgesprochene Ansicht, die Kaffern seien Mischlinge aus arabischem und Negerblut so wie andere Vermuthungen, denen zwar jeder Halt fehlt, welche aber immerhin als vollgiltige Zeugnisse für eine abweichende physische Complexion gelten können.

Nachdem wir die auf das anthropologische Moment bezüglichen Punkte bereits im vorhergehenden Abschnitte abgehandelt haben, bleiben uns für den vorliegenden nur jene Einzelnheiten zu besprechen übrig, welche auf den ethnographischen Gesichtspunkt Bezug haben.

Als die ältesten Auswanderer aus der Heimath im Nordosten Afrika's erscheinen die am weitesten nach Süden vorgedrungenen Kaffervölker, worunter die Stämme der Ama-kosa, Ama-tembu, Ama-mpondo und Ama-zulu gehören. Unter diesen ist besonders der letztere Stamm durch Eroberungen unter kriegerischen Häuptlingen wie Tschaka, Umzilikazi, in neuerer Zeit bekannt geworden. Zu den Kaffern gehören wahrscheinlich auch die Fingo, eine Vereinigung mehrerer ehemals von den Ama-kosa's unterworfenen Kafferstämme. — Die Sprachen aller dieser Völker zeigen deutlich, dass sie sich vor nicht gar langer Zeit von einander getrennt haben; sie stehen auch sonst auf einer alten Stufe, so dass sie für das getreueste Bild der nun nicht mehr existirenden Ursprache gelten können. Damit stehen auch die Sitten und Einrichtungen, welche viel Alterthümliches an sich tragen, in vollem Einklange. Wir werden daher bei Schilderung der ethnographischen Eigenthümlichkeiten der Kaffer- und Congovölker vor allem Andern auf diese Stämme zurückgehen müssen.

Westlich von den Kaffern — im Innern des Landes — wohnen die Be-tschuana's von etwa 28° bis 16° s. B. Sie zerfallen in 23 Stämme, von denen 12 im Osten und 11 im Westen wohnen. — Es sind dies folgende: A. Östliche Stämme: 1. Die Ba-suto, 2. die Ba-tau, 3. die Ba-puti, 4. die Ma-kolokue, 5. die Ba-phiring, 6. die Li-khoya, 7. die Ba-hlokwa oder Ba-mantatisi *(Mantati)*, 8. die Ba-mapela, 9. die Ba-tloung, 10. die Ba-peri, 11. die Ba-tsetse, 12. die Ba-fukeng. B. Westliche Stämme: 1. Die Ba-rolong, 2. die Ba-hlapi, 3. die Ba-meri, 4. die Ba-matlaru, 5. die Ba-khatla, 6. die Ba-kwena, 7. die Ba-wanketsi, 8. die Ba-hurutse, 9. die Ba-kaa, 10. die Ba-mangwato, 11. die Ba-lala.

Westlich von den Be-tschuana's wohnen die Damara's oder Damra's, nach des Missionärs Hahn Angaben zwischen 22° 58′ und 19° 30′ s. B. und 14° 20′ ö. L. bis einige Grade im Westen vom Ngami-See. Die westlichen Stämme nennen sich Ova-herero, die östlichen werden mit dem Namen Ova-mbandscheru bezeichnet. Nordöstlich von den Ova-herero liegen die Sitze der Ova-mpo.

Nördlich von den Kaffern leben einige Stämme, welche uns leider nicht näher bekannt sind, aber in Sprache und Sitte gewiss zu demselben Völkercomplex gehören. — Oberhalb des Zambesi wohnt der weitausgebreitete Stamm der Ma-kua. Am weitesten gegen Norden wohnen die Suaheli (arab. سواحلى *sawâhilî*), unter welchem Ausdrucke man die Bewohner der Küste vom Cap Delgado bis zu den Ansiedlungen der Somali's begreift. Sie sind, wie sowohl ihr Körperbau als auch ihre Sprache beweist, mit arabischem Blute stark gemischt.

Westlich von den Suaheli's im Innern des Landes wohnt eine Reihe von Stämmen, welche sprachlich aufs innigste mit ihnen zusammenhängen, wie die Wa-nika, deren südliche Ansiedelungen sich Wa-digo nennen, während die nördlichen Wa-lupangu genannt werden, die Wa-kamba, die Wa-pokomo u. a.

Südwestlich von diesen, am See Unyamesi wohnt das Volk der Mo-nyamesi und weiter südlich eine Reihe von weniger bekannten Stämmen. Am oberen Zambesi nördlich von den Ma-kololo's sitzen die Ba-rotse und um den Ngami-See die Ba-yeye.

An der Westküste bis hinauf zum Äquator wohnen die Congo-Völker, zu denen die Bewohner von Benguela, Angola und Loango gehören. Weiter gegen Norden sitzen am Gabun die Mpongwe, Benga und Ba-kele, deren Idiome sämmtlich sich als Mitglieder der Bantu-Familie verrathen. Wie weit das Gebiet dieser Sprachen im Norden, besonders aber im

Innern des Continentes sich erstreckt, ist nicht mit Sicherheit ausgemacht; schwerlich jedoch dürfte es unter den 5° n. B. herabreichen.

1. Land und Klima.

Süd-Afrika vom Cap der guten Hoffnung bis zum fünften oder zehnten Grade n. B. bildet ein fortlaufendes Hochland, welches zu beiden Seiten im Osten gegen das indische Meer und im Westen gegen den atlantischen Ocean in Terrassen sich absenkt. Diese Terrassen werden in der Richtung von Norden nach Süden von mehreren Gebirgen durchzogen.

Die Grenzen des südafrikanischen Hochlandes sind im Süden die Meeresküste, im Nordosten das Hochland von Abyssinien, im Westen das Congo-Gebirge und das Fulah- und Mandingo-Land; im Norden verläuft es in die Ebenen von Melli, Wangara, Ghana und Baghirmi. Der Saum desselben ist mit Sandflächen umgeben; nur an wenigen Stellen wird der Rand dieses Gebirgscomplexes von Strömen durchbrochen. Im Innern des Continents finden sich mehrere Binnenseen, in welchen die atmosphärischen Niederschläge sich zu grösseren Gewässern ansammeln.

Ein wesentlicher Charakter Süd-Afrika's ist der Mangel an grösseren Flüssen und tiefer ins Land eindringenden Buchten. Dieses Moment so wie die Configuration des ganzen Landes bestimmen wesentlich den Culturzustand seiner Bewohner, welche, wie wir sehen werden, über den Zustand des Nomadenthums nicht hinausgekommen sind. — Da überdies ein nicht unbedeutender Theil des Landes aus dürren, unfruchtbaren Sandflächen besteht, so vermag Süd-Afrika im Ganzen nur eine spärliche Bevölkerung zu ernähren. Aber selbst diese ist noch immer weit hinter dem Maximum zurückgeblieben und Süd-Afrika zählt daher zu jenen Ländern, welche sehr dünn bevölkert sind.

Das Jahr zerfällt, wie in den Tropenländern überhaupt, in zwei grosse Abschnitte, nämlich in die trockene und die Regenzeit. Die letztere dauert gewöhnlich vom October bis März, die erstere vom April bis September. Während der Regenzeit herrschen in der Regel West- oder Nordwestwinde, welche Wolken mit sich führen, die unter Donner und Blitz sich entladen und das Land überschwemmen. In den höher gelegenen Gegenden fällt dann selbst Hagelschauer und Schnee. Die Regenmenge ist bedeutend; sie beträgt im Jahr ungefähr drei Fuss.

Während der trockenen Zeit herrscht meistens der heisse und trockene Nordostwind. Er wirbelt ungeheure Staubmassen auf, macht die Haut des Körpers trocken und rissig und verdörrt die Erde sammt der auf ihr wachsenden Vegetation. Dann werden gemeiniglich die Flüsse und kleineren Seen ausgetrocknet und die ganze Natur bietet ein trauriges, trostloses Bild.

Während in der Regenzeit die Temperatur ziemlich beständig ist, selten unter 16° fällt und über 28° R. steigt, wird sie in der trockenen Zeit sehr wechselnd, indem sie um die Mittagszeit oft auf 20° sich erhebt und dann plötzlich während der Nacht auf Null herabsinkt.

2. Fauna und Flora.

Die Fauna Süd-Afrika's ist überaus reich; sie bietet dem Menschen eine Reihe der vorzüglichsten Hilfsmittel zu seiner Existenz und Gesittung dar. Unter allen Nutzthieren steht obenan das Rind, dessen Zucht die Grundlage des Lebensunterhaltes der Kaffervölker bildet. Doch wird es nicht so sehr wegen des Fleisches, als vielmehr wegen der Milch und der anderen aus demselben gewonnenen Producte gezogen. Obwohl der Landbau neben der Viehzucht von

den meisten Völkern getrieben wird, gebraucht man erst in der neuesten Zeit — wahrscheinlich durch die Europäer dazu veranlasst — das Rind als Zugthier. Dagegen ist die Abrichtung des Rindes zum Reiten und Lasttragen sehr alt und besonders die Kaffern verstehen es, dasselbe gleich unserem Pferde zu dressiren, so dass sie mit ihm Wettrennen veranstalten.

Unter den Jagdthieren stehen obenan die in Süd-Afrika besonders zahlreichen Antilopenarten. — Überall wo man sich nur hinwendet, begegnet man diesen schönen Thieren mit den schwarzen, glänzenden Augen, schlanken Füssen und glatten Hörnern. Die kleinsten Exemplare i-pwiti und im-punzi sind nicht grösser als ein Feldhase, während das in-hluzelo (*alcephalus caama*) und das herrliche um-gaxa (*strepsiceros capensis*) unseren Rehen und Hirschen sich nähern. In den inneren Theilen des Landes leben der Gnu (*im-butumu*) und das Quagga (*i-dube*) in grossen Heerden beisammen.

Alle diese Thiere werden in jenen Landstrichen, wo die Jagd mit zum Lebensunterhalte der Einwohner gehört, meistens in grossen, mit Strauchwerk bedeckten Gruben (*hopo*) gefangen, wohin sie durch die Jäger zusammengetrieben werden.

In die Classe jener Thiere, welche gefangen und wegen ihres Fleisches geschätzt werden, gehört auch das wilde Schwein, von dem es hier zwei Arten gibt; die eine, genannt in-gulube, wohnt in Büschen, während die andere, mit Namen in-hlovundatyana, sich mehr in den Ebenen aufhält.

Der Büffel, welcher besonders in den dunklen Gebüschen sich herumtreibt, wird wegen seiner Haut gejagt, aus der die verschiedenartigsten Dinge des Haushaltes verfertigt werden. Unter den dem Landbau schädlichen Thieren steht obenan das Stachelschwein (*i-nungu*). Dasselbe richtet namentlich in den Kartoffelfeldern arge Verwüstungen an und wird dann mittelst aufgerichteter Schlingen gefangen. Die Ratten und Mäuse, eine arge Plage jedes Landes, nehmen hier besonders desswegen überhand, weil von den wenigsten Eingeborenen Katzen gehalten werden.

Unter die der Viehzucht besonders gefährlichen Raubthiere zählt vor allem der wilde Hund (*in-kendschana, canis pictus* oder *lycaon tricolor*). Derselbe ist ein grimmiges Thier, ähnelt unserem Windspiel, ist von bräunlicher Farbe und bellt gleich dem gemeinen Hunde. Er findet sich meistens in Rudeln von zehn bis dreissig Stück und fügt dem Vieh grossen Schaden zu. Gewöhnlich überfällt er den Ochsen derart, dass er sich in seinem Schweife festbeisst, während er die Kuh beim Euter fängt. — Derselbe soll sich oft sogar am Löwen vergreifen, wobei letzterer der Überzahl erliegt und von seinen Feinden aufgefressen wird.

Andere dem Vieh gefährliche Raubthiere sind der Leopard und die Hyäne, während der Löwe sich an den zahmen Thieren seltener vergreift, da er mehr die inneren, schwer zugänglichen Gegenden bewohnt und sein Nahen durch ein starkes Brüllen ankündigt.

Der Elephant, welcher in Indien zu einem nützlichen Hausthiere gezähmt wird, findet sich in Afrika nur im wilden Zustande. Vom Nashorn gibt es zwei Arten, die eine, genannt um-kumbe, mit zwei Hörnern, die andere mit Namen u-bedschani. Das Flusspferd (*im-vubu*), welches in Afrika allein vorkommt, wird von den Eingeborenen oft in grossen Fallen gefangen und sein Fleisch gegessen.

Auch die Vogelwelt bietet eine nicht geringere Mannigfaltigkeit dar. — Unter den Vögeln, welche vorzügliches Fleisch liefern, erwähnen wir namentlich den Fasan, das Repphuhn, mehrere Gattungen wilder Gänse, Enten und Tauben. Im Innern des Continents finden wir den Strauss, dessen Eier von den Eingeborenen sehr geschätzt werden. Von Papageien sind der aschfarbige mit dem schönen rothen Schwanze (*psittacus pulverulentus*) und der kleine grüne

(*psittacus passerinus*) in Süd-Afrika einheimisch. Das Jakuhuhn, ein Vogel von der Grösse des Truthahns und ein anderer Vogel, der sich auf feuchtem Wiesengrunde aufhält (*palamedea cornuta*), werden wegen ihres wohlschmeckenden Fleisches gefangen, während man dem rothen Flamingo wegen seiner schönen Federn, welche als Schmuck verwendet werden, nachstellt.

Von den Amphibien finden wir den grossen Alligator, welcher die Gewässer unsicher macht, mehrere Eidechsen und eine grosse Anzahl von Schlangen. Unter den letzteren gibt es Exemplare bis zu zwanzig Fuss Länge und von sehr gefährlicher Natur. Von den Insecten sind namentlich zu erwähnen die Heuschrecke, die in einigen Gegenden gegessen wird und die Tsetse-Fliege in einigen Districten des Innern, welche dem Rindvieh verderblich ist und dort keine Vichzucht aufkommen lässt.

In jenen Gegenden Süd-Afrika's, welche nicht von unfruchtbaren Felsengebirgen und Sandebenen eingenommen werden, wechseln Wiesengrund und Wälder mit einander. Der erstere dient den Heerden zur Weide und den Nomaden zum Anbau der von ihnen gezogenen Feldfrüchte. Die letzteren liefern eine Reihe der vorzüglichsten Hölzer, darunter der Eisenbaum, welcher auf trockenem Boden gut fortkommt. Aus seinem Holze werden mannigfaltige Geräthe geschnitzt, welche für sehr dauerhaft gelten.

Essbare Früchte liefern die Banane, der Loscha-Baum (*lecythis ollaria*), die Ananas u. a. Von den Nutzpflanzen werden das Kafferkorn, der Mais und die süsse Kartoffel gezogen, welche neben den animalischen Producten die vorzüglichsten Nahrungsmittel dieser Gegenden bilden.

Kleidung, Wohnung, Nahrung, Geräthe, Waffen.

In den jüngeren Jahren geht der Kaffer ganz unbekleidet einher; später hängt der Jüngling einen kurzen Schurz von etwa acht Zoll Länge, aus dem Felle irgend eines Thieres um seine Schamtheile und einen gleichen um den Hintertheil, während das Mädchen mit einem Stück gefärbter und bemalter Haut, welche bis ans Knie hinabreicht, seine Lenden umhüllt.

Bei einigen Stämmen werden (namentlich von angesehenen Personen) Mäntel getragen, welche aus weich gegärbten Ochsenhäuten verfertigt werden. Um den Körper vor den Sonnenstrahlen zu schützen, wird derselbe mit Fett reichlich eingerieben. Bei einigen Völkern im Innern wie z. B. den Be-tschuana's ist die Beschneidung im Schwunge, welche zur Zeit der Pubertät an dem Knaben, oft auch an dem Mädchen vollzogen wird. Diese Sitte ist in neuerer Zeit auch zu einigen Kafferstämmen übergegangen.

Beim Eintritt in die Zeit der Verheirathung werden dem Jünglinge und der Jungfrau die Haare geschoren und bei ersterem ein Ring von etwa vier Zoll Durchmesser, bei der letzteren dagegen ein Büschel stehen gelassen. Das Haar des Ringes wird mittelst einer Ochsensehne zusammengeflochten und mit einer Mischung von Klebestoff und Kohlenpulver reichlich bestrichen. Dadurch wird ein Kranz von etwa einem Zoll Dicke gebildet, der vermöge seiner tiefen Schwärze vom übrigen Haarwuchse bedeutend absticht. Das Haarbüschel des Mädchens wird zusammengeflochten und mit einer Mischung von Fett und einer rothen Erdart reichlich eingerieben.

Die Kaffern sind grosse Liebhaber von Schmuckgegenständen. Dieselben bestehen meistens aus Ringen, Armspangen und Halsketten, wovon erstere aus Metall, die letzteren dagegen aus aneinander gereihten Muscheln bestehen. Manche Person ist mit dergleichen Zierathen förmlich überladen. Dazu kommen noch verschiedenartige Amulete von Holz- und Hornstück-

chen, Wurzeln, Zähnen und anderen Dingen, ohne welche man selten einem Individuum begegnet. Ein sehr beliebter Schmuck sind die Haare des Ochsenschwanzes, welche in der Regel am Knie befestigt werden und über das Schienbein herabhängen. Das Haar wird mit Federn verschiedener Vögel aufgeputzt, unter denen namentlich die Strauss- und Pfauenfedern hoch geschätzt werden. Bei einigen Stämmen besteht auch die Sitte, die oberen Körpertheile mit Einschnitten zu versehen und diese mit Asche einzureiben, wodurch das ganze Aussehen etwas Wildes und Unheimliches bekommt. Die Ohren werden gewöhnlich in den jungen Jahren durchbohrt und Holzstückchen durchgezogen. In späterer Zeit, nachdem die Öffnungen sich hinlänglich erweitert haben, steckt man Elfenbeinstücke und andere Zierathen hinein; die Männer aber lieben es, ihre Schnupftabakdosen — ausgehöhlte Rohrstücke — hier aufzubewahren.

Die Füsse bleiben unbedeckt; nur die Männer pflegen bei längeren Reisen Sandalen anzulegen, welche aus dickem Leder bestehen und mittelst Riemen am Fusse befestigt werden.

Die Wohnungen der Kaffern bestehen aus einem Complex von mehreren Hütten *(in-hlu)* mit einer Umzäunung *(isi-baya)*. Dieselben sind halbkugelförmig aus Flechtwerk aufgerichtet mit zwei bis vier Stützen in der Mitte und mit Gras bedeckt, so dass sie grossen Bienenkörben nicht unähnlich sehen. Ihre Höhe ist gemeiniglich in der Mitte sechs Fuss, ihr Durchmesser zwölf bis fünfzehn Fuss. Unten befindet sich ein Eingang von etwa zwei Fuss Höhe und einem und einen halben Fuss Breite, der zugleich als Fenster dient.

Diese Hütten, welche als Wohnung des Mannes, seiner Frauen und Angehörigen dienen, sind im Kreise aufgebaut. Um dieselben, im Abstande von vier bis fünf Fuss läuft die Umzäunung, innerhalb welcher die Kühe und übrigen Hausthiere untergebracht werden.

Der Estrich der Hütte besteht aus festgestampftem Lehm, wozu man gewöhnlich die Ameisenhügel verwendet. Derselbe wird mit Kuhdünger reichlich bestrichen und dieser eigenthümliche Überzug in gewissen Zeiträumen wieder erneuert. Beim Mittelpfosten gegen den Eingang zu befindet sich der Feuerplatz, ein in die Erde gegrabenes Loch, um welches ein Rand aus Lehm herumläuft. Um den Rand der Hütte herum werden die verschiedenen Utensilien aufgestellt, wie Töpfe, Kalebassen, Steine zum Mahlen des Kornes, Schlafmatten, Feuerholz u. a.

Bei der Anlage seiner Wohnung sieht der Kaffer vor Allem darauf, dass das Regenwasser gehörigen Abfluss habe. Er wählt daher gerne einen sanften Hügel dazu aus, um da sein Getreide sicher in Erdlöchern aufbewahren zu können. Doch muss der Ort frei von Stürmen sein und in seiner Nähe fruchtbarer Boden zum Anbau einiger Cerealien und zur Viehweide so wie hinreichendes Wasser sich befinden.

Die zur Aufbewahrung des Getreides bestimmten Erdlöcher befinden sich in der Mitte der Umzäumung. Sie haben einen etwa einen Fuss breiten und zwei Fuss langen Eingang, so dass ein Mann durchschlüpfen kann und einen nach allen Richtungen gleich weit ausgehöhlten, mit Kuhmist bestrichenen Bauch, derart, dass sie dem Innern einer Flasche gleichen. Das für den Vorrath bestimmte Korn wird hineingelegt und mit Steinen, Erde und Kuhmist zugedeckt. Dasjenige Korn, welches zum täglichen Gebrauche dient, wird in grossen eiförmigen Körben oder in kleinen taubenhausähnlichen Hütten aufbewahrt.

Zum Bau des Hauses muss nach den einheimischen Gesetzen die Erlaubniss vom Häuptling eingeholt werden.

Der vorzüglichste Reichthum der Kaffern sind ihre Rinderheerden, ihre liebste Beschäftigung die Milchwirthschaft. Diese wird ausschliesslich von den Männern geübt, während die

Bebauung des Landes dem Weibe zufällt. Auf die Vermehrung seiner Viehheerden denkt der Kaffer bei Tag und bei Nacht; alles übrige Besitzthum wird in Kühe umgesetzt, mit Kühen wird alles Kostbare, ja selbst auch das Weib gekauft.

Die hauptsächlichste Nahrung des Kaffern besteht aus der geronnenen Milch *(ama-si)*. Man füllt zu diesem Behufe die süsse Milch in eine grosse Kalebasse, wo sie mit saurer Milch versetzt und stehen gelassen wird. Nach einiger Zeit schöpft man die Molken ab, welche den Kindern zur Nahrung dienen, und setzt die übrig gebliebene dicke, säuerliche Substanz entweder allein oder mit Maisgrütze vermischt, als Speise vor.

Von den Feldfrüchten werden besonders das Kafferkorn *(Sorghum saccharatum)* und der Mais angebaut; man wählt dazu gewöhnlich einen in der Nähe der Hütte gelegenen fruchtbaren Platz. Zuerst wird alles Gras und Strauchwerk verbrannt, dann der Samen ausgesäet und durch Umgraben der Erde mit einem Pflocke in dieselbe versenkt. Ausser diesen beiden Feldfrüchten sind Kürbisse, Rüben und Knollengewächse eine beliebte Nahrung. Fleisch wird selten, fast nur bei festlichen Gelegenheiten gegessen.

Die Speisen werden in Töpfen aus gebranntem Lehm gekocht, welche auf einer Unterlage von drei Steinen ruhen. Ein zweiter umgestürzter und mit dem Rande eng angelegter Topf dient als Deckel. Die Fugen werden mit Kuhmist verstrichen.

Das Mahl wird auf eine am Boden ausgebreitete Matte gelegt und hockend eingenommen. Dabei fehlt niemals ein riesiges Trinkgefäss voll Bier aus Kafferkorn, wozu man entweder einen irdenen Topf oder einen dicht geflochtenen ausgepichten Korb verwendet.

Der Kaffer hält in der Regel täglich eine einzige Mahlzeit und zwar gegen Abend, etwa eine Stunde vor dem Schlafengehen. Während des Tages wird ausser Milch selten etwas genossen.

Bemerkenswerth ist die Scheu des Kaffern vor dem Genusse einzelner Thiere. So wird das Fleisch des zahmen Schweines nicht gegessen, während man jenes des wilden Schweines gerne geniesst. Auch die von Hühnern gelegten Eier gehören zu dieser Gattung Speisen, während sie von den Völkern des Innern geschätzt werden. Eben so wird vom Elephantenfleisch nichts genossen, indem das Thier nach der Ansicht der Kaffern wegen seiner Klugheit dem Menschen zu nahe steht. Bekanntlich stehen die Stämme des Innern nicht an, von dem Fleische des Elephanten sich zu nähren.

Während dem Weibe die Besorgung des Feldes und die Bereitung der Speisen zufallen, gehört ausser der Milchwirthschaft die Verfertigung der Kleider und Geräthe zu den Obliegenheiten des Mannes. Die Kleider werden in der Regel aus Fellen gemacht, die Töpfe aus Thon die Körbe aus Baumzweigen, die Schneidegeräthe und Waffen aus Eisen. Das letztere wird von den Kaffern selbst gegraben und geschmolzen. Obwohl den Schmieden *(um-kandi*, plur. *aba-kandi)* nur sehr unvollkommene Werkzeuge zu Gebote stehen, sind die von ihnen gefertigten Geräthe und Waffen sehr dauerhaft und zweckmässig gearbeitet.

Unter den Waffen stehen obenan die Lanze, der Wurfspiess und die Hacke; unter den Feldgeräthen der zehn bis zwölf Pfund schwere Spiess zum Umgraben und Zertrümmern der Erdklösse.

Zu jenen Luxusgeräthen, welche bei keinem Kaffer fehlen, gehören die Schnupftabakdose und die Pfeife. Die erstere besteht entweder in einem Ochsenhorn oder einem kleinen Kürbis, meistens aber in einem ausgehöhlten Rohrstücke. Das Ochsenhorn wird in der Regel an einer um den Nacken befestigten Schnur, der Kürbis in einem kleinen Säckchen am Gürtel getragen, das Rohr aber allgemein durch die durchbohrten Ohrläppchen gezogen.

Ein steter Begleiter der Dose ist ein kleines Löffelchen aus Elfenbein, mit welchem der Kaffer den Schnupftabak in die Nase einführt. Dieses wird entweder gleich der Dose im Ohrläppchen untergebracht oder unter den Haarring eingesteckt. Gewöhnlich hört der Kaffer mit dem Einführen des Tabaks in die Nase nicht eher auf, als bis den Augen reichliche Thränen entfliessen; dann hat sein Wohlbehagen den höchsten Grad erreicht.

Die Pfeife besteht in einem irdenen kugelförmigen Gefässe, mit einer unten befindlichen Öffnung, in welche ein Rohr eingesetzt wird. Dieses Rohr steht mit einem langen Antilopenhorn in Verbindung, durch welches man den Rauch einzieht. Gewöhnlich rauchen an einer solchen Pfeife mehrere Individuen. Das Gefäss wird mit den Tabakblättern und einem Beisatz von dem betäubenden Samen des wilden Hanfes *(i-sangu)* gefüllt, angezündet und in der Runde so lange herumgereicht bis es vollständig ausgeraucht ist.

Bei Bereitung des Schnupftabaks werden die Blätter getrocknet, zerrieben und schliesslich — um denselben mehr Schärfe zu verleihen, mit der Asche der Aloëblätter versetzt.

Leben, Sitten, religiöse Anschauungen.

Im ehelichen Leben der Kaffern herrscht die Polygamie. Der Mann nimmt sich in der Regel so viele Frauen, als er zu kaufen und zu ernähren im Stande ist. Die Verheirathung des Mannes ist jedoch, gleich dem Baue eines Hauses in jenen Districten, wo mächtige Häuptlinge herrschen, nicht allein von seinem eigenen Willen abhängig, sondern weit mehr von der Erlaubniss des Häuptlings. Dies hat seinen Grund in der militärischen Disciplin, nach welcher der Stamm organisirt ist, wornach alle jungen Männer zum Waffendienste verpflichtet sind. Erst nachdem sie durch eine Reihe von Jahren ihrer Pflicht Genüge gethan haben und ihr ermüdeter Körper nach Ruhe sich sehnt, wird ihnen vom Häuptlinge gestattet sich einen festen Wohnsitz zu gründen und ein Weib zu nehmen.

Bei Schliessung der Ehe wird das Mädchen um seine Neigung und seinen Willen gar nicht gefragt, sondern man wendet sich einfach an ihren Vater, welcher für sie den Preis, der stets in Kühen gezahlt wird, bestimmt. In dieser Sitte, wornach das Mädchen gleich einer Ware taxirt und bezahlt wird,[1] sieht dieses gar nichts Entwürdigendes, sondern rühmt sich im Gegentheile des für sie bezahlten Preises. Ja sie würde, wenn man sie ohne einen Preis hingeben sollte, die Ehe für gar nicht geschlossen erachten, wie auch umgekehrt der Mann ein Mädchen ohne Zahlung des Preises nimmermehr zur Frau annehmen möchte.

Da bei der Bewerbung nicht Jugend, Schönheit oder andere Eigenschaften entscheiden, sondern nur der grössere oder geringere Reichthum an Kühen, so ereignet es sich mehr als einmal, dass ein älterer, bereits selbstständiger Mann Gehör findet, während der jüngere, noch von seinem Vater abhängige mit seiner Bewerbung durchfällt. Denn da das Weib als rüstige

[1] Zur Illustration der Ehe mag folgende Schilderung aus Kay's Travels and Researches in Caffraria. New York 1834, pag. 166 dienen. „The head man of the Umzi, who appeared to be near seventy years of age, was about adding another wife to the number he alredy possessed. Having made his proposals to the parents, and offered a price for their daughter, she was forthwith escorted to his place of residence by a number of friends and female relatives, decked and ornamented with beads etc. according to custom, as a „bride adorned for her husband." On their arrival, however, the old man looked upon her with the greatest coolness and indifference, and in a grumbling tone of voice began to reckon up the number of excellent cattle he should be obliged to give if he retained her. After much hesitation and very grave deliberation upon the question, whether the woman was really worth so many oxen, he ordered a hut to be prepared for their reception."

Arbeiterin und Gebärerin der Kinder nur das Einkommen des Mannes vermehrt und seinen Staat vergrössert, dieses aber nur mit Kühen erkauft werden kann, so sucht jeder Familienvater, welcher Töchter besitzt, so viele Kühe als möglich aus den Verheirathungen derselben herauszuschlagen, um sich dann selbst wieder eine neue Frau kaufen zu können.

In gewissen Fällen, wenn z. B. mehrere Bewerber sich einfinden, welche gleiche Anerbietungen machen, oder wenn der Vater seiner Tochter eine Stimme in Betreff der Wahl zuerkennt, greift der Liebhaber zu Zaubermitteln, um sich die Neigung seiner Erkorenen zu sichern. Diese bestehen in gepulverten Kräutern, Wurzeln und ähnlichen Dingen, auf welche nur die Phantasie des Verliebten zu fallen vermag. Sie werden dann von einem guten Freunde in Empfang genommen und der Geliebten in die Kleider gestreut oder irgendwie beigebracht.

Ist man beiderseits übereingekommen, so werden die Anstalten zum Hochzeitsfeste allsogleich getroffen. Die Braut wird von ihren Verwandten abgeholt und in das Haus des Bräutigams geführt. Dabei legen alle Theilnehmer des Festes ihren Schmuck an und zieren sich mit Federn und Ochsenschwänzen.

Im Hause des Bräutigams angekommen, vertheilt die Braut verschiedene Schmuckgegenstände unter die Anwesenden und ihr Vater schlachtet zwei Rinder, das eine für die Seelen der abgeschiedenen Vorfahren, um deren Beistand und Segen auf das Haus seiner Tochter herab zu rufen, das andere für den Bräutigam, um ihm einen Ersatz für die als Preis seiner jungen Frau ausgegebenen Rinder zu bieten.

Darauf beginnen die Braut und ihre Gespielinnen einen Tanz aufzuführen, während die Mutter und deren Mitfrauen in dem Lobe der jungen Neuvermählten sich ergehen und deren Reize und Geschicklichkeiten anpreisen. Dann wird ein Rind von Seite des Bräutigams geschlachtet und ein solenner Schmaus veranstaltet. Zum Schlusse macht der Bräutigam seiner Schwiegermutter ein Thier zum Geschenke, welches ebenfalls geschlachtet und von den Hochzeitsgästen verspeist wird.

In Betreff der Keuschheit, namentlich der Frauen, lauten die Urtheile der Reisenden und Missionäre verschieden. Während die einen sie als Muster in dieser Richtung darstellen, können die andern sich nicht genug über die Liederlichkeit und Ausgelassenheit derselben beklagen. Offenbar wäre es unbillig, an Naturmenschen, deren Kleidung kaum die Schamtheile bedeckt und deren Culturentwicklung auf einer so niedrigen Stufe steht, jenen Maassstab anzulegen, mit dem wir uns zu messen gewohnt sind. Trotzdem stossen wir auf Züge, welche zeigen, dass das edlere Schamgefühl ihnen fast ganz fremd ist. So berichtet Kay Travels and Researches in Caffraria p. 141: „If a young woman should be asked if she is married, not content with giving the simple negative, she usually throws open her cloak, which generally constitutes her almost only covering.“ Auch die milde Behandlung der Ehebrecher ist bemerkenswerth. Gewöhnlich wird der Ehebruch mit einigen Kühen gesühnt und es geschieht oft, dass der beleidigte Ehemann über den ihm gewordenen materiellen Gewinn sich freut und mit dem Manne, welcher sein Bett geschändet, später ganz freundschaftlich verkehrt.

Innerhalb der Familie ist der Hausvater das Oberhaupt, welchem die Frauen und Kinder unbedingt gehorchen. In weiterer Folge stehen die Oberhäupter der Familien unter dem Districtsoberhaupte (*in-duna*), die Districtsoberhäupter unter dem Häuptling des Stammes (*inkosi*). Dadurch steht jedes Mitglied eines Stammes vom Districtsoberhaupt abwärts in einer gewissen Bevormundung und darf nur mit Erlaubniss seines Vorgesetzten etwas Wichtiges unternehmen. Umgekehrt muss jedes Mitglied für ein zweites in jeder Beziehung solidarisch einstehen und ist für dasselbe veranwortlich. Dadurch soll das Gefühl der Zusammengehörigkeit

rege erhalten und die Ansicht, der Stamm sei nichts anderes als eine grosse Familie mit dem Häuptling an der Spitze, practisch durchgeführt werden.

Von dieser Ansicht ist auch das Erbrecht der Kaffern durchdrungen. Stirbt nämlich ein Mann, so ist der älteste Sohn sein natürlicher Erbe, dem sich alle Mitglieder der Familie unterordnen müssen; ist kein Sohn da, so erbt der Vater desselben; ist der Vater gestorben so erbt der Bruder; ist kein Bruder vorhanden, so geht die Erbschaft an einen Verwandten und in dessen Abwesenheit zuletzt an den Häuptling über.

Der Häuptling ist innerhalb seines Stammes unumschränkter Herr, dessen Wort gleich dem Gesetze geachtet wird. Jedoch muss er mit den bestehenden Satzungen und Gewohnheiten so wie mit den Anschauungen seiner Unterhäuptlinge und des ganzen Volkes in Übereinstimmung sich befinden, widrigenfalls es geschehen könnte, dass ihm der Gehorsam verweigert wird. Er geniesst daher bei seinem Stamme dasselbe Ansehen, welches dem Hausvater innerhalb seiner Familie gezollt wird. Dafür hat er aber gegenüber demselben gleiche Verpflichtungen. Er muss über die Sicherheit seines Stammes wachen und für das Gedeihen desselben Sorge tragen. Ihm liegt es ob in schwierigen Fällen zu entscheiden [1] und die gewonnene Beute unter die Krieger zu vertheilen. Im äusseren Auftreten unterscheidet sich der Häuptling von den übrigen Stammgenossen durch nichts; er bewohnt dieselbe ärmliche Wohnung, trägt dieselben Kleider und verrichtet dieselben Geschäfte wie jeder Mann aus dem Volke.

Bei begangenen Verbrechen ist in der Regel die ganze Familie für die Unthat irgend eines ihrer Mitglieder verantwortlich. Auf die meisten derselben ist eine Sühne gesetzt, welche in einer Anzahl von Kühen besteht, in den seltensten Fällen — nur dann wenn der Missethäter bei der That ertappt wird — verhängt man über ihn die Todesstrafe. Dies gilt unter den freien Stämmen besonders vom Diebstahl, welcher in den Tagen des wilden Eroberers Tschaka regelmässig mit dem Tode bestraft wurde.

Diesen strengen Gesetzen entspringt vor allem andern die Ehrlichkeit der Kafferstämme. Alle Missionäre, welche sich unter ihnen niedergelassen haben, versichern, dass ihnen selten etwas von den Eingeborenen gestohlen wurde, während bekanntlich die unter den Negern und Südsee-Insulanern stationirten Sendboten über den diebischen Hang derselben sich nicht genug beklagen können. — Diese Ehrlichkeit, welche auch jetzt noch gegen die Stammgenossen geübt wird, erleidet dort, wo Colonien fremder Ansiedler sich finden, bedeutende Ausnahmen. Oft nämlich lässt ein junger Mann, der kein Vermögen besitzt und gerne heirathen möchte, sich hinreissen den Hof des Colonisten zu beschleichen und ihm eine Anzahl von Kühen zu entführen. In der That sind auch die Kaffern in diesen Gegenden als äusserst geschickte Rinderdiebe berüchtigt.

Der Wunsch nach Rinderbesitz erfüllt ganz den Sinn des Kaffern und bei Tag und bei Nacht sinnt er auf Mittel seinen Viehstand zu vermehren. Ihm opfert er alle andern Lebensbedürfnisse

[1] Die Art und Weise, wie Processe geschlichtet werden, illustrirt folgender Vorfall bei Kay Travels and Researches in Caffraria p. 139: „A calf in its way to the world, or, in other words, when but half-delivered, was killed by a dog. The case was brought befor the king, and a defence set up on the ground that the animal destroyed never belonged to the plaintiff, and could no more be considered as a part of his herd than a calf to be born twelve years hence. Neither the judge nor any of his elders could recollect a case in point; and hesitating to establish a precedent even in so simple an affair, he despatched messengers to all the other chiefs for advice upon the subject. Each of them called together the old men of their respective tribes, and demanded their opinion; and all sent back a reply stating that a similar case had never, to their knowledge, been discussed before. The king then ordered the matter to lie over until his doubts should be removed; and with this resolution both parties are perfectly satisfied."

und kaum wird er, in den Besitz von Geld gelangt, sich herbeilassen irgend ein Kleidungsstück oder Geräthe anzuschaffen, wenn er es noch so nothwendig brauchen sollte. Aller Erwerb wird zusammengescharrt und in Kühe umgesetzt. Diese Boomanie macht aus dem sonst gastfreundlichen Kaffer einen argen Knauser, der Jedermann von Armuth und Mangel vorjammert, damit er ja nicht um irgend etwas angesprochen werde.

Im Umgange ist der Kaffer leutselig, gesprächig und voll von Schmeicheleien. Dabei aber versteht er es ein gewisses Selbstbewusstsein zu behaupten und ist, wenn dieses verletzt worden, allsogleich zum Streite bereit. — Dieser Streit artet gewöhnlich in grobe Thätlichkeiten aus, so dass beide Theile schliesslich mit blutigen Köpfen heimziehen. Aber die ganze Angelegenheit hat damit auch ihr Ende erreicht, nie wird dem Feinde der unliebsame Handel nachgetragen oder derselbe auch nur durch eine finstere Miene daran mehr erinnert.

Die Sorglosigkeit des Kaffern, in welcher er um den morgigen Tag sich gar nicht kümmert, entspringt einem gewissen Selbstbewusstsein, einem Adel der Seele, welcher es für eines Mannes unwürdig hält, sich mit täglichen Dingen viel abzugeben. Seine liebste Beschäftigung nach der Besorgung der Rindwirthschaft ist es mit mehreren Freunden zusammen zu kommen und bei einem Schnupf- und Rauchgelage in ungezwungener Fröhlichkeit zu schwätzen. Diese Unterhaltungen sind nicht immer so leichter Natur als man glauben möchte, sondern drehen sich meistens um die Kühe, die Stammangelegenheiten, ja selbst um Gegenstände der äusseren Politik.

Der Kaffer ist überhaupt im täglichen Leben keine leichtgläubige Natur. Er hat viel Beobachtungsgabe und weiss allem, was mit seinem Aberglauben nicht verbunden ist und mit der täglichen Erfahrung nicht übereinstimmt, gewichtige Zweifel entgegenzustellen. — Nicht mit Unrecht haben die unter den Kaffern stationirten Missionäre über die Kreuz- und Querfragen ihrer Schüler sich verwundert und es ist hinlänglich bekannt, dass an den Zweifeln Colonso's in Betreff der fünf Bücher Mosis sein eingeborener Gehilfe einen nicht unwesentlichen Antheil gehabt hat.

Die Gastfreundschaft des Kaffern gegen seine Stammgenossen ist eine Folge der socialen Einrichtungen und der Beschaffenheit des Landes. Sie wird thatsächlich in der umfassendsten Weise geübt und Niemand, der sich auf eine Reise begibt, nimmt sich irgend welchen Proviant mit, da er gewiss ist in jedem Hause freie Unterkunft zu finden.

Eine weitere Folge der socialen Einrichtungen ist die Sympathie, welche jeder Kaffer seinem Stammgenossen entgegenträgt. Diese zeigt sich besonders in Unglücksfällen, wie Krankheiten, Brand oder Beraubung. Sobald es bekannt wird, dass irgend Jemandem dergleichen zugestossen, strömen aus Nah und Fern die Freunde herbei, um den Unglücklichen zu trösten und mit ihm zu trauern.

Der Kaffer ist ein unerschrockener und bis zur Todesverachtung tapferer Krieger. Dabei aber artet seine Tapferkeit selten in Barbarei aus wie beim Malayen oder Neger; er weiss im tapferen Feinde auch den Menschen zu achten. Der Feind wird nie überfallen und mit Hinterlist bekriegt, sondern der Krieg wird stets angekündigt. Dieser gilt auch nicht so sehr dem Leben des Feindes als seinen Besitzthümern; daher wird der wehrlos gefangene Feind nach geschlossenem Frieden freigelassen.

Im Gegensatz zu dieser Unerschrockenheit steht die Scheu des Kaffern vor dem Wasser. Er versteht das Schwimmen in der Regel gar nicht und ist mit der Schifffahrt vollkommen unbekannt. Daher weiss er auch aus den Producten des Wassers keinen Nutzen zu ziehen, obwohl in vielen Gegenden der Fischfang zum Wohlstand der Bevölkerung nicht unwesentlich beitragen könnte. Dieser Umstand hat seinen Grund einerseits in dem Mangel grösserer ruhiger

Flüsse, andererseits in der grossen Vorliebe für Viehzucht, welche mit dem Fischfange sich nicht gut vereinigen lässt.

Was den religiösen Glauben der Kaffern betrifft, so ruht er auf sehr unsicheren Grundlagen. Es ist sehr zweifelhaft, ob ihnen die Idee eines ewigen, freien und allmächtigen Wesens überhaupt bekannt ist; in der Sprache wenigstens lässt sich keine Spur eines solchen entdecken. Dagegen werden wie bei den Malayen die Seelen der Abgeschiedenen (*ama-hlozi*, sing. *i-hlozi*) verehrt und wird ihnen eine grosse Macht über die Angelegenheiten ihrer lebenden Stammgenossen zugeschrieben. Es werden daher ihnen zu Ehren oft Thiere geschlachtet und dabei besonders die Galle als wirksam angesehen. Man bespritzt mit ihr die Anwesenden und lässt sie von derselben etwas trinken. Die Gallenblase gilt als ein sehr wirksames Amulet, sie wird daher oft am Kopfe oder am Arme getragen.

Gegen die Anfechtungen der bösen Geister bedient man sich verschiedener Amulete, welche aus Wurzeln, Holz- und Beinstückchen, so wie Hörnern, Klauen, Haaren und anderen Dingen bestehen. Je wirksamer die Pflanze, je wilder das Thier, denen das Amulet entnommen ist, für desto kräftiger wird dasselbe gehalten. Man begegnet oft Individuen, welche mit solchen Amuleten förmlich behängt sind. Der Glaube an ihre Kraft und Wirksamkeit ist so tief eingewurzelt, dass der Kaffer, wenn er auch zum Missionär Vertrauen gefasst hat und rationelle Mittel gegen Krankheiten von ihm annimmt, sich nicht enthalten kann, nebenbei sein Amulet zu tragen und etwas davon mit der Medicin einzunehmen.

Die Priester, welche auch — wie anderwärts — Wunderdoctoren sind, heissen *izi-nyanga* (sing. *i-nyanga*). Der Ausdruck bedeutet, gleich dem polynesischen *tohunga*, ursprünglich einen Meister, der irgend ein Handwerk versteht, z. B. einen Korbflechter, Schmied, Gärber u. a. Speciell bezeichnet man damit zunächst einen Wunderdoctor, sowohl für's Vieh als für Menschen, und dann einen Zauberer, der es versteht mit den übernatürlichen Wesen zu verkehren.

Neben den Zauberpriestern kommen im Norden und im Innern des Continents, wo der Regen sparsamer fällt, die Regenmacher vor und stehen dort in dem grössten Ansehen. In der Regel wiederfährt auch den Missionären die Ehre für solche Regenmacher gehalten zu werden.

Wenn Jemand krank ist, so schickt er nach dem Wunderdoctor, welcher nach weitläufigen Ceremonien zur Cur schreitet. Diese besteht theils im Auflegen sinnloser Amulete und im Sprechen von Zaubersprüchen, theils auch im Darreichen von Arzeneimitteln.

Ist Jemand gestorben, so beginnen seine Freunde und Angehörigen zu klagen und mit ringenden Händen herumzulaufen. Dabei schlagen sie sich die Brust und das Haupt. Noch an demselben Tage wird der Todte bestattet. Man gräbt zu diesem Behufe innerhalb der Umzäunung oder in der Nähe derselben ein Grab und legt den Leichnam in sitzender Stellung, umgeben von seinen schönsten Kleidungsstücken und Waffen hinein. Darauf wird das Grab mit Steinen zugedeckt und in der Regel eine Dornhecke an demselben gepflanzt, um es vor der Entweihung durch wilde Thiere zu schützen. Oft wird das Grab noch obendrein mit Hörnern verziert. Bei den Stämmen im Innern werden die Leichen ärmerer Leute ausgesetzt, um von den Hyänen aufgefressen zu werden.

Bei einigen Stämmen ist es Sitte, den Kranken, sobald man seinen Tod befürchtet, aus der Umzäumung an einen abgelegenen Ort zu schaffen, damit das Haus und die Inwohner desselben durch einen Todten nicht verunreinigt würden. Dort wird er so lange gelassen, bis er gestorben ist oder irgend welche Hoffnung auf Besserung eintritt. Im letzteren Falle schleppt man ihn wieder in die Hütte zurück, wo er mit Mundvorrath versehen und dann grösstentheils sich selbst überlassen wird.

Nach dem Tode wird der Mensch nach der gewöhnlichen Ansicht zu einem Geiste *(i-hlozi)*. Er wohnt in der Unterwelt und kommt da mit seinen Vorfahren und Freunden zusammen. Er findet dort dieselben Dinge wie hier auf der Oberwelt, Häuser, Kühe, Schafe und andere Thiere, aber alle sind viel kleiner. Auch der Mensch wird dort zu einer Art Zwerg umgewandelt.

Nach einer anderen Ansicht verwandelt sich der Mensch, nachdem er gestorben ist, in ein Thier, am liebsten in eine Schlange. Nur tapfere Häuptlinge werden in Löwen und Elephanten verwandelt. — Wenn daher eines dieser Thiere einem Hofe naht, ohne Jemandem etwas zu Leide zu thun, so wird es von den Bewohnern mit einer gewissen Pietät betrachtet und man sagt dann, der dahingegangene Freund sei gekommen um die Seinigen zu besuchen.

Eine gleiche Unsicherheit wie über das künftige Leben des Menschen herrscht über den Ursprung desselben. Nach einer Tradition war es Un-kulunkulu „der Grosse", welcher die Menschen schuf, nach einer anderen dagegen Um-veliqangi „der Schöpfer", nach einer dritten waren Un-kulunkulu der Mann und Um-veliqangi das Weib, welchen das menschliche Geschlecht entsprossen ist. — Sie irrten nach ihrer Entstehung aus einem Rohre lange Zeit umher, bis sie in einen Garten kamen, wo mannigfache Früchte wuchsen. Dort assen sie und zeugten Kinder, welche sich nach und nach vermehrten.

Sprache.

Die Kaffer-Idiome bilden einen Zweig jenes Sprachstammes, welcher mit Ausschluss der Hottentoten-Dialecte sich über ganz Süd-Afrika vom Cap der guten Hoffnung bis zum fünften oder sechsten Grade n. B. verbreitet und welchen man mit dem Ausdruck Bantu-Sprachen bezeichnet. — Alle diese Sprachen hängen mit einander aufs innigste zusammen, etwa so wie die indogermanischen oder semitischen Idiome unter einander und sind als Abkömmlinge einer nun nicht mehr existirenden, in ihnen aufgegangenen Ursprache zu betrachten. Sie hängen als solche mit keinem Sprachstamme weder Afrika's noch Asien's zusammen, obgleich sich gewisse Anklänge an die hamitischen und semitischen Sprachen nicht verkennen lassen.

Das Laut-Inventar dieser Sprachen ist reichhaltig. Es umfasst an Vocalen fünf, nämlich *a, i, u, e, o*, an Consonanten siebenundzwanzig, nämlich *k, g, ch, h, ng, tsch, dsch, sch, y, l, ny, t, d, s, ts, z, r, rr, n, p, b, f, v, m, py, by, my*. Sämmtliche Consonanten kommen in keiner einzelnen Sprache vor, dagegen finden sich in den Kafferdialecten noch drei eigenthümliche Laute, welche Schnalzen gleichen und die man daher gewöhnlich Schnalzlaute (*clicks*) nennt. Sie sind dem Hottentotischen entnommen, welcher Umstand mit noch mehreren ein deutlicher Beweis ist, dass die Kaffern die ersten Einwanderer aus der alten, im Nordosten Afrika's gelegenen Heimath darstellen.

Die Formen sind im Allgemeinen wohlklingend gebaut. Sie lauten durchgehends vocalisch aus; Consonantenhäufungen, welche eine Sprache rauh und unmelodisch machen, finden sich in den Kaffer-Idiomen nicht.

Die Elemente der Sprache zerfallen in zwei Kategorien, nämlich erstens in solche, welche sinnfällige Anschauungen oder concrete Vorstellungen bezeichnen und zweitens in jene, welche allgemeine Verhältnisse ausdrücken. Durch Verbindung der letzteren mit den ersten werden die Worte gebildet.

Das Princip wornach dieses stattfindet ist das der Präfixbildung. Es folgt daher nicht wie in unseren Sprachen die Beugung dem Worte nach (z. B. Mensch, Mensch-en, Kind, Kind-er, kann, kann-st u. s. w.), sondern geht demselben voran, z. B.: *in-kómo* Kuh, *izin-komo* Kühe,

um-fana Knabe, *aba-fana* Knaben, *ili-zwi* Wort, *ama-zwi* Worte. Daher stimmt auch das Beiwort mit dem Hauptworte nicht wie bei uns in der Endung (z. B. *bon-us serv-us, bon-a ancill-a, bon-um vin-um*), sondern in der anlautenden Silbe überein, z. B.: *um-fana om-kulu* ein grosser Knabe (statt *um-fana a-um-kulu* der Knabe, welcher ein grosser), *ili-zwi eli-kulu* ein grosses Wort (statt *ili-zwi a-ili-kulu*), *ili-zwi l-ami* mein Wort, *izin-komo z-ami* meine Kühe, *izin-komo z-aba-fana* die Kühe der Knaben u. s. w.

Das Zeitwort ist merkwürdig wegen seiner zahlreichen Formen, welche die verschiedenen Modificationen der Handlung nicht nur mit Bezug auf das Subject, sondern auch mit Bezug auf das Object ausdrücken. So bildet man von *bona* sehen, das Causativum *bonisa* zu sehen verursachen, zeigen, das Reciprocum *bonana* einander sehen, das Passivum *bonwa* gesehen werden. Durch Vereinigung der Elemente dieser Formen entstehen eine Menge zusammengesetzter Bildungen, wie *bonisisa* deutlich zeigen, *bonisana* sich gegenseitig verursachen zu sehen, sich gegenseitig zeigen, *boniswa* verursachen gesehen zu werden, *bonisiswa* verursachen deutlich gesehen zu werden.

Die Modificationen erstrecken sich auch auf die vom Zeitwort ausgehenden Substantivbildungen. So heisst *um-boni* Einer, der sieht, *um-bonisi* dagegen ein Aufseher, *isi-bono* etwas, was sich dem Gesichte darbietet, *isi-boniso* dagegen eine Vision; *bonakala* bedeutet erscheinen, *isi-bonakalo* Erscheinung, *isi-bonakaliso* eine Offenbarung.

Der Kaffer weiss gleich dem Malayen die Sprache mit grosser Geschicklichkeit zu handhaben. Seine Rede zeugt von natürlichem Mutterwitz und Nachdenken. In den Versammlungen der Kaffern werden kräftige Reden gehalten, die oft stundenlang dauern. Dabei wird der Redner nie von einem anderen unterbrochen, sondern alles hört ihm aufmerksam zu. War es eine Streitfrage, so wird seine Rede vom Gegner mit einer eben so langen und nachdrücklichen Entgegnung beantwortet und alle Punkte derselben werden in gleicher Ordnung einer scharfen Discussion unterzogen.

Die Erzeugnisse des dichtenden Volksgeistes sind bei den Kaffern nicht bedeutend. Ihre Lieder, mit denen sie sich die Zeit verkürzen sind von sehr geringem Umfange und bestehen in der Regel aus einem einzigen, in mehreren Variationen vorgetragenen Gedanken. Dagegen athmen manche zu Ehren ihrer verstorbenen Häuptlinge verfassten Gesänge einen tiefen poetischen Geist und zeugen von Sinn für dichterische Formen. — Neben Gesängen finden sich auch Fabeln, die aber höchst wahrscheinlich hottentotischem Einflusse entsprungen sind Räthsel, Mährchen u. a.

VI. Hottentoten.

Die Hottentoten, welche sich selbst im Nama-Dialekt khoikhoin „Menschen“ (Plural von khoikhoip) nennen, bewohnen gegenwärtig den westlichen Theil der Südspitze Afrika's bis etwa zum 21° s. B. Ehemals waren sie über das ganze südöstliche Afrika verbreitet, wie sich einerseits aus den im Innern dieses Continents erhaltenen Spuren, anderseits aus der Verbreitung derselben und ihrem Einflusse auf die Kaffervölker darthun lässt.

Die Wanderung der Hottentoten, welche durch das Drängen der Kaffervölker aus ihren Sitzen vertrieben wurden, ging von Norden nach Süden vor sich, bis sie an der Südspitze Afrika's einen Halt fand und dann längs der Westküste von Süden nach Norden sich wenden musste. Dass die Hottentoten im Westen und Süden nicht lange Zeit hindurch heimisch sind, dies beweisen sowohl ihre Traditionen[1] als der geringe Einfluss, den sie auf die dort wohnenden Kaffervölker (die Damara's und Be-tschuana's) geübt haben. Der letztere ist dagegen an der Ostküste sehr bedeutend; nicht nur einzelne Sitten und Einrichtungen[2], sondern auch Worte und Laute sind von den Hottentoten auf die dort wohnenden Kafferstämme übergegangen.

Gegenwärtig sind die Hottentoten sowohl eine Rassen- als Völkerruine. Dass sie von den Negern durch physische und geistige Eigenthümlichkeiten scharf geschieden sind und eben so an eine Verwandtschaft derselben mit den im Norden wohnenden Völkern kaukasischer Rasse nicht im entferntesten gedacht werden kann, dies haben wir bereits im vierten Capitel ausgesprochen. Es bliebe nur noch die Ansicht übrig, welche in der That auch von einigen Gelehrten gehegt wird: die Hottentoten seien, physisch betrachtet, eine Abzweigung der Kaffervölker, wodurch die von uns postulirte Hottentotenrasse in Nichts zerfiele.

Dass wir diese Ansicht nicht theilen können, dazu werden wir nicht so sehr durch die gänzliche Verschiedenheit des Hottentotischen und der Kaffer-Idiome bewogen, indem dies (wie innerhalb des kaukasischen Typus) keineswegs Zusammengehörigkeit zu einer Rasse ausschlösse, sondern vor Allem durch die Verschiedenheit der physischen Complexion und den Widerwillen, der sich zwischen den Hottentoten und ihren Nachbarn den Kaffern gegen einander kund gibt. Der letztere, gewiss nicht erst heute entstanden, sondern durch Jahrhunderte gegenseitig

[1] An der Westküste nennen sich die südlichen Stämme Gununka (die untersten), während die nördlichen sich mit dem Ausdrucke Aunin (die an der Spitze stehenden) holländisch Topnaar bezeichnen.

[2] In den gegenwärtig von den Kaffern an der Ostküste besetzten Landstrichen tragen manche Flüsse und Berge noch jetzt hottentotische Namen.

genährt, fällt bei Entscheidung von Rassenfragen viel schwerer in die Wagschale, als manche andere Eigenthümlichkeiten, von denen man nicht weiss, wann und wo sie entstanden sind, und wie sie sich fortgepflanzt haben.

Die Hottentoten zerfielen ursprünglich in eine Reihe von Völkern, welche durch Sprache und Sitte von einander geschieden waren und sich eigene Namen beilegten. Jedoch durch die Kriege mit den Kaffern und besonders mit den am Cap angesiedelten europäischen Colonisten holländischer Abstammung (Afrikaner) so wie durch Mischungen mit allen möglichen durch die Europäer dahin gezogenen Völkern sind sie bedeutend herabgekommen, so dass man heut zu Tage nur die beiden Stämme der Namaqua (namakha), oder Namana (Plur. von namap) und Koraqua (korakha) oder Korana (Plur. von korap) als Repräsentanten des Hottentotenvolkes bezeichnen kann. Der Stamm der Griqua (grikha), so wie die in der Capcolonie lebenden Hottentoten haben ihren Typus und ihre Eigenthümlichkeiten ganz verloren; sie sind Mischlinge (Baster's) der Hottentoten und Weissen wie auch der von den letzteren importirten Sclaven aus dem Nordwesten Afrika's und den Inseln des indischen Oceans, und sprechen ein Holländisch, in welchem die verschiedenartigsten fremden Elemente vereinigt sich vorfinden.

Zu den Hottentoten gehören auch die Khuai, welche von den Hottentoten Saan (Plur. von saap), von den Kafferstämmen Aba-tua und von den Holländern Bosjesmans genannt werden. Sie bewohnen die sandigen und gebirgigen Theile des Innern und stehen vermöge ihres Mangels an den nöthigen Subsistenzmitteln auf einer sehr niederen Culturstufe.

Ferner sind zu den Hottentoten zu rechnen die Haukoin oder Berg-Damara's, welche von den Namaqua's Ghou-daman „Dreck-Damara's" (Plur. von ghou-damap) genannt werden. Dieselben haben mit den eigentlichen die Ebenen an der Westküste bewohnenden Damara's, nämlich den Ova-hérero und Ova-mbandscheru nichts gemein; sie sprechen den Nama-Dialekt und unterscheiden sich von denselben durch ihren physischen Typus so wie durch ihre Sitten und Gebräuche.

Nachdem wir die physischen so wie psychischen Merkmale des Hottentoten-Typus bereits im vierten Capitel dargelegt haben, werden wir uns in der vorliegenden Schilderung auf die Beschreibung der Sitten und Eigenthümlichkeiten dieses Volksstammes beschränken.

Kleidung, Wohnung, Nahrung, Geräthe, Waffen.

Die Kleidung der Hottentoten besteht in einem Schurze um die Schamtheile, welcher mittelst eines Gürtels um die Mitte befestigt wird und in einem über den Rücken geworfenen kurzen Mantel aus dem Felle irgend eines Thieres. Meistens nimmt man zu diesem Zwecke Schaffelle, an denen die Wolle stehen gelassen wurde und deren man zwei bis drei mittelst Thiersehnen zusammennäht. In der kälteren Jahreszeit wird die wollige Seite nach Innen gekehrt, während man sie in der wärmeren nach Aussen dreht.

Der übrige Körper bleibt in der Regel nackt und wird zum Schutze gegen den Wechsel der Witterung mit Schaffett reichlich eingerieben. Der Kopf ist beim Manne unbedeckt während das Weib eine Art Mütze daraufsetzt; an den Füssen trägt der Mann, namentlich auf Reisen, plumpe Sandalen von ungegerbtem Leder, indess das Weib bloss umhergeht.

Als Zierrath werden an dem unteren Theil der Waden Ringe von Leder getragen, welche wahrscheinlich Anfangs zum Schutz der Beine gegen die dornigen Gebüsche gedient hatten. An den Armen und um den Hals tragen die Weiber Ringe von Knochen, Elfenbein, Glasperlen, Messing und anderen Stoffen.

Diese Tracht gilt von den in grösserer Entfernung von den europäischen Ansiedlungen wohnenden Hottentotenstämmen. Bei jenen Hottentoten, welche mit Europäern in Berührung kommen, werden von den Männern meistens Hosen von gegerbtem Leder und graue Filzhüte mit grossen Krempen und von den Weibern Röcke ebenfalls von gegerbtem Leder getragen.

Bei einigen Stämmen ist eine Art von Tätowirung im Gebrauche. Allgemein aber bemalen die Weiber ihr Gesicht entweder mit einer rothen Erdart oder Kohlenpulver, welche mit Fett vermischt werden. Als Parfüm wird Bukhu-Pulver hineingestreut, welches aus den Blättern mehrerer Diosma- und Croton-Arten gewonnen wird.

Die Männer bemalen, falls sie dieser Sitte huldigen, in der Regel nur jenen Theil des Gesichtes, welcher sich von der Oberlippe gegen die Nase erstreckt.

Die Hütten der Hottentoten sind halbkugelförmig von etwa 10 bis 12 Fuss im Durchmesser und 4 Fuss Höhe und gleichen grossen Bienenkörben. An der Seite befindet sich ein kleiner Eingang, durch den man hineinkriechen muss und in der Mitte der Feuerplatz.

Die Hütte besteht aus einem Gestell von krummgebogenen Baumästen, welches käfigartig zusammengestellt wird und wieder auseinander genommen werden kann. Dieses Gestell wird entweder mit Fellen und Matten überspannt, oder mit trockenen, auf einander gelegten Büschen zugedeckt. Die Bereitung der Matten ist höchst eigenthümlich. — Man nimmt dazu die innere Rinde einer Mimosen-Art, welche in grosser Menge eingesammelt und getrocknet wird. Will man dann aus derselben die Matten bereiten, so wird sie zuerst in heisses Wasser gelegt und biegsam gemacht. Alle Mitglieder der Familie schicken sich nun an sie zum Flechten herzurichten, welches dadurch geschieht, dass sie dieselbe im Munde kauen und auf den Schenkeln zu Fäden zusammendrehen. Die Fäden werden dann auf dem Boden in parallelen Reihen ausgebreitet und durch Querfäden, welche mittelst zugespitzter Knochen oder Dornen durchgezogen werden, zu einem lockeren Gewebe verbunden. Eine solche Matte erfüllt ihren Zweck auf eine vollkommene Weise. — Während sie vermöge ihres lockeren Gewebes in der heissen Jahreszeit die Luft durchstreichen lässt, schwellen in der Regenzeit ihre einzelnen Fäden an und bilden ein dichtes Gewebe, welches gegen Regen und Sturm hinreichenden Schutz gewährt.

Die Felle, aus welchen man sowohl die Kleidungsstücke als auch die zum Bedecken des Daches erforderlichen Stücke verfertigt, werden auf eine höchst einfache Weise zubereitet. Man rollt in der Regel die frisch abgezogene Haut zusammen und überlässt sie durch mehrere Tage einer gelinden Gährung. Darauf wird das Haar ausgezogen, die Haut hingebreitet und mit den fein gestossenen Blättern einer Feigenart bedeckt. Auf diese Weise werden die noch übrig gebliebenen Haare locker und können ohne Mühe weggekratzt werden. Zum Schlusse wird die Haut mit Schaffett gerieben und weichgeklopft, wodurch sie an Biegsamkeit unserem Tuche nicht nachsteht.

Die einzelnen Hütten stehen, wie bei den Kaffern, im Kreise herum. Auf dem freien Platze in der Mitte wird das Kleinvieh während der Nacht verwahrt, während die Rinder aussen im Kreise herumlagern und von einigen Männern bewacht werden.

Die Nahrung des Hottentoten ist, falls er sich mit Viehzucht abgibt, den Producten seiner Heerden entnommen. Das Fleisch derselben wird äusserst selten gegessen; wenn es geschieht, schlachtet man einen Hammel, nur bei festlichen Gelegenheiten ein oder zwei Rinder. Dagegen ist die Benützung des Rindes als Last- und Reitthier allgemein. Die Thiere werden dazu in frühester Jugend abgerichtet indem man ihnen den Nasenknorpel durchbohrt und einen mit einem Haken versehenen Stock durchzieht. Wenn sie beladen werden, bedeckt man den Rücken mit zwei bis drei Häuten, damit die Last sie nicht drücke und befestigt die letztere mittelst eines festen,

unter den Bauch gezogenen Gurtes. Ein ausgewachsenes Rind ist gewöhnlich im Stande, eine Last von drei Centnern ohne Schwierigkeit zu tragen. Beim Ritte läuft der abgerichtete Ochs im leichten Trabe und indem er das, was ihm an Schnelligkeit abgeht durch Ausdauer ersetzt, kann er es mit jedem mittelmässigen Pferde aufnehmen.

Jene Thiere, welche man nicht zur Zucht verwendet, werden verschnitten. Dies geschieht aber nicht wie bei uns durch das Herausschneiden der Hoden, sondern dadurch, dass man diese zwischen zwei Steinen zerdrückt. Sie schwellen an und wachsen in dieser Grösse fort, wodurch sie, wenn das Thier geschlachtet wird, eine gute und nahrhafte Speise liefern.

Die Kühe der südafrikanischen Rasse liefern spärliche Milch und diese meistens nur während jener Zeit wo sie das Kalb säugen. Um aber auch ausser dieser Zeit Milch zu bekommen, wenden die Hottentoten einen eigenthümlichen Kunstgriff an. Während eine Person die Kuh melkt, werden ihr die Hinterfüsse gebunden, damit sie nicht ausschlage und eine zweite Person bläst ihr in die Scheide, damit der Bauch anschwelle und sie die im Euter vorhandene Milch von sich gebe.

Das südafrikanische Schaf ist durch seinen Fettschwanz ausgezeichnet, der fünf oder sieben, ja manchmal sogar neun Pfund wiegt. Das aus demselben gewonnene Fett ist rein und schmackhaft und hat die Eigenschaft an der freien Luft nicht zu stocken, wodurch es dick geronnenem Öle gleicht.

Neben der Viehzucht verlegt sich der Hottentote, besonders wenn er keine Heerde besitzt, auf die Jagd. In dieser Richtung ist ihm jede Beute willkommen; es gibt wenige Thiere, vor denen er irgend welchen Abscheu an den Tag legte. Nur der Hase wird nicht gegessen, da er nach der Ansicht der Hottentoten ein unvollkommenes Thier ist und in ihren Sagen als Himmelsbote erscheint, der vom erzürnten Gotte gezüchtiget wurde. Auch das Schwein wird nicht gegessen; bei den Bosjesman's gilt seine Bezeichnung für ein schweres, beleidigendes Schimpfwort. Dagegen sind die Heuschrecken im gerösteten Zustande eine bei den Hottentoten sehr beliebte Speise.

Ackerbau wird von den Hottentoten nicht getrieben; es widerstrebt ihrem faulen, arbeitsscheuen Sinne das Land zu bebauen und auf den Ertrag desselben zu warten. Dagegen werden einzelne wildwachsende Wurzeln ausgegraben und roh gegessen. Dahin gehört vor allem die Kamro-Wurzel, ein Knollengewächs von süssem, angenehmem Geschmacke und der Gestalt einer grossen Gurke,[1] ferner die Kaanap, eine Art von Kartoffel, mit weissem, milchartig schmeckendem Fleische. Dazu kommen mehrere Wurzeln von der Dicke eines Daumens und grosser Länge, mit einem schwachen Anis- und Fenchelgeruch, daher sie von den am Cap angesiedelten Holländern Aniswortel und Vinkelwortel genannt werden.

Jene Stämme, welche an der Meeresküste oder an grösseren, während der trockenen Zeit Wasser haltenden Flüssen wohnen, treiben auch Fischfang. Sie sind im Gegensatze zu den Kaffern in der Regel vorzügliche Schwimmer und Taucher.

Das Fleisch, welches man geniesst, wird immer am Feuer oder in heisser Asche gebraten und zwar ohne jeglichen Zusatz von Gewürze. Einzelne Theile werden auch im Wasser gekocht und dieses dann als Suppe genossen. Als besondere Delicatesse aber gilt das aus den fetten Theilen gezogene Schmalz, welches der Hottentote ohne jeglichen Zusatz mit grossem Behagen hinabschlürft.

[1] Dieses Knollengewächs wächst meistens auf hartem steinigem Boden. Es hat ein schwaches, mehrere Fuss langes Stämmchen, welches gleich unserer Feldwinde sich an anderen Stauden hinaufschlingt und Blätter, welche dem Rosmarin in Form und Farbe gleichen.

Als einheimisches Getränke kann das Krii oder Honigbier gelten. Dieses Getränk wird aus wildem Honig, Wasser und dem gegohrenen Absude der Kriiwurzel bereitet. — Man überlässt diese Mischung einer drei- bis vierstündigen Gährung und erhält auf diese Weise einen Trank, der eben so angenehm als erfrischend schmeckt und wie Champagner moussirt. Das Krii soll sehr diuretisch sein und ein probates Mittel gegen den Blasenstein bilden.

Die Hottentoten verstehen es auch aus einer Gattung süsser Beeren Branntwein zu bereiten. Zu diesem Zwecke werden die reifen Beeren gesammelt und in einem ledernen Schlauche der Gährung überlassen. Wenn diese hinreichend fortgeschritten ist, wird die Maische in einem Topfe gekocht und der Dampf mittelst eines alten Gewehrlaufes in ein nebenan stehendes Gefäss geleitet. Die gewonnene Flüssigkeit wird nach verhältnissmässig kurzer Ablagerung zu einem geistigen, starkberauschenden Getränke.

Als allgemein beliebtes Reizmittel gelten die Blätter des wilden Hanfes *(dakha)*, welche entweder allein oder mit einem Zusatze von Tabak geraucht werden. Auch der letztere wird besonders von den Weibern gerne genossen und die Leidenschaft für ihn ist so gross, dass man für eine unbedeutende Quantität desselben gerne ein Stück Vieh hingibt.

Die beim Rauchen verwendeten Pfeifen sind grösser als die unseren; sie werden von den Hottentoten selbst aus Thon oder einer weichen Steinart verfertigt, und auf ein Horn, gewöhnlich jenes des prächtigen Kudu, aufgesetzt. Die Art und Weise zu rauchen weicht beim Hottentoten von der bei uns gewöhnlichen ganz ab. Während wir nämlich den Rauch einziehen und dann beim Munde oder der Nase wieder herausströmen lassen, ist der Hottentote gewohnt, denselben zu verschlucken, wodurch die narkotische Wirkung des Krautes um ein Bedeutendes verstärkt wird.

Unter den Hausgeräthen stehen oben an mehrere Decken und Matten, in welche man sich während der Nacht einhüllt, die bei Tage zusammengerollt und in der Hütte aufbewahrt werden. Zur Aufbewahrung der Milch bedient man sich lederner Schläuche oder ausgehöhlter Kürbisse. Zum Kochen dienen irdene Töpfe eigener Fabrication, welche sehr porös sind und ein ziemlich plumpes Aussehen haben.

Zu den ursprünglichen Waffen der Hottentoten gehören der Wurfspiess, der Bogen und der Pfeil. Der Wurfspiess besteht aus einem langen, nach hinten zu immer schwächeren Schafte von leichtem Holze mit einer eisernen Spitze. Er kann nur in geringen Entfernungen mit einiger Sicherheit geworfen werden. Der Bogen ist etwa drei Fuss lang und mit einer aus Gedärmen verfertigten Sehne bespannt. Die Pfeile bestehen in einem Schafte aus Rohr von etwa 18 Zoll Länge und einer in demselben eingesetzten, mit einem Widerhaken versehenen Spitze aus Knochen. Letztere ist gewöhnlich mit Gift bestrichen und kann ohne schwere Verletzung des verwundeten Wesens nicht herausgezogen werden. Das Gift wird theils aus gewissen Zwiebeln und dem milchigen Safte einer Euphorbien-Gattung gewonnen, theils aus den Giftbeuteln der Schlangen herausgepresst. Es ist von starker Wirkung und führt nach kurzer Zeit den Tod des Getroffenen herbei.

Mit dem Bogen weiss der Hottentote sehr gut umzugehen; Auge und Hand desselben sind fest und sicher. Er trifft sein Opfer selbst auf eine Entfernung von hundert bis hundertundfünfzig Schritten und schiesst mit solcher Schnelligkeit, dass ein Pfeil dem andern unmittelbar zu folgen scheint.

Durch die Europäer sind die Hottentoten mit dem Schiessgewehre bekannt geworden, welches in neuester Zeit jede andere Waffe bei ihnen verdrängt hat, so dass man Bogen und Pfeil gegenwärtig nur bei den Buschhottentoten im Gebrauche findet. Durch ihre grosse Sicher-

heit in der Handhabung der Flinte so wie durch den Besitz des Rosses sind bekanntlich in neuerer Zeit einzelne Hottentotenstämme der Schrecken ihrer Nachbarn, der Kaffervölker, geworden.

Leben, Sitten, religiöse Anschauungen.

Wenn eine Hottentotin die Stunde der Geburt herannahen fühlt, begibt sie sich in die Hütte, wo ihr von mehreren Frauen der Nachbarschaft Hilfe geleistet wird. Während dieser Zeit muss ihr Mann die Hütte verlassen.

Die Geburt geht in der Regel mit grosser Leichtigkeit vor sich. Sollte dies jedoch nicht der Fall sein, so nimmt man zu sogenannten Hausmitteln die Zuflucht, welche meistens in einem Absude von Tabak in Kuh- oder Ziegenmilch bestehen.

Das Kind wird gleich nach der Geburt mit Kuhmist gereinigt mit dem Safte einer Feigenart und Schaffett eingerieben und mit Bukhu-Pulver reichlich bestreut. Seine Geburt ist für die Familie ein fröhliches Ereigniss, welches nach Massgabe der Mittel mit einem oder zwei Rindern oder einem Schafe gefeiert wird. Werden Zwillinge geboren, so wird dies nicht, wie es bei wilden Völkern der Fall ist, bedauert, sondern im Gegentheil der Vater empfindet Freude und rühmt sich seiner Männlichkeit. Nur in dem Falle, wenn die Familie arm ist und die Mutter nicht im Stande sein sollte, die beiden Kinder selbst zu säugen, greift man zu dem grausamen Entschlusse, eines derselben zu opfern. Es wird dann entweder ausgesetzt oder lebendig begraben.

Das Kind wird von der Mutter selbst gesäugt und während des ganzen Tages, selbst bei der Arbeit auf dem Rücken umhergetragen. Zu diesem Behufe befestigt die Mutter das Kind mittelst eines langen Matten- oder Deckenstückes und legt ein zweites unter, damit es nicht herabfalle. Während der Säugung kräftigt sich die Mutter durch fleissiges Rauchen und pflegt auch zeitweilig das Kleine, wenn es unruhig wird, von dem köstlichen Kraute kosten zu lassen.

Sobald das Kind der Säugung der Mutter nicht mehr bedarf, wird es sich selbst überlassen und muss den Gebrauch seiner Glieder selbständig kennen lernen. Es werden daher hier, wie auch bei den anderen Naturvölkern, nirgends Krüppel oder sonst mit Gebrechen behaftete Personen angetroffen.

Ehemals bestand unter einigen Hottentotenstämmen die Sitte, bei den heranwachsenden Jünglingen im neunten oder zehnten Jahre die Exstirpation eines Hodens vorzunehmen. Der Patient wurde dabei auf den Boden gelegt und von mehreren Männern an den Händen und Füssen gehalten. Der Hoden wurde von einem älteren Manne mittelst eines scharf geschliffenen Messers herausgeschnitten und die Wunde, nachdem sie mittelst einer Ochsen- oder Schafsehne vernäht worden war, mit einer aus Schaffett und verschiedenen Kräutern bereiteten Salbe verstrichen.

Ob die unfläthige Ceremonie des Besprengens mit Urin damit verbunden war, mag dahingestellt bleiben; sie steht aber mit anderen ähnlichen in vollem Einklange.

An das Fest der Verschneidung schloss sich ein Schmaus, wobei ein fetter Hammel geschlachtet wurde. Alle Anwesenden rieben sich mit dem Fette reichlich ein und jener Mann, welcher die Operation glücklich vollzogen hatte, trug zum Schlusse verschiedenartige Geschenke davon.

Hier möge auch jene besondere Eigenthümlichkeit der Hottentoten-Frauen erwähnt werden, über welche schon so viel geschrieben wurde, nämlich die sogenannte Schürze.

Sie besteht in einer Verlängerung der äusseren Schamlefzen, welche vier bis sechs Zoll lang herabhängen. Sie haben bei Frauen eine schmutzig-blaue Färbung und gleichen dem am Schnabel des Truthahns befindlichen Fleischklumpen. Wie es scheint ist diese Verlängerung keine natürliche, sondern künstlich erzeugte und wurde nach und nach, wie dies bei Missbildungen häufig zu geschehen pflegt, vererbt. Dagegen scheinen die enorm grossen Hüften, welche allen Reisenden an den hottentotischen Weibern aufgefallen sind, in der That eine Eigenthümlichkeit ihrer Rasse zu sein.

Während der monatlichen Reinigung pflegen die Weiber sich in eine abgesonderte Hütte zurückzuziehen und bei einigen Stämmen obendrein ihr Gesicht mit einem brillenförmigen Zeichen zu bemalen.

Wenn ein Jüngling einem Mädchen seine Neigung zugewendet hat, so entdeckt er sich vor allem seinem Vater oder Vormunde und begibt sich mit demselben in das Haus des Vaters seiner Braut. Man bietet Dakha zum Geschenke an. Die Pfeife wird angezündet und nachdem der Rauch seine Wirkung zu äussern begonnen, wird der Bräutigam redselig und bringt in Gemeinschaft mit seinem Vater die Werbung vor. Ist man damit einverstanden, so werden allsogleich die Vorbereitungen getroffen und ein Schmaus veranstaltet. Die Braut zieht mit dem Bräutigam fort und sie sind ohne alle Ceremonien Mann und Weib.

Ob jemals die von älteren Schriftstellern berichtete unfläthige Ceremonie, wornach Braut und Bräutigam vom Zauberpriester dreimal angepisst wurden, wirklich stattfand, mag dahingestellt bleiben; unwahrscheinlich ist sie nicht, da ähnliche, noch unfläthigere Gebräuche sowohl bei den Hottentoten selbst als auch bei anderen Naturvölkern sich nachweisen lassen.

Vielweiberei ist dem Hottentoten gestattet; er nimmt aber selten mehr als eine Frau, was theils seinem faulen Temperamente, theils dem Mangel an ausreichenden Subsistenzmitteln zuzuschreiben ist.

Ehescheidungen sind leicht zu bewerkstelligen. In diesem Falle muss das Vermögen getheilt werden und eben so folgen von den Kindern die weiblichen der Mutter, während die männlichen beim Vater zurückbleiben.

Mehrere Familien sind gewöhnlich zu einem Stamme unter einem Häuptlinge vereinigt. Die Stellung des letzteren ist dieselbe wie bei anderen wilden Völkern. Er zeichnet sich weder durch eine bessere Wohnung noch durch schönere Kleidung vor den andern Genossen des Stammes aus. Manche Häuptlinge jedoch, welche mit den Weissen viel in Berührung kommen, tragen eine halb europäische Kleidung. Dieselben verstehen es dann gewöhnlich auch ihre Macht zu consolidiren und sich zu förmlichen Despoten sowohl ihres eigenen als auch mehrerer anderer Stämme aufzuwerfen.

Wenn ein Hottentote alt und krank wird, so bringt man ihn in eine abgesonderte Hütte und versieht ihn mit einiger Speise und Trank; andere Hilfe wird ihm in der Regel nicht geleistet. Ist die Krankheit eine bösartige, so ziehen die Bewohner aus dem Dorfe und überlassen den Kranken seinem Schicksale.

Sobald Jemand gestorben ist, hüllt man ihn in alte Felle und legt ihn in kauernder Stellung in ein vom Stachelschwein oder einem anderen Thiere gegrabenes Loch und deckt dieses mit Erde und einigen Steinen zu. Bei Häuptlingen wird ein Steinhaufen von etwas grösserer Höhe errichtet.

Den anwesenden Freunden und Anverwandten wird ein Gastmahl gegeben, wobei mehrere Thiere des Verstorbenen (die Zahl richtet sich nach seinem Reichthume) erwürgt werden.

Im Ganzen erreichen die Hottentoten ein hohes Alter; Greise von neunzig bis hundert Jahren sind keine Seltenheit. Dies ist um so merkwürdiger, als der Hottentote nicht im Überflusse lebt und beständig dem Wechsel der Witterung ausgesetzt ist.

Mit der Heilung der verschiedenen Krankheiten befassen sich bestimmte Personen, welche Kaiaop genannt werden. Dieselben stehen im Rufe Regen zu machen, Geheimnisse zu entdecken und noch andere Zaubereien zu verrichten. Als Ursache der Krankheit wird von ihnen stets eine Schlange angegeben, welche sie nach einigen, am Körper des Patienten vorgenommenen Schnitten herausziehen. Ehe sie sich jedoch auf eine Cur einlassen, muss regelmässig entweder ein Rind oder ein Schaf, je nach dem Vermögen des Patienten geschlachtet werden, von dem natürlich ihnen selbst der Löwenantheil zufällt.

Diese Zauberer befassen sich auch mit der Heilung der von Schlangen Gebissenen und nach der Versicherung mehrerer Reisenden so wie der am Cap angesiedelten europäischen Colonisten sollen sie dies stets mit gutem Erfolge ausführen. Gewöhnlich wird von den reichen Boer's ein hottentotischer Giftdoctor gehalten, um sich von ihm vorkommenden Falls behandeln zu lassen.

Ein solcher Giftarzt beginnt seine Wirksamkeit damit, dass er Schlangengift verschluckt und dasselbe durch mehrere am Körper gemachte Schnitte sich einimpft. Er soll dadurch giftfest werden; seine Ausdünstung nimmt einen penetranten, Eckel erregenden Geruch an und sein Urin wird süss.

Wird er zu einem von der Schlange Gebissenen gerufen, so umhüllt er die Wunde mit einem Lappen, welcher mit seinem Schweisse imprägnirt ist und gibt dem Kranken seinen Urin, so wie einen aus seinen Kleidern gezogenen Abguss zu trinken. — Die Kleider, welche der Giftdoctor getragen, sollen lange Zeit ihre Wirkung gegen Schlangengift bewahren, und es werden einzelne Theile derselben als Medicamente nicht nur von den Eingeborenen sondern auch von den europäischen Colonisten aufbewahrt.

Gleich anderen Naturvölkern sind die Hottentoten grosse Liebhaber des Tanzes, welcher meistens in der Nacht während des Mondscheins unter Gesang und Musikbegleitung ausgeführt wird. Bei demselben stellen sich die Tänzer, abwechselnd Männer und Weiber, im Kreise um eine in der Mitte befindliche Person, welche als Vortänzer gelten kann, fassen sich bei den Händen und drehen sich bald rascher bald langsamer herum. Dann löst sich plötzlich der Kreis auf und jeder beginnt für sich mit aller Anstrengung seiner Glieder zu tanzen, bis sich Ermüdung der Tänzer bemächtigt und ihren Productionen ein Ende macht.

Das Nationalinstrument, womit die Hottentoten ihre Unterhaltungen begleiten, ist die Gura. Dieses Instrument hat die Gestalt eines Bogens; an einem Ende desselben ist ein Federkiel befestigt. Es wird entweder einfach geblasen oder sowohl geblasen als auch mit einem kleinen Stöckchen geschlagen. Im letzteren Falle wird es wie eine Harfe aufgestellt und an dem unteren Ende mit dem Fusse gehalten. Die Töne, welche dadurch hervorgebracht werden, sind höchst einfach und unrein; selten ist ein Spieler im Stande denselben Ton zu wiederholen, noch weniger gelingt es aus mehreren Instrumenten ein zusammenstimmendes Orchester zu bilden.

Der religiöse Glaube der Hottentoten scheint auf sehr verschwommenen Ideen zu beruhen und sich auf eine gewisse Verehrung der Seelen der Verstorbenen zu beschränken. Darauf führt wenigstens ihre Furcht vor den Leichen. Die Hütte, worin Jemand gestorben ist, wird in der Regel abgebrochen und Niemand wird es wagen mit den Hölzern derselben eine andere zu bauen, oder Speisen, die am darauf angezündeten Feuer gekocht wurden, zu geniessen. — Kein Hottentote, wenn er an einem Grabe vorübergeht, vergisst einen Stein oder einen Baumast auf

dasselbe zu werfen, so dass in manchen Gegenden die dadurch entstandenen Hügel eine namhafte Höhe erreichen. Dabei wird der Name des Heitschepip ausgesprochen. Dies ist die einzige göttliche Person, an die sie glauben; es ist jedoch wahrscheinlich, dass man im Allgemeinen den Geist der Verstorbenen darunter zu verstehen habe.

Priester kommen bei den Hottentoten nicht vor, wenn man nicht die Ärzte für solche ansehen will.

Sprache.

Die Hottentotensprache ist ein selbstständiges, mit keiner andern, weder afrikanischen noch asiatischen Sprache verwandtes Idiom; sie ist gleich der Hottentotenrasse der Überrest eines ehemals grösseren Organismus. Als die Europäer am Cap erschienen, bestanden von derselben mehrere Dialecte; gegenwärtig sind davon nur zwei, nämlich der Nama- und Kora-Dialect vorhanden, welche von den Namaqua's und Koraqua's gesprochen werden.

Das Laut-Inventar der Hottentotensprache besteht aus siebzehn Consonanten, nämlich *k, kh, g, gh, ch, h, ng, t, d, n, s, z, r, p, b, m, w,* und fünf Vocalen, nämlich *a, i, u, e, o.* Dazu kommen noch vier Schnalzlaute (Palatal, Cerebral, Dental, Lateral), welche der Hottentotensprache ganz eigenthümlich sind und nur im Anlaute der Wörter vor Vocalen und gutturalen Consonanten vorkommen.

Die Wurzeln sind einsilbig und, wie auch anderswo, doppelter Natur, nämlich Stoff- und Formwurzeln. Durch Anfügung der letzteren an die ersteren werden die verschiedenen Wortformen gebildet und zwar gleich unmittelbar, nicht wie in anderen Sprachen, wo aus der Wurzel zuerst der Stamm und dann aus dem Stamme das Wort erwächst.

Beim Hauptwort werden ein dreifaches Geschlecht (männlich, weiblich und sächlich) und eine dreifache Zahlenbezeichnung (Einzahl, Zweizahl und Mehrzahl) unterschieden. Das Hauptwort wird auch immer mit dem Fürwort, worauf es zu beziehen ist, verbunden.

Beim Zeitwort werden alle jene begrifflichen Variationen, welche wir durch Zusammensetzung desselben mit Vorwörtern hervorbringen, an ihm selbst angedeutet. Dadurch wird eine eigenthümliche Kürze des Ausdruckes erzeugt.

Abgesehen von den Schnalzlauten, welche eine daran nicht gewöhnte Zunge hervorzubringen kaum im Stande ist, wird der Klang der Hottentotensprache als gar nicht unschön geschildert.

Die Erzeugnisse des hottentotischen Volksgeistes beschränken sich auf Lieder und Thierfabeln, von denen die letzteren in neuester Zeit durch Bleek näher bekannt geworden sind.

VII.

Allgemeine Übersicht der Bevölkerung Amerika's.

Der vorliegende Abschnitt, obwohl die in ihm behandelte Materie ursprünglich von uns ausgeschlossen worden war, nachdem sie in anderen Werken erschöpfend dargestellt ist, wurde dennoch aufgenommen, da wir einerseits den Gang der allgemeinen Übersicht nicht unterbrechen wollten, anderseits die Fragen, welche sich an die Bewohner der neuen Welt knüpfen, vielfach mit den Ansichten über die Menschheit überhaupt auf das innigste zusammen hängen. Wir verhehlen uns keineswegs die unüberwindlichen Schwierigkeiten, welche gerade hier dem Forscher entgegentreten und massen uns keineswegs an, alle hier vorliegenden Probleme aufgeworfen, geschweige denn gelöst zu haben, da bei vielen die Mittel zu einer genügenden Lösung unwiederbringlich verloren sind: aber wir glauben, dass aus einer kurzen zusammenfassenden Behandlnug, welche die Vergleichung in vieler Hinsicht erleichtert, für die Wissenschaft mancher Nutzen erwachsen könne.

Wenn wir die Nachrichten über die Sitten und die Denkungsart der Aboriginer Amerika's zusammenstellen und die verhältnissmässig wenig zahlreichen Repräsentanten dieses Continents näher betrachten, so werden wir unwillkürlich zur Ansicht gedrängt, dass vom tiefsten Süden bis zum höchsten Norden eine Menschenvarietät wohnt, welche physisch und psychisch bis auf einzelne Abweichungen sich gleich bleibt und von den bisher betrachteten Typen verschieden ist.

Im Allgemeinen nimmt der Aboriginer Amerika's keine so tiefe Stellung im Menschengeschlechte ein, als man im Vorhinein glauben möchte. Mehrere Völker dieser Rasse haben es zu einer nicht unbedeutenden Cultur gebracht und die niedrige Stufe, auf welcher die meisten derselben standen als sie mit den Weissen zum ersten Male in Berührung kamen, erklärt sich neben einer wirklich geringeren geistigen Begabung sowohl aus der eigenthümlichen Gestaltung des Landes als auch der beschränkten Fauna und Flora dieses Welttheiles. Amerika bietet nur wenige von grösseren Flüssen durchschnittene Ebenen, auf welchen die zum Gedeihen der Nutzpflanzen und Nutzthiere nothwendigen klimatischen Verhältnisse den Menschen in seinen Bemühungen zur Verschönerung des Daseins unterstützen; dort wo solche Ebenen vorhanden waren, wie in Mexico und Peru, ist auch der Mensch in seinem Ringen und Streben nicht zurückgeblieben und hat sich zu einer höheren Gesittung und Bildung emporgeschwungen. Diesem Streben des Menschen können wir unsere volle Anerkennung und Bewunderung schon

aus dem Grunde nicht versagen, weil er in demselben auf sich selbst angewiesen war und des Beistandes der höheren, ihm zunächst stehenden Organismen entbehrte. Denn Amerika besitzt kein einziges einheimisches Nutzthier, welches unserem Rinde oder Pferde an die Seite gestellt werden könnte. Es besitzt auch keine so reiche Anzahl von Nutzpflanzen, an welchen die alte Welt so reich ist; es kann diesem Reichthum einzig und allein den Mais entgegenstellen. Und während die alte Welt, im Besitze der kräftigsten Nutzthiere, den Ertrag des Bodens auf die mannigfachste Weise vervielfältigen kann, ist Amerika nicht einmal im Stande die Wildniss zu bebauen und dem Menschen die Vorbedingung zu einem festen und gesitteten Dasein zu bieten. Wie soll der Aboriginer Amerika's, ohnedies schwächer gebaut und überhaupt stiefmütterlich ausgestattet gegenüber dem Bewohner der alten Welt, mit der ihn umgebenden Wildniss kämpfen, die, während sie ihn nährt, zugleich ihn in seinen Subsistenzmitteln beschränkt — woher soll er den Muth, die Energie nehmen, nachdem sein ganzes Leben in der nackten Fristung seines elenden Daseins dahinfliesst?

Wir Bewohner der alten Welt sind stolz auf unsere Gesittung und Bildung und dies mit Recht. Halten wir uns aber auch stets vor Augen, dass sie ein Product tausend- und abermals tausendjähriger erfolgreicher Arbeit ist; denken wir auch stets daran, welche Mühe es selbst dem begabten weissen Menschen kostete, sich zu den einfachsten Elementen der Civilisation emporzuschwingen. Wir wissen auch, welcher Mühe es bedarf, das Bessere, selbst nachdem es vorliegt und anerkannt ist, aufzunehmen und sich anzueignen. Es ist uns nicht unbekannt wie wir über alles, was mit dem Boden, auf welchem unser Dasein begründet ist, dem Volksthum, zusammenhängt — eifersüchtig wachen und dieses Heiligthum auf Leben und Tod vertheidigen. Beruht dieses Volksthum auf Überzeugung? Hält etwa ein Volk ein anderes für besser als sich selbst?

Diese und ähnliche Betrachtungen müssen wir anstellen, wenn wir den Aboriginer Amerika's gerecht beurtheilen, wenn wir die niedere Stufe, auf welcher er gegen uns zurückgeblieben, so wie seine feindselige Haltung gegen die weissen Fremdlinge begreifen wollen. — Nur auf diese Weise lassen sich manche Züge seines Charakters erklären, lassen sich manche Räthsel, welchen wir in der neuen Welt begegnen, genügend lösen.

Typus des amerikanischen Aboriginers.

Bei der Betrachtung des physischen Charakters des amerikanischen Aboriginers müssen wir vor allem andern den Eskimo ausscheiden, indem derselbe ursprünglich nicht nach Amerika gehört, sondern aus dem Norden Asiens dorthin eingewandert ist. Wir berufen uns dabei auf die Autorität Morton's, welcher vom kraniologischen Standpunkte zu dieser Ansicht gelangt ist und fügen noch die weitere Bemerkung hinzu, dass die Idiome der Eskimo's in der That von den amerikanischen Sprachen abweichen und sich an die Sprachen des nordöstlichen Asiens anlehnen.

Was nun den physischen Charakter der amerikanischen Rasse anlangt, so sind die meisten Reisenden und Forscher darin einig, dass alle Aboriginer vom höchsten Norden bis zum tiefsten Süden einen einheitlichen Typus zeigen, dessen Abweichungen sich in der Regel aus localen Ursachen erklären lassen. Eben so stimmen Alle darin überein, dass der Amerikaner von jeder andern Menschenvarietät leicht zu unterscheiden ist und dass, wenn auch einzelne Ähnlichkeiten zwischen ihm und andern gelben oder braunen Rassen obwalten, die Unterschiede wieder derart sind, dass an eine Identificirung beider nicht gedacht werden kann.

Folgendes Bild dürfte im Allgemeinen auf den amerikanischen Aboriginer passen:

Der Körperbau ist ziemlich kräftig, jedoch weniger wie beim Weissen und Neger, daher auch die Arbeitskraft des Amerikaners jener der oben genannten Menschenvarietäten bedeutend nachsteht. Der Schädel ist länglich und nach hinten gezogen, das Hinterhaupt wenig abgerundet. Die Stirne ist sehr breit aber auch sehr niedrig, oben etwas schmäler als unten. Dadurch treten der mittlere und untere Theil des Gesichtes mehr hervor als bei jeder andern Rasse und es ist der Amerikaner an diesem Zuge leicht von den übrigen Menschenvarietäten zu unterscheiden. Die Augenhöhlen sind sehr gross und der untere Rand derselben mehr gekrümmt als der obere. Die Augen sind in der Regel klein und schwarz. Die Backenknochen sind stark und treten mit einer plötzlichen Neigung gegen den Unterkiefer bedeutend hervor. Die Kiefer sind lang und vorstehend, die Zähne sitzen oben in denselben vertikal und sind von beträchtlicher Grösse. Die Nase ist gross, lang und etwas gebogen. Das Haar ist lang, grob und von schwarzer Farbe. Bart und Augenbrauen sind sehr schwach. Die Behaarung an den bedeckten Theilen des Körpers fehlt ganz. Die Haut ist zart und atlasartig anzufühlen; die Farbe derselben schmutzig gelb bis zum Olivenbraun und zur Kupferfarbe.

Psychisch-ethnographische Eigenthümlichkeiten der amerikanischen Aboriginer.

Der Grundzug des Charakters des Amerikaners ist Verschlossenheit und Ernst. Er weicht von jenem des Afrikaners ganz ab und erinnert vielfach an den Charakter des Malayen.

Der Amerikaner sieht allem was um ihn vorgeht mit würdevoller Indifferenz zu und nimmt überhaupt an der äusseren Welt wenigen Antheil. Er ist daher im Verkehre mit Seinesgleichen ernst und schweigsam und lässt stets Überlegung und Vorsicht merken.

In den Versammlungen der Amerikaner geht es ganz eigenthümlich zu. Der Redner spricht langsam und eintönig, wie wenn er in einem Monolog begriffen wäre. Alle Anwesenden hören ihm schweigend zu und dieses Schweigen dauert auch eine Weile fort nachdem der Redner geendigt. Wenn nach einigen Minuten ein neuer Redner anhebt, bekommt man unwillkürlich den Eindruck einer Versammlung von Zerstreuten, die durch die Stille aufmerksam gemacht, wie aus einem Traum erwachen und über den vorgetragenen Gegenstand nachzudenken beginnen.

Parallel mit dieser äusserlich zur Schau getragenen Apathie und Gleichgiltigkeit gegen die Dinge der Aussenwelt geht eine ans Wunderbare grenzende Selbstüberwindung, mit welcher der Amerikaner den grössten Schmerz erträgt. Nachdem er den Feind, welchen er in seine Gewalt bekommen, mit der grössten Grausamkeit behandelt, erträgt er, selbst in Gefangenschaft gerathen, alle Grausamkeiten, welche der übermüthige Feind an ihm vornimmt. Er stösst keinen Laut aus, welcher seinen Schmerz verrathen, er verzieht keine Miene, welche seinen innern Seelenkampf andeuten könnte. Die Helden Homers, welche ihrem Schmerz durch lautes Schreien Ausdruck geben, wären in den Augen des Amerikaners feige Memmen. Ein amerikanisches Weib, welches gleich einem Weibe aus unserer Mitte während der Geburt, wo sie von Wehen überwältigt wird, stöhnen oder gar schreien möchte, würde verachtet und verspottet werden. — So verschieden sind die Ansichten des Amerikaners von den unsrigen, dass er selbst dann, wenn es gilt das Leben für immer zu verlassen und aus dem Kreise seiner Lieben auf ewig zu scheiden, von Jedermann stoische Ruhe und Gleichgiltigkeit fordert, nicht so sehr

deswegen, weil die Welt mit ihren Gütern des Lebens nicht werth, sondern weil es eines Mannes unwürdig ist, sich durch den Schmerz überwältigen zu lassen.

Diese Selbstbeherrschung und Gleichgiltigkeit entspringen aber nicht einem phlegmatischen Temperamente, sondern sind vielmehr Folge der dem Amerikaner angeborenen Härte und Verschlossenheit. Der Grundzug seines Temperamentes ist im Gegentheile cholerisch. In demselben Grade als der Amerikaner sich äusseren Einflüssen gegenüber zu beherrschen weiss, gibt er sich Affecten mit Lebhaftigkeit und beispielloser Leidenschaft hin. — Ist sein Herz dem Zauber der Liebe verfallen oder sein Kopf von der Wuth des Spieles eingenommen, so ist er im Stande all sein Hab und Gut zu opfern und selbst seines eigenen Lebens nicht zu schonen.

Als Krieger ist der Amerikaner tapfer. Er führt den Krieg in der Regel mit eben so viel Grausamkeit als List. Er erinnert vielfach an den Maori, er vergreift sich auch gleich diesem an dem erschlagenen Feinde und isst von seinem Fleische.

Die im Charakter des Amerikaners gelegene, nach aussen zur Schau getragene Gleichgiltigkeit und Verschlossenheit wird durch die eigenthümlichen Ansichten über Schicklichkeit noch mehr genährt. Nach diesen ist es nicht gestattet den Sprechenden zu unterbrechen oder Misstrauen gegen die Wahrheit seiner Worte an den Tag zu legen. Es gilt auch nicht für schicklich, die Rede allsogleich zu beantworten; je grössere Wichtigkeit man derselben beilegt, um so länger zögert man in der Regel mit der Antwort.

Daher ist es für den Fremden ausserordentlich schwer mit dem Amerikaner zu verkehren und aus dem Betragen desselben, welches er momentan an den Tag legt, auf das, was in seinem Innern vorgeht, einen Schluss zu ziehen. Da der Amerikaner Jedermann mit einer gemessenen Höflichkeit begegnet, so fordert er dieselbe auch von Anderen. Wird er beleidigt, so ist er weit davon entfernt auf der Stelle Gleiches mit Gleichem zu vergelten, sondern im Gegentheile er trägt die gleichgiltigste Miene zur Schau, obgleich sein Inneres bereits nach Rache sinnt. Wehe dann dem Unvorsichtigen, der sich durch solches Benehmen täuschen lässt und den stumpfen Wilden mit noch grösserer Insolenz behandeln zu können glaubt!

Sprachen Amerika's.

Kein Welttheil bietet eine so grosse Anzahl von Sprachen, welche in ihrer Anlage mit einander übereinstimmen, im Sprachstoffe dagegen von einander abweichen, als Amerika. Von der Südspitze Amerika's bis zu den Ansiedlungen der Eskimo's erklingen Sprachen, welche alle ein gemeinsames Princip, nämlich das der Einverleibung befolgen, aber dennoch, sobald man auf die Prüfung des ihren Bildungen zu Grunde liegenden Stoffes näher eingeht, sich mit einander durchaus nicht verwandt verrathen.

Dieses Factum ist um so merkwürdiger, als die Bevölkerung Amerika's im Verhältnisse zu seiner Grösse und jener der anderen Welttheile sehr klein ist. Nach den zuverlässigsten Nachrichten beläuft sich die Anzahl der noch lebenden amerikanischen Aboriginer nicht ganz auf zwei Millionen. Wenn wir auch die barbarischen Menschenopfer einzelner Aborigenerstämme, die grausamen Vertilgungskriege der Europäer gegen die Eingeborenen, die eingeschleppten Krankheiten und die Mischungen mit anderen Rassen in Anschlag bringen, so dürfte dennoch Amerika in der Zeit seiner grössten Blüthe kaum so viel Bewohner beherbergt haben als heut zu Tage, wo ihm von Europa, Afrika und Asien zahlreiche Contingente zugeführt wurden, nämlich in runder Summe 74 Millionen.

Dieser geringen Bevölkerung gegenüber erscheint die Zahl der Sprachen, mithin auch ene der Völker als eine ausserordentliche. Obgleich viele derselben vom Erdboden ohne irgend

welche Spuren verschwunden sind, schätzen Reisende der Jetztzeit die Sprachen Süd-Amerika's allein auf mindestens hundert. Eine nicht geringere Mannigfaltigkeit bietet Mittel-Amerika und eben so reichhaltig ist das westliche Nord-Amerika.

Nach diesem dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir bei älteren Schriftstellern Nachrichten begegnen, wornach die Zahl der Sprachen Amerika's auf tausend und darüber angegeben wird. So berichtet der bekannte Archäolog und Philolog Athanasius Kircher, ein Mitglied des Jesuitenordens, er habe 1675 die in Rom versammelten Jesuitenmissionäre über die Sprachen Amerika's zu Rathe gezogen und habe nach den eingezogenen Erkundigungen in Süd-Amerika allein gegen fünfhundert Sprachen herausgebracht.

Es lässt sich wohl nicht läugnen, dass diese Schätzungen meistens von Forschern ausgegangen sind, welchen sowohl das Sprachenmateriale in seinem vollen Umfange nicht zugänglich war, als sie auch nicht die Schule durchgemacht hatten, um über sprachliche Dinge mit Sicherheit urtheilen zu können, und dass in manchen Punkten eine methodisch angestellte Untersuchung andere Resultate zu Tage fördern wird: aber dennoch erscheint die Frage berechtigt, wie es denn gekommen ist, dass gerade hier eine so immense Anzahl von Sprachen und Völkern sich entwickeln konnte?

Will man nicht zur Ansicht hinneigen, dass die Rasse in eben so vielen Exemplaren geschaffen wurde, als Sprachen und Völker vorhanden sind (welche von der hochasiatischen Rasse höchst wahrscheinlich gelten muss), so ist es wohl am natürlichsten in der Gestaltung des Landes und der dadurch bedingten Lebensweise des Amerikaners selbst den Grund für diese Zersplitterung zu suchen. Anderseits mag auch der eigenthümliche Bau der amerikanischen Idiome, wornach die fertigen Worte im Satze oft abgekürzt werden sowie der Mangel einer Schrift viel zur Differenzirung der Sprachen beigetragen haben, ein Factum, welchem wir auch innerhalb der sogenannten kaukasischen Sprachen begegnen.

Diese Punkte lassen sich eben nur dann begreifen, wenn wir eine frühe Trennung der amerikanischen Stämme voraussetzen. Diese Trennung muss gewiss mehrere Jahrtausende vor Beginn unserer Zeitrechnung stattgefunden haben; zu einer Zeit, wo der Isthmus, auf welchem die Wanderungen der verschiedenen Stämme erfolgten, noch frei war, wo die Culturkeime, welche in den civilisirten Staaten Mittel-Amerika's sich zur höchsten Blüthe entwickelten, noch nicht vorhanden waren. Gewiss aber war der Zeitraum, innerhalb dessen der Amerikaner aus dem Zustande der Wildheit zur Cultur Mexico's und Peru's sich erhob, unendlich länger als jener, in welchem der reich begabte und mit allen Gütern gesegnete Indogermane zur Gesittung Indiens oder Griechenlands emporstieg.

Ursprung der amerikanischen Rasse.

Die in der That nicht unbedeutende Cultur Mexico's und Peru's hat manche Forscher zu der Frage veranlasst, woher sie gekommen? und vermöge einzelner Züge, welche an den Osten Asiens erinnern, die Antwort nahe gelegt, es müssen hier alte Verbindungen der beiden Continente vorhanden sein.

Nach unserem Dafürhalten berechtigt der amerikanische Geist trotz seiner minderen Begabung durchaus nicht zu einer solchen ungünstigen Beurtheilung — wie auch anderseits gewichtige Gründe gegen jeden früheren Verkehr der beiden Welttheile sprechen.

Die Erfahrung zeigt nämlich, dass wenn Cultureinflüsse zwischen zwei Ländern vorhanden sind, diese in erster Linie auf Dinge des täglichen Bedürfnisses, wie Pflanzen, Thiere, Industrie-

artikel sich beziehen und erst dann weitere Culturelemente, wie Künste, Wissenschaften, in Betracht kommen. Denn wo höhere Cultur sich verbreiten soll, muss entweder der Boden bereits geebnet sein, oder, wenn dies noch nicht der Fall, geebnet werden.

Nun finden wir aber in Amerika keine Nutzpflanze, kein Nutzthier, kein Geräthe, welches den mindesten Anhaltspunkt zur Begründung der Ansicht einer alten Verbindung dieses Continents mit Asien darböte. Mehrere unter den polynesischen Inselgruppen (wie Hawaii, Neu-Seeland, die Marquesas-Inseln) wurden bekanntlich von verirrten Seefahrern bevölkert, die gewiss nicht mit zahlreichem Proviant versehen waren und dennoch können wir den Zusammenhang derselben mit den andern Inseln aus der Fauna und Flora und manchen Geräthen nachweisen. Mit der Annahme jedoch, schiffbrüchige Ostasiaten seien nach Amerika verschlagen worden, lassen sich die zu erklärenden Facta schlechterdings nicht begreifen, da Schiffer oder wandernde Kaufleute in der Regel nicht jenen hohen Grad von Bildung besitzen, um gewisse höhere Culturelemente zu verbreiten.

Wenn wir aber zu einer andern Ansicht zurückgreifen, welche eine alte Verbindung des nordöstlichen Asiens mit Amerika ausspricht, die in der Einwanderung der Eskimo's unzweifelhaft vorliegt, so lässt sich die Cultur Mittel-Amerika's noch weniger daraus erklären. — Denn einerseits besitzen die Völker Nord-Asiens nicht jenen Grad der Gesittung, um auf andere Völker anregend wirken zu können, anderseits lässt sich an der Westküste Nord-Amerika's, wo doch die eingeführte Cultur ihren Gang genommen haben müsste, keine Spur derselben entdecken.

Es bleibt daher nach all diesem nichts anderes übrig, als die amerikanische Cultur für urthümlich zu erklären und sie für ein Product der regelmässig entwickelten amerikanischen Rasse anzusehen.

Wir haben die Frage über den Ursprung der amerikanischen Cultur besonders deswegen hereingezogen, weil bekanntlich die Ansicht gewiegter Forscher, die amerikanische Cultur sei zum Theil durch ostasiatische Einflüsse entstanden, die Hypothese von der Bevölkerung Amerika's aus Asien wachgerufen und genährt hat. Nachdem aber die erste Hypothese in ihrer Nichtigkeit aufgedeckt worden, dürfte auch die zweite, welche übrigens mit ihr gar nicht unmittelbar zusammenhängt, fallen gelassen werden.

Wenn wir eine Bevölkerung Amerika's von Asien aus annehmen würden, so müssten wir die Einwanderung als vom höchsten Nordwesten aus geschehen betrachten. Dabei wären in Betreff der Rasse zwei Ansichten möglich; nämlich die Amerikaner sind entweder ursprüngliche Nordasiaten (also Verwandte der Eskimo's, der Tschuktschen, der Korjaken und anderer im Nordosten Asiens sesshafter Völker) und wurden aus ihren Sitzen durch die Horden der drängenden Mittelasiaten vertrieben, oder aber die Amerikaner sind eine eigenthümliche Rasse, welche von den Nordasiaten aus ihren Sitzen verdrängt wurde und in ihrer alten Heimath keine Überbleibsel zurückgelassen hat. Gegen die erstere Ansicht spricht die Grundverschiedenheit der Amerikaner und Eskimo's sowohl im physischen Typus als in der Sprache und mit der zweiten Ansicht, welche doch ein Factum vereinfachen und erklären soll, ist gar nichts geleistet, sondern die Erklärung nur hinausgeschoben.

Nachdem nun laut dem competenten Urtheile gewichtiger Forscher (selbst jener, welche an einen Verkehr Amerika's mit dem Osten Asiens glauben) die Fauna und Flora Amerika's von jener der alten Welt vollkommen unabhängig sind, so sehen wir auch keinen Grund, um nicht den unabhängigen Ursprung der amerikanischen Rasse zu postuliren und denselben auf einzelne bemerkenswerthe Thatsachen gestützt, entschieden auszusprechen.

1. Land und Klima.

In wenigen Continenten tritt der Einfluss der Gestaltung derselben, so wie der ihnen eigenthümlichen Naturproducte auf die Entwicklung des Menschen schärfer hervor als in Amerika. Es erscheint daher nothwendig, bevor wir zur Betrachtung der Culturentwicklung des Amerikaners übergehen, einen kurzen Blick auf das Land und seine Organismen zu werfen.

Amerika bildet eine von den andern Erdtheilen völlig abgesonderte Welt. Es erstreckt sich vom höchsten Norden bis um etwa 20 Grade tiefer nach Süden als Afrika.

Der Continent zerfällt der Form nach in zwei längliche Dreiecke, welche durch die sechs Meilen breite Landenge von Panama mit einander zusammenhängen. Der Flächeninhalt des Ganzen beträgt etwa 743.819 Quadratmeilen, wovon 403.020 auf Nord-Amerika inclusive Mexico, 9.025 auf Central-Amerika, 327.369 auf Süd-Amerika und 4.405 auf die westindischen Inseln entfallen. Die grösste Länge Nord-Amerika's beträgt ungefähr 1200, die grösste Breite dagegen nur 900 Meilen; die grösste Länge Süd-Amerika's etwa 1000, seine grösste Breite nicht ganz 700 Meilen. Während Nord-Amerika den südlichen Theil desselben Continentes um etwa ein Fünftel an Flächeninhalt übertrifft, hat es beinahe die doppelte Küstenentwicklung. Diese beträgt nämlich bei Nord-Amerika 6000, bei Süd-Amerika nicht ganz 3400 Meilen.

Die Küstenentwicklung ist an der östlichen Seite des Continentes bedeutender als an der westlichen. Ebendort befindet sich eine grosse Zahl von Inseln und Halbinseln.

Ganz Amerika wird von einer grossen Gebirgskette durchzogen, welche an der westlichen Seite des Continents vom tiefsten Süden bis zum höchsten Norden läuft und einzelne Seitenzweige gegen Osten entsendet. Oft spaltet sich das Gebirge in parallele Ketten, welche dann hohe Plateaux bilden (z. B. Peru, Mexico). An der Ostseite verläuft das Gebirge in Tiefländer, welche mit unübersehbaren Waldungen und Grasflächen bedeckt sind. Letztere heissen im Norden des Continents Prairien, im Süden dagegen werden sie mit dem Namen Pampas bezeichnet.

Amerika ist besonders in seinen östlichen Theilen sehr wasserreich. Es hat eine beträchtliche Anzahl mächtiger Flüsse und Seen. An mehreren Stellen, wo dem Wasser der Abfluss nicht gestattet ist bilden sich Moräste.

Dem Klima nach fällt Amerika in alle drei Zonen; der mittlere Theil gehört der heissen Zone an, Süd- und Nord-Amerika fallen in die gemässigte und der nördlichste Theil des letzteren in die kalte Zone.

Die Temperatur ist in Amerika viel niedriger als es unter den gleichen Breitengraden in den Ländern der alten Welt der Fall ist. Dies hat seinen vornehmsten Grund in der geringen Breite des Continents, in den grossen Waldungen, womit derselbe bedeckt ist und in den vielen Seen und Morästen, welche sich dort befinden.

2. Fauna und Flora.

Wenn wir die Fauna und Flora Amerika's betrachten, so weit diese dem Menschen geeignete Hilfsmittel zu seiner physischen Existenz und Culturentwicklung darbieten, so müssen wir dieselben als sehr arm bezeichnen. — Wir finden kein grösseres Thier, welches unserem Rinde oder Pferde an die Seite gestellt werden könnte. Das grösste und stärkste der einheimischen Thiere, der Bison, lässt sich nicht zähmen und ist auf den Prairien Nord-Amerika's nur Gegenstand der Jagd. Das Lama und das Alpaca Mittel- und Süd-Amerika's sind schwache

Thiere, welche im besten Falle unserem Schafe und unserer Ziege an die Seite gestellt werden können.

Unter dem zähmbaren Geflügel ist der Truthahn zu erwähnen, ein stattlicher Vogel, welcher aber kaum mehr als das Huhn des Polynesiers zu bedeuten hat.

Wir sehen also, dass die Natur selbst dem Amerikaner die Bedingungen zu einem Nomadenleben versagt hat, während wieder die von ihr gebotenen Hilfsmittel zu gering waren, um den Landbau zur Blüthe gelangen zu lassen. Die geringe Bedeutung des letzteren erscheint noch klarer, wenn man erwägt, dass die einheimische Flora ein einziges Gewächs liefert, welches unseren Kornfrüchten entspricht, nämlich den Mais.

Es ist ein eigenthümliches Verhängniss, dass gerade auf jenem Punkte Amerika's, welcher durch seine Lage und sein Klima dem Menschen die Bedingungen zur Entwicklung einer höheren Gesittung darbot, das wichtigste Metall fehlt. Mexico besitzt zwar einen grossen Reichthum an Kupfer, aber kein Eisen.

Culturzustand des amerikanischen Aboriginers.

Nach dem Vorhergehenden werden wir es begreifen, dass der Amerikaner gegen die anderen Rassen in seiner Culturentwicklung weit zurückbleiben musste. Die Natur selbst hat ihn zum Jäger und Fischer gemacht und ihm den Zutritt zu einer höheren Cultur verwehrt. Er war viel stiefmütterlicher von ihr bedacht worden als der Malaye, der Neger und der Hottentote; sie hatte ihm nur um Weniges mehr gegeben als dem Australier und dem Papûa.

Trotzdem gelang es ihm an einzelnen Punkten, wo er von der gewaltigen Natur nicht so hart bedrängt war und sich gleichsam sammeln konnte, sich aus dem wilden Zustande empor zu arbeiten und zum Culturmenschen heranzubilden. Diese Cultur ist nicht nur eine materielle, sondern eine zum Theil auf die Befriedigung geistiger Bedürfnisse abzielende und wir müssen sie um so mehr anerkennen, als sie ohne äusseren Einfluss zu Stande kam und wie es scheint erst nach unsäglichen Kämpfen mit den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens angebahnt werden konnte. — Deswegen nimmt auch nach unserer Ansicht der Amerikaner in der Reihe des Menschengeschlechtes eine höhere Stufe ein als der im Javanen zum Culturmenschen erhobene Malaye, der im Überflusse schwelgende Neger, oder der über den Nomadenzustand nicht hinausgekommene Kaffer.

Vom Standpunkte dieser einheimischen Cultur theilt sich die Bevölkerung Amerika's in zwei Hälften. In die eine Hälfte fallen die beiden Culturstaaten Mexico und Peru, in die andere Hälfte dagegen die übrigen Stämme, welche man füglich unter dem Ausdrucke Fischer- und Jägervölker zusammenfassen kann.

Da der uns zugemessene Raum es nicht gestattet auf eine Schilderung Mexico's und Peru's einzugehen, so werden wir uns hier auf die nordamerikanischen Naturvölker beschränken und diese einer kurzen Betrachtung unterziehen. Wir gehen dabei vor allem auf die Bewohner der östlichen Theile Nord-Amerika's zurück, da uns gerade diese näher bekannt sind und bei ihnen die wenigsten Spuren europäischen Einflusses sich wahrnehmen lassen.

Kleidung, Wohnung, Nahrung, Geräthe, Waffen.

In der Kleidung der nordamerikanischen Aboriginer prägt sich eine eigenthümliche Mischung des Pompösen und Phantastischen aus. Dieselbe ist grösstentheils den Fellen der von ihnen gejagten Thiere entnommen, worunter der Bison obenan steht. Die Felle werden zu

diesem Zwecke gegerbt und zu Röcken, Beinkleidern, Gamaschen und Schuhen zusammengenäht. Dieselben sind besonders an den Seiten mit allerlei Zierrath, der fransenartig herabhängt, aufgeputzt. In der Regel wird über diesen Anzug ein mit allerlei Figuren bemalter Mantel, ebenfalls von Leder, geworfen.

Das Gesicht wird mit verschiedenfarbigen Strichen bemalt und gilt für desto schöner, je schreiendere Farben aufgetragen werden. Das Haupt, dessen Haare entweder frei herabwallen oder bis auf einen Büschel am Scheitel geschoren sind, wird mit Federn, Büscheln von Pferdehaaren, den Skalp-Locken des erschlagenen Feindes, Büffelhörnern und anderem Zierrath geschmückt. Solche Dinge nebst noch anderen bunten und mannigfaltigen Gegenständen, wie Thier- und Vogelbälgen, Bändern, Steinstückchen werden auch an Schnüren zusammengereiht und sowohl um den Hals als auch um einzelne Waffenstücke und Geräthe, vor allem die Pfeife, umgehängt.

Der vorzüglichste Schmuck des nordamerikanischen Aboriginers sind jedoch die sogenannten Wampum's. Dies sind Arm- und Halsbänder aus farbigen, besonders blauen Perlen, welche aus kleinen Muscheln verfertigt werden. Zu diesem Behufe wird die Muschel an Steinen glatt und rund gerieben und dann mittelst eines spitzigen Instrumentes durchbohrt. Man fasst mehrere solcher Perlen an Schnüren zusammen und diese werden um so höher geschätzt, je bunter und gleichförmiger die einzelnen Perlen sind.

Vermöge der mühseligen Arbeit bei Verfertigung derselben ist der Werth solcher Wampum's in den Augen des nordamerikanischen Wilden sehr gross. Sie werden überall statt baren Geldes genommen. Bei Unterhandlungen ist die Zusendung eines Wampum's ein Zeichen von Freundschaft, im Kriege ein Zeichen des angebotenen Friedens. Häufig wird der Tribut, welchen ein unterworfener Stamm zu entrichten hat, in Wampum's gezahlt.

Die Wohnungen der nordamerikanischen Aboriginer bestehen aus Hütten, welche bei den Fischerstämmen aus Baumrinde, bei den Jägerstämmen dagegen aus zusammengenähten Büffelhäuten verfertigt werden. Die ersteren sind in der Regel grösser und haben eine beinahe halbkugelförmige Gestalt, die letzteren dagegen sind nach oben spitz zulaufend. Das Gerüste der Hütte wird aus mehreren Stangen gebildet, welche mittelst Thiersehnen zusammengebunden werden. Bei den Hütten der letzten Art ist die Decke unten mittelst Pflöcken am Boden befestigt. Dieselbe ist von aussen mit verschiedenen Figuren bemalt und mit Fransen reichlich verziert. An einer Seite wird die Naht unten ein wenig unterbrochen und die Decke nach beiden Seiten zurückgeschlagen, wodurch eine kleine Thüre entsteht, durch welche man in die Wohnung hineinkriecht. Oben an der Spitze befindet sich ein Loch, welches zum Abziehen des Rauches dient. In der Mitte der Hütte ist der Feuerplatz gelegen, ein rundes, in die Erde gegrabenes Loch, über welchem ein grosses, kesselförmiges Gefäss von einem aus drei gegen einander geneigten Stangen gebildeten Gestelle herabhängt.

Eine solche Hütte wird von einer Familie bewohnt; sie umfasst alle ihre Utensilien wie Geschirre, Waffen und sonstige Geräthe. Sie kann in kurzer Zeit aufgebaut und eben so abgebrochen werden. Im letzteren Falle werden die Felle zusammengerollt und die Stangen der Hütte bilden das Gerüst, auf welches man die verschiedenen Stücke des Hausrathes legt und forträgt. Das Zusammenpacken und Forttragen der Hauseinrichtung ist in der Regel das Geschäft des Weibes, welchem auch die andern Verrichtungen des Haushaltes zufallen, während der Mann nur um seine Waffen, die Jagd und den Krieg sich kümmert.

Die Hausgeräthe sind aus Holz, Thon, leichten Steinen und Thierhäuten verfertigt. Die Schneideinstrumente und Waffen wurden vor der Bekanntschaft mit den Weissen aus Steinen

und Knochen geschnitzt. Obschon das Land einen grossen Reichthum an Metallen darbietet, waren dem Amerikaner die Gewinnung und Bereitung derselben unbekannt.

Bei den Fischerstämmen ist der Kahn eines der wesentlichsten Geräthe. Er wird entweder aus Baumrinde oder der Haut des Bisons verfertigt und ist eben so durch Leichtigkeit als durch Dauerhaftigkeit ausgezeichnet.

Von den Jägerstämmen werden im Winter, während der Schnee hoch liegt, Schneeschuhe getragen. Es sind dies grosse, elliptisch oder fischförmig geschnittene Platten von weichem Holze und Leder, auf denen der Jäger über den leichtgefrorenen Schnee dahingleitet, während das von ihm verfolgte Thier bei jedem Satze im Schnee versinkt. Er hat daher mit seiner Beute in der Regel leichte Arbeit.

Mehrere zusammenstehende Hütten bilden ein Dorf. Die Anlage eines solchen ist aber nichts weniger als regelmässig. — Meistens findet man solche Dörfer an Stellen, wo der Jagdertrag ergiebig zu sein pflegt und wo Wasser in geringer Entfernung sich befindet. Manch mal wird das Dorf mit einer Umzämung von in die Erde eingerammten Stöcken umgeben, um es vor plötzlichen Überfällen zu sichern.

Die Nahrungsmittel des nordamerikanischen Aboriginers sind meistens dem Thierreiche entnommen. Das Fleisch wird entweder getrocknet, geräuchert oder gekocht; rohes Fleisch scheint nur dann genossen zu werden, wenn entweder der Hunger zu gross ist, oder das Feuer augenblicklich fehlt. Dabei wird das Fleisch weder gesalzen noch mit irgend einem andern Gewürze versetzt.

Wenn die Jagd nicht ergiebig genug ausgefallen ist, nimmt man auch zur vegetabilischen Nahrung seine Zuflucht. Dieselbe ist aber stets nur den wildwachsenden Pflanzen entnommen; Landbau wird von den Aboriginern Nord-Amerika's nicht getrieben.

Sowohl vom Fleisch als von einigen Pflanzenarten (z. B. dem wilden Reis) werden für den strengsten Theil des Winters Vorräthe angelegt, welche man in dicht verdeckten Gruben aufbewahrt.

Die Gewohnheit an das Jäger- und Fischerleben ist im nordamerikanischen Urbewohner so tief eingewurzelt, dass er auch dann, nachdem er durch die Weissen sowohl mit den Hausthieren als den Culturgewächsen der alten Welt beschenkt worden war, es verschmähte in der Viehzucht oder dem Landbau die Quelle seiner Nahrung zu suchen. Er zieht kein einziges unserer Hausthiere; selbst das Pferd, welches ihm bei der Jagd so wesentliche Dienste leistet, wird von ihm wild eingefangen.

Bestimmte Mahlzeiten werden von den Aboriginern Nord-Amerika's nicht gehalten; man isst sobald man Hunger verspürt und irgend etwas vorhanden ist. — War die Jagd ergiebig, so ist auch die Mahlzeit eine reichliche und das Feuer unter dem Fleischtopfe wird so lange unterhalten als nur etwas da ist; im entgegengesetzten Falle weiss man sich auch mit dem Wenigen zu begnügen. So ist es Sitte bei allen Völkern, welche mit ihrem Lebensunterhalte auf die Jagd angewiesen sind. Sie können in der Regel im Essen Unglaubliches leisten, wissen aber auch im Nothfalle mit magerer Kost ihren Hunger zu stillen. Daher kommen die einander widersprechenden Urtheile über die nordamerikanischen Urbewohner. Während die einen sie als unmässige Fresser verschreien, können die andern ihre Frugalität nicht genug loben.

Berauschende Getränke waren vor der Bekanntschaft mit den Weissen nicht vorhanden. Erst durch diese wurde der Branntwein eingeführt und hat mit seinen Reizen das arglose Gemüth des Wilden gefangen genommen. Während des Essens sitzen die Männer von den Weibern abgesondert. Die letzteren findet man stets mit den Kindern und Hunden beisammen.

Ein allgemein verbreitetes Reizmittel ist das Rauchen des Tabaks. Man raucht denselben aus grossen Pfeifen, welche aus einem eigenthümlichen weichen Steine von rother Farbe geschnitzt und mit verschiedenartigem, mitunter höchst phantastischem Zierrath aufgeputzt sind. Nach den Sagen einiger Stämme ist der Pfeifenstein das Fleisch ihrer Vorfahren und deswegen raucht man aus ihm zum Zeichen des Friedens.

Die Friedenspfeife, welche nur bei der Ceremonie des Friedensschlusses geraucht werden darf, zeichnet sich durch eine grössere Gestalt und künstliche Form aus und wird mit den Schwungfedern des Adlers aufgeputzt. — Sie wird jedesmal aus dem Zelte des Häuptlings hervorgeholt und in der Runde herumgereicht. — Nach beendeter Ceremonie wird sie wieder sorgsam eingehüllt und im Zelte des Häuptlings aufbewahrt.

Die Sitte des Rauchens war bei den Aboriginern Nord-Amerika's schon vor der Einführung des Tabaks einheimisch. Man rauchte verschiedene Blätter- und Rindensorten von narkotischer Wirkung, welche getrocknet und zu Pulver zerrieben wurden. Dieselben werden auch heut zu Tage neben dem Tabak geraucht.

Bei dem Stamme der Mandans finden sich Schwitzbäder im Gebrauche, welche ganz den sogenannten russischen bei uns ähnlich sind. Zu diesem Zwecke wird in einem aus Büffelfell erbauten Zelte ein Gestell mit einem siebähnlichen Aufsatze aufgestellt und zu gleicher Zeit eine Anzahl von Steinen erhitzt. Nachdem alles bereitet worden, kommt der Badende in ein weites Gewand gehüllt aus seinem Hause und hockt sich nackt auf dem siebähnlichen Aufsatze nieder. Eine zweite Person bringt einen Stein nach dem andern daher, stellt ihn unterhalb des Aufsatzes nieder und giesst kaltes Wasser darauf. Nachdem sich hinreichend Dämpfe entwickelt haben, wird die Hütte eng geschlossen und der Badende einer heftigen Transspiration überlassen. Nachdem er hinreichend Schweiss gelassen, öffnet er die Hütte und springt in einen nahe gelegenen Bach, worauf er sich mit Fellen abreibt und in sein weites Gewand einhüllt. Zum Schlusse wird er am ganzen Leib mit Bärenfett reichlich eingerieben.

Die ursprünglichen Waffen des nordamerikanischen Wilden waren die Keule, der Bogen und der Pfeil, sämmtlich aus Holz und Thierknochen verfertigt. Seit der Bekanntschaft mit den Weissen sind sie jedoch eisernen Waffenstücken gewichen, worunter das Beil (Tomahawk) und das Schlachtmesser die bemerkenswerthesten. Besonders das letztere weiss der Wilde mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit zu führen und sich dadurch furchtbar zu machen. In neuerer Zeit wird auch die Flinte vielfach verwendet, jedoch erweisen sich die alten Exemplare derselben den vollkommenen Waffen der Weissen gegenüber als unbrauchbar.

Leben, Sitten, religiöse Anschauungen.

Die Geburt geht bei den Weibern der Aboriginer Nord-Amerika's in der Regel schnell und glücklich von Statten. In vielen Fällen entbindet das Weib selbst, ohne von irgend Jemandem in dem schmerzlichen Acte unterstützt zu werden.

Das Kind bekommt bald nach der Geburt einen Namen, welchen es so lange beibehält, bis ihm von seinen Gespielen und Verwandten ein anderer gegeben wird, welcher gewöhnlich von seinen körperlichen oder geistigen Eigenschaften oder anderen Eigenthümlichkeiten hergenommen ist.

Die Erziehung der Kinder ist darauf berechnet in ihnen einen freien und unabhängigen Geist auszubilden. Sie werden daher sich selbst überlassen und von den Eltern in den seltensten Fällen gezüchtigt. Die Strafen, besonders bei den Knaben, sind derart, dass sie diesen Namen

gar nicht verdienen; man begnügt sich damit das Kind einfach zur Rede zu stellen oder mit kaltem Wasser zu begiessen. Man sieht es gern, wenn die Kleinen frühzeitig die Verrichtungen und Neigungen der Erwachsenen nachahmen. Man lässt sie mit den Schädeln der erschlagenen Feinde spielen und unterweist sie im regelrechten Scalpiren derselben.

Durch eine solche Erziehung, oder vielmehr durch diesen Mangel an aller Erziehung, wird in den Kindern ein unbändiger, störrischer Sinn herangebildet. — Dieselben zeichnen sich frühzeitig eben so durch Ungehorsam gegen ihre Eltern, als durch Zügellosigkeit und Übermuth gegen ihre Altersgenossen aus.

Aus solcher Jugend wächst ein unbändiges, stolzes und gewaltthätiges Geschlecht heran, welches jeden Versuch von Seite des Weissen es zu civilisiren als einen Eingriff in seine Freiheit und Unabhängigkeit betrachtet und allsogleich zu blutigen Thätlichkeiten bereit ist.

Während der Knabe frühzeitig mit den Männern verkehrt und als Jüngling ohne alle Ceremonie in ihre Gesellschaft gelangt, wird das Mädchen, sobald es zur Jungfrau herangereift ist, gewöhnlich auch äusserlich als solches bezeichnet. Dies geschieht dadurch, dass man ihr zu Ehren ein Fest veranstaltet und ihr Gesicht mittelst einiger Striche bemalt.

Um das vierzehnte oder fünfzehnte Jahr macht sich der Jüngling auf, um sich seinen Zaubersack (Medicinsack) zu holen. Dies ist ein aus dem Balge irgend eines vierfüssigen Thieres oder Vogels gemachtes sackförmiges Amulet, welches am Kleide befestigt oder in der Hand getragen und nie abgelegt wird. Man vertraut unbedingt auf seine Zauberkraft und kein Mann würde sich entschliessen, den Medicinsack unter welchen Bedingungen immer wegzugeben. Geht der Zaubersack durch Zufall verloren, so muss man einen solchen dem Feinde abzunehmen trachten.

Die Art wie ein solcher Zaubersack gewonnen wird ist folgende: Der junge Mann, welcher ihn zu besitzen wünscht, entfernt sich vom Elternhause auf einen entlegenen einsamen Platz und bringt dort mehrere Tage unter Fasten und Anrufungen des grossen Geistes zu. Er verfällt dann, von dem langen Fasten und Wachen ermattet, in einen tiefen Schlaf. Das erste Thier nun, von welchem er träumt, betrachtet er als den ihm vom grossen Geiste bestimmten Beschützer und begibt sich nach Hause, um seine Waffen zu holen und dasselbe zu erlegen. Hat er es erlegt und befindet er sich im Besitze seines Balges, so ist er gegen alle Gefahren für immer gesichert.

Eben so wie jedes einzelne Individuum hat jeder Stamm seinen Zaubersack, welcher heilig gehalten und vor den Blicken des Fremden verborgen wird.

Die Heirath ist bei den Urbewohnern Nord-Amerika's ein reines Kaufgeschäft, bei welchem vor allem andern das Ansehen, die Verbindungen und der Reichthum des Freiers den Ausschlag geben. Die Festlichkeiten beschränken sich meistens auf ein reichliches Mahl, welches den Gästen gegeben wird.

Bemerkenswerth ist die frühe Zeit, in welcher die Mädchen zu reifen und sich zu verheirathen pflegen. Heirathen mit eilf bis zwölf Jahren sind nicht selten und gar häufig begegnet man dreizehn- bis vierzehnjährigen Müttern. Durch das frühe Heirathen, so wie die Mühen und Anstrengungen, welche dem Weibe auferlegt sind, altert dieses frühzeitig und bietet mit dreissig Jahren den Anblick einer verwelkten Matrone dar.

Während der monatlichen Reinigung muss sich das Weib vom Manne, so wie auch von der Wohnung trennen und die ganze Zeit in einer kleinen abgesonderten Hütte zubringen. Wenn die Zeit abgelaufen ist, muss sie sich in fliessendem Wasser baden, und kann erst nachdem dies geschehen wieder mit ihrer Familie sich vereinigen.

Gewöhnlich nimmt sich ein Mann so viele Frauen als er zu ernähren im Stande ist. Doch begnügt man sich in den meisten Fällen mit einer einzigen Frau und nur Reiche oder Häuptlinge

nehmen sich deren mehrere. Von diesen nimmt gewöhnlich diejenige, welche in der Gunst des Mannes am höchsten steht, nämlich die jüngste, den ersten Rang ein.

Das Leben der Frau ist nichts weniger als ruhig und sorgenlos. Auf ihr lasten in der Regel alle Geschäfte des Hauses. Während der Mann für nichts anderes sich zu kümmern braucht als für die Jagd und den Krieg, ist es Sache der Frau alle übrigen Bedürfnisse zu besorgen. Ihr liegt es ob die Baumrinde für die Hütte herbeizuschaffen und die Felle für die Zelte, so wie für die verschiedenen Kleidungsstücke zu bearbeiten. Sie selbst begibt sich in den Wald um Beeren und Feuerholz zu sammeln. Dabei muss auch ihr Auge über den Kleinen wachen, damit ihnen nichts zu Leide geschehe. Sie muss den hilflosen Säugling nähren und pflegen. Letzteren trägt sie bei allen Arbeiten auf dem Rücken mit sich herum.

Vielleicht eben in Folge dieser Mühsale und Entbehrungen entwickelt sich besonders in der Mutter ein zärtliches Gefühl für ihre Kinder. Sie werden von ihr stets mit grösster Liebe gepflegt und selbst wenn die Familie zu einer beträchtlichen Zahl herangewachsen ist, wird nicht — wie bei andern Völkern — zu dem grausamen Mittel des Kindesmordes gegriffen.

Obwohl mitunter auch einzelne Familien unter ihrem natürlichen Oberhaupte ein isolirtes Leben führen, sind doch meistens mehrere derselben zu einem Dorfe unter einem Häuptlinge vereinigt. Doch ist die Vereinigung eine lose und die Stellung des Häuptlings im Frieden eine unbedeutende. Überhaupt beruht die Würde des Häuptlings vor Allem auf seinen persönlichen Eigenschaften und dem durch sie erworbenen Ansehen, so wie den Geschenken, mit welchen er die tapfersten Männer an sich zu fesseln weiss. Eine Vereinigung mehrerer Dörfer zu einem Stamme findet nur in Kriegszeiten statt und selbst dann ist ein solcher Stamm vielmehr ein Agregat verschiedenartiger Individualitäten als ein einheitlicher Organismus. Daher kommen die Planlosigkeit, mit welcher die Kriege von den nordamerikanischen Aboriginern geführt werden, und der unglückliche Ausgang der meisten ihrer Kämpfe.

Die Kriege werden mit mehr List als Tapferkeit geführt. Zwar wird immer der Feind von dem bevorstehenden Kampfe unterrichtet, indem man ihm irgend ein Symbol (meistens ein Bündel Pfeile) zusendet, aber nach Eröffnung der Feindseligkeiten ist es ganz gleichgiltig, durch welche Mittel man zu seinem Ziele gelangt.

Als die werthvollste Trophäe gilt die Kopfhaut des getödteten Feindes, welche man sammt den Haaren und in der Regel auch den Ohren mittelst eines scharfen Messers herabzieht. Der Wunsch nach dem Besitze eines solchen Scalpes verleitet manchen jungen Krieger zu Thaten, welche nicht so sehr in das Gebiet der Tapferkeit, als in jenes des Meuchelmordes gehören.

Krankheiten und Unglücksfälle werden wie bei andern wilden Völkern dem Einflusse der bösen Geister zugeschrieben, die man sich in der Gestalt bestimmter Thiere vorstellt. Wenn daher Jemand erkrankt, so ist es die vorzüglichste Aufgabe des Zauberdoctors, jenes Thier, welches in den Kranken hineingefahren ist zu entdecken und aus ihm herauszubringen. Zu diesem Zwecke nimmt er, nachdem er ein ansehnliches Geschenk in Empfang genommen und sich an einer Pfeife gestärkt hat, eine Reihe von Ceremonien vor, welche schliesslich damit enden, dass das feindliche Thier in effigie zu kleinen Stücken zerstossen und verbrannt wird. Gesundet der Kranke, so hat die Cur gewirkt, im entgegengesetzten Falle hat der Zauberdoctor das rechte Thier nicht getroffen oder der Zauber des letzteren war zu kräftig, als dass er hätte gebrochen werden können.

Die Todten werden in ihre Kleider gehüllt und begraben; man schlachtet ihre Thiere und gibt ihnen ihre Lieblingsgeräthe, so wie einige Speisen mit, damit sie jenseits ihr Leben fort-

setzen können. — Bei einigen Stämmen ist es Sitte den Todten in Häute zu hüllen und auf einem Baume oder erhöhtem Gestelle unter freiem Himmel auszusetzen.

Vorstellungen von einem zukünftigen Leben finden sich überall; sie sind aber sehr unbestimmt und verschwommen. Das zukünftige Leben wird als eine unmittelbare Fortsetzung des jetzigen gedacht; nirgends tritt der Gedanke einer Vergeltung für das hienieden Gethanene hervor.

Die Seelen der Abgeschiedenen stehen in fortwährendem Verkehre mit ihren Hinterbliebenen. Deswegen hegt man vor ihnen Furcht und sucht dieselben stets gnädig zu stimmen. Dies geschieht vor Allem durch Opfer und dadurch, dass man den Ruf des Verstorbenen vor jeder Verunglimpfung zu bewahren sucht. Bei einzelnen Stämmen werden jene, welche einem Verstorbenen Böses nachreden, mit dem Tode bestraft.

Der Glaube an einen grossen Geist, welcher als der Schöpfer alles Seienden angesehen wird, kehrt bei allen Völkern in verschiedenen Formen wieder. Jedoch wird seine Idee entweder zu abstract-verschwommen gefasst, so dass er dem Alltagsmenschen als etwas Fremdes erscheint, oder er tritt gleich als Person auf mit menschlicher Gestalt und menschlichen Sinnen, als Riese einer alten, längst entschwundenen Zeit. In beiden Fällen ist seine Idee ohne jede practische Bedeutung; er wird höchst selten verehrt, und nur hie und da werden ihm einzelne unbedeutende Opfer dargebracht. Mit desto grösserem Eifer werden die bösen Geister, welche den Menschen stets bedrohen können, verehrt. Auch der Schutzgeist, der des Einzelnen Geschicke lenkt und über seinem Gedeihen wacht, wird immerdar durch Opfer und Geschenke gnädig gestimmt.

Zu den Verrichtungen, mit denen man das Wohlgefallen der Götter zu erringen glaubt, gehören vor Allem die Tänze. Die Auffassung des Tanzes ist beim Aboriginer Amerika's ganz verschieden von jener der anderen Naturvölker, wie der Malayen, der Neger und Anderer und hat auch nichts mit jener der Inder, der Araber und der Javanen gemein. Der Tanz ist dem Amerikaner weder Ausdruck erregten Liebesgefühls noch eine Art Schaustellung, sondern vielmehr ein gottesdienstlicher Act und lässt sich am besten mit den erregten Tänzen der muhammedanischen Derwische vergleichen.

Schon die Art, wie die einzelnen Tänze ins Werk gesetzt werden, lässt die Beziehung derselben auf religiöse Anschauungen errathen. Dieselben werden nämlich meistens durch Personen ausgeführt, welche als Thiere verkleidet sind und diese in Geberde und Betragen nachzuahmen suchen. Offenbar liegt ihnen derselbe oder ein ähnlicher Gedanke zu Grunde wie der Bereitung des Zaubersackes, welcher im Leben des nordamerikanischen Aboriginers eine so grosse Rolle spielt.

Die wichtigsten dieser pantomimischen Tänze sind der Bärentanz, der Büffeltanz, der Hundetanz, der Adlertanz. Etwas anderer Art sind der Schneeschuhtanz, der Pfeifentanz und der Scalptanz, welche bestimmte Feierlichkeiten zum Zwecke haben. Besonders der letztere wird für ein grosses Fest angesehen.

Ein Seitenstück zu den Tänzen bilden die Peinigungen, welchen sich junge Leute auszusetzen pflegen. Dieselben scheinen aus einem doppelten Zwecke geübt zu werden, nämlich einerseits um sich abzuhärten und seine Gleichgiltigkeit gegen körperlichen Schmerz an den Tag zu legen, anderseits um dem grossen Geiste ein Opfer zu bringen. Dabei lassen sich die jungen Männer die Muskeltheile der Gliedmassen, so wie der Brust und des Rückens mittelst Stacheln durchbohren und sich durch an denselben befestigte Stricke in die Höhe ziehen. Kein Laut entströmt ihrem Munde, keine Miene wird dabei verzogen, wenn sie auch vor Schmerz ohnmächtig werden und halbtodt herabgelassen werden sollten.

Diese Selbstpeinigungen tragen wesentlich dazu bei das Gefühl des nordamerikanischen Aboriginers abzustumpfen und ihn gegen die Leiden Anderer gleichgiltig zu stimmen. — Wehe daher dem Feinde, der in seine Hände gelangt! Er wird ihn ohne Erbarmen quälen und peinigen und sich an den Zuckungen seines Opfers mit dämonischer Grausamkeit weiden.

Sprache.

Die Sprache der Aboriginer Nord-Amerika's beruht auf dem Principe des Polysynthetismus oder der Einverleibung. Während nämlich in unseren Sprachen die einzelnen Anschauungen, deren Verknüpfung im Satze ihren Ausdruck findet, sprachlich gesondert auftreten, werden sie in den Sprachen Nord-Amerika's in eine untrennbare Einheit vereinigt. Es fallen daher in manchen Fällen Wort und Satz vollständig zusammen.

Bei diesem Processe werden die einzelnen Worte verkürzt und oft nur durch Theile derselben dargestellt. Dass dadurch die Klarheit der Anschauungen, welche zu einem Urtheile verknüpft werden sollen, bedeutend beeinträchtigt wird, lässt sich im Vorhinein errathen.

Merkwürdig ist auch der Umstand, dass viele der einheimischen Sprachen Nord-Amerika's (wie z. B. die Algonkin-Sprachen, das Irokesische) das Nomen und das Verbum von einander nicht scheiden. Sie kennen vom Standpunkte der Formenlehre nur ein Nomen, welches, falls es mit Possessivsuffixen bekleidet wird, unserem Verbalausdrucke entspricht. Der Satz gründet sich nicht, wie bei uns, auf das Verhältniss des Subjectes zum Prädicat, sondern auf jenes des Objectes zu seinen verschiedenen Beziehungen. Die Redeform wird nicht von einem verbalen, sondern von einem substantivischen Verhältnisse (dem des Besitzes) beherrscht. Diese Redeform, einer einseitigen Bildung der Anschauungen entsprungen, kann umgekehrt nicht umhin auf die Ausbildung des Denkens eigenthümlich zu wirken. — Nicht nur unsere Ansichten und Begriffe, sondern auch unsere ganze Art und Weise zu denken müssen dem Aboriginer Nord-Amerika's höchst eigenthümlich und fremd erscheinen. Unsere Sprachen sind Kleider, die für seine Anschauungen nicht passen, mit denen er nichts anzufangen weiss.

Die Aboriginer Nordamerika's zeichnen sich gleich anderen Naturvölkern durch eine natürliche Redegabe aus. Ihre Reden sind von einer seltenen Naturwahrheit und einer auf Einfachheit beruhenden Kraft des Ausdruckes; gleich den Helden Homer's ist jeder tapfere Krieger, bestrebt auch als Redner sich einen Namen zu erwerben.

Unter den Erzeugnissen des dichtenden Volksgeistes stehen die Gesänge, welche das Andenken tapferer Häuptlinge oder Krieger feiern, obenan. Sie werden meistens im Chore vorgetragen. An dieselben schliessen sich die Kriegslieder und Klagegesänge zu Ehren gefallener Helden. Weniger bedeutend sind die kurzen Zauber- und Liebeslieder.

Gleichwie die Poesie anderer Naturvölker leidet auch jene der Aboriginer Nord-Amerika's an Wiederholungen. Die Kriegslieder, obwohl manchmal voll von erhabenen Gedanken, strotzen in der Regel von Prahlereien und Übertreibungen, welche die Harmonie des Ganzen wesentlich beeinträchtigen. Gleichwie bei den Insulanern der Südsee und darunter namentlich bei den Maori's kommen bei den Aboriginern Nordamerika's in den Liedern Wortformen vor, welche in der gewöhnlichen Sprache sich nicht nachweisen lassen und oft schwer verständlich sind, woraus auf ein hohes Alter mancher dieser Lieder geschlossen werden kann.

VIII. Allgemeine Übersicht der Bevölkerung Asiens.

Bisher haben wir Völker betrachtet, welche man, etwa mit Ausschluss der beiden Culturstaaten Amerika's, Mexico und Peru, mit Fug und Recht als Naturvölker bezeichnen kann. Alle diese Völker sind mehr oder weniger in dem primitiven Zustande der Menschheit stehen geblieben und haben es bisher zu Staaten mit eigenthümlichen Institutionen und höherer Cultur nicht gebracht.

Bei den meisten derselben waren vorzüglich der Boden, das Klima und das sie umgebende Thier- und Pflanzenreich daran Schuld. So beim Australier, beim Amerikaner, bei den Bewohnern der Südsee und theilweise auch beim Afrikaner.

Dort wo die Bodenbeschaffenheit das Entstehen einer Cultur begünstigte, wie in Mexico und Peru, war es der Mangel an geeigneten Nutzthieren und an den zu Werkzeugen nothwendigen Metallen, besonders des Eisens, welche eine die Keime des Fortschrittes in sich tragende Civilisation nicht aufkommen liessen.

Wir gelangen in dem vorliegenden Abschnitte endlich zu Völkern, bei denen sich die Keime höherer Cultur finden und welche als solche in den Gang der Geschichte der Menschheit eingreifen. Es sind dies jene Völker, welche in dem grossen Continente Asien-Europa zu Hause sind und von da aus succesive über den ganzen Erdkreis sich verbreiten.

Die beiden Welttheile Asien und Europa bilden strenggenommen nur ein Ganzes. Es lässt sich zwar nicht läugnen, dass sowohl in Betreff der physikalischen Bedingungen als auch in Betreff des sittlichen Lebens ein grosser Unterschied zwischen beiden Welttheilen besteht, welche durch einen hohen Gebirgszug factisch von einander getrennt sind: aber die Übergänge in einander sind nach beiden Richtungen so allmälich, dass sie füglich als ein grosses Ganzes betrachtet werden können.

Wenn wir auf die Gestaltung dieses Massenlandes blicken, so gewahren wir einerseits eine bedeutende Küstenentwicklung, andererseits grosse, von mächtigen schiffbaren Flüssen durchschnittene Ebenen. Diese Flüsse haben ihren Ursprung in langen, durch das Land sich hinziehenden bewaldeten Gebirgen, welche einen Schatz der verschiedenartigsten Metalle bergen.

Die Fauna und Flora dieses Massenlandes ist von jener der andern Welttheile ganz verschieden. Während in Australien und Amerika von grösseren, für die Zucht geeigneten Thieren fast keine Exemplare sich vorfinden, sind hier beinahe alle bekannten Nutzthiere und Nutzpflanzen

vereinigt. Es sind daher alle möglichen Bedingungen für die Entwicklung einer höheren Cultur vorhanden.

Die Bevölkerung Asiens und Europa's gehört — abgesehen von den beiden Rassenruinen im Norden und Süden des ersteren — zwei Menschenvarietäten an, welche in mehrere, durch Sprache, Sitten, Einrichtungen und andere Merkmale von einander getrennte Sippen zerfallen. Es sind dies die mongolische oder gelbe Rasse, als deren Urheimath Mittel-Asien bezeichnet werden kann und die mittelländische (kaukasische) oder weisse Rasse, deren Urheimath im südwestlichen Asien gesucht werden muss.

Unter den beiden von uns eben erwähnten Rassenruinen begreifen wir die nordasiatische oder hyperboreische Rasse, im höchsten Norden Asiens sesshaft und von da aus auch nach dem Norden Amerika's hinübergewandert und die südasiatische oder Dravida-Rasse, welche dermalen auf die Südspitze Indiens und die Insel Ceylon mit einigen anliegenden kleineren Inseln beschränkt ist.

Dass wir diese beiden Rassen für selbstständige ansehen und von der mongolischen, unter welche sie von namhaften Forschern subsummirt worden, unterscheiden, dazu werden wir nicht so sehr durch die Sprachverschiedenheit beider, sondern vor allem durch ihren eigenthümlichen körperlichen Typus, so wie durch mehrere psychisch-ethnographische Merkmale bewogen. Dies wird aus einer kurzen vergleichenden Schilderung der vier einheimischen Rassen klar werden.

A. Südasiatische oder Dravida-Rasse.

Den Hauptstock dieser Rasse bilden jene Völker, welche das sogenannte Dekhan bewohnen und von den arischen Indern Dravida's genannt werden. Es sind dies die Tamulen (Tamil), Telinga's, Kanaresen (Kannadi), Malayala's und Tuluva's.

Wie die Geschichte zeigt, waren die Dravida's die ursprünglichen Bewohner der ganzen indischen Halbinsel und wurden von den Arya's, welche etwa um das Jahr 2000 v. Chr. aus dem Pandschab in Indien eingebrochen waren, in die südlichen Theile zurückgedrängt. Sowohl hier als auch im Norden, wo einzelne derselben zurückgeblieben waren, nahmen sie die Cultur der Arya's an; während aber die nördlichen Dravida's auch ihre Sprache verlernten und ganz in den Eroberern aufgingen, behielten die im Süden wohnenden, wo sie als compacte Masse sich behaupten konnten, ihre ursprünglichen Idiome bis auf den heutigen Tag unverändert bei.

Wie es scheint haben im Laufe der Geschichte zwischen den Arya's und Dravida's bedeutende Mischungen stattgefunden, so dass sowohl der reine Typus der ersteren als auch der letzteren zu Grunde ging. So viel ist gewiss, dass, wenn wir nicht in den beiderseitigen Idiomen unverfälschte Zeugnisse ihrer Abstammung hätten, wir sie in Betreff ihrer physischen Complexion einer und derselben Rasse zuweisen müssten.

Es existirt aber eine Reihe kleinerer Völker, besonders in den Gebirgen Indiens, wohin sie sich vor den Eroberern geflüchtet haben, welche unzweifelhaft mit den Dravida's zusammenhängen. Es sind dies Stämme, welche sowohl von jeder Vermischung mit andern Rassen frei geblieben sind, als auch auf einer sehr primitiven Culturstufe sich behauptet haben. — Dahin gehören die Bewohner der Nilagiri's im Süden des Dekhan, die Toda's (Todavar), Kota's (Kotar), Badaga's (Badagar), Ku's u. a., ferner die Gonda's in den Gebirgen des östlichen, und eine Reihe von Stämmen in den Bergen des nordwestlichen Dekhan, wie die Bhilla's, Ramusi's, Warali's u. a.

Die oben genannten Völker, sprachlich mit den Dravida's eines Stammes — wie aus der Vergleichung der beiderseitigen Idiome hervorgeht — unterscheiden sich von ihnen durch manche physische Eigenthümlichkeiten. Diese sind alle derart, dass sie im vorhinein eine Verwandtschaft der Dravida's mit den Völkern mongolischer Rasse, an welche namhafte Forscher vermöge der Sprache verfallen sind, vollständig ausschliessen und auch in anderer Beziehung für eine Grundverschiedenheit des kaukasischen und Dravida-Typus, welche im indischen vermischt vorliegen, deutlich sprechen.

Die Todavar werden von allen Reisenden als schöne edle Gestalten beschrieben, mit echten antiken Gesichtszügen, unter denen Männer von sechs Fuss Höhe keine Seltenheit sind. Sie sind stark und muskulös, von brauner Farbe, mit grossen, ausdrucksvollen Augen, schwarzem, langem, gekräuseltem Haar und einem prächtigen Barte. Die Weiber sind gemeiniglich schön, haben ein üppiges Haar und zierliche Gliedmassen.

Andere dieser Völker, wie die Bhilla's, die Gonda's u. a. werden zwar von den Reisenden als von kleiner Statur und mit unschönen Gesichtszügen beschrieben, doch überall wird das gekräuselte, oft sogar wollige Haar, der starke Bartwuchs und die dunkle Farbe erwähnt, lauter Züge, welche eine Zusammengehörigkeit der Dravida's und der mongolischen Rasse vollständig unwahrscheinlich machen.

Was die Urbewohner der Insel Ceylon betrifft, so scheinen sie mit den Dravida's eines Stammes zu sein, da die einheimische Sprache (das Elu) noch am meisten mit den Dravida-Idiomen zusammenhängt. Jedoch gleichwie auf dem Festlande trat auch hier frühzeitig eine Vermischung der eingeborenen Bevölkerung mit den eingewanderten Indern ein, von welcher auch die Sprache ein vollgiltiges Zeugniss ablegt.

Überreste der reinen, unvermischten Aboriginer sind wahrscheinlich die Vaddah's in den Gebirgen des östlichen Ceylon. Sie zeigen einen von den übrigen Singhalesen etwas abweichenden Typus, haben aber krauses Haar und einen reichlichen Bartwuchs, zwei Punkte, welche sowohl mongolische als auch malayische Verwandtschaft, an welche man in neuester Zeit gedacht hat, von vornherein ausschliessen.

B. Nordasiatische oder Hyperboreer-Rasse.

Die Völker dieser Rasse bewohnen gegenwärtig das nordöstliche Asien von dem Sitze der Jakuten an der Lena bis zur Behringsstrasse. Sie scheinen ehemals den ganzen Norden Asiens eingenommen zu haben und in ihren Wohnsitzen nach und nach durch die Samojeden und später durch die tatarischen Stämme der Jakuten beschränkt worden zu sein. Immer mehr und mehr in die Nordostspitze zurückgedrängt, wanderten sie auf die anliegenden Inseln und nach Amerika hinüber.

Was uns bestimmt, diese Völker von der mongolischen Rasse zu trennen und als eine selbstständige Menschenvarietät aufzufassen, sind sowohl ihre eigenthümlichen, mit den uralaltaischen Sprachen nicht zusammenhängenden Idiome, als auch ihr körperlicher Typus, welcher als abweichend vom mongolischen beschrieben wird. Jedoch weichen die Angaben über die verschiedenen Völker, welche wir als Nordasiaten bezeichnen, mitunter von einander sehr ab, so dass es leicht möglich ist, dass hier nicht eine, sondern mehrere Menschenrassen vorliegen.

Wir subsummiren unter die Nordasiaten folgende Völker: Die Iukagiren, im Osten der Jakuten sesshaft, zwischen der Lena, Indigirka und Kolyma. Sie sind der Überrest einer grösseren Völkerfamilie, welche vor dem Eindringen der Jakuten in diesen Gegenden sesshaft

war und zu der auch die nun verschwundenen Omoki und Schelagi gehörten. — Die Tschuktschen östlich von den Iukagiren bis zur Behringsstrasse. Auch sie haben ehemals ein grösseres Gebiet eingenommen und wurden nach und nach in ihren Wohnsitzen beschränkt. — Die Korjaken, südöstlich von den Iukagiren, zwischen der Bucht von Anadyr und dem Flusse Omolon, im Norden der Halbinsel Kamtschatka. — Die Kamtschadalen (Itelmen) im mittleren Theile und die Aino's im südlichen Theile Kamtschatka's, auf den Kurilen, so wie auf den Inseln Saghalien und Jesso. — Die Namollo's, auch Fischer-Tschuktschen genannt, zum Unterschiede von den obengenannten nomadischen Rennthier-Tschuktschen am Tschuktschen-Vorgebirge und an den Mündungen des Anadyr. — Die Aleutier auf den aleutischen Inseln und die Eskimo's im ganzen Norden Amerika's.

Zu diesen Völkern dürften auch höchst wahrscheinlich die Jenissei-Ostjaken und die Kotten sammt den gegenwärtig tatarisirten Arinen oder Arinzen und Assanen zu rechnen sein. Die Jenissei-Ostjaken wohnen gegenwärtig am oberen Jenissei und seinen Nebenflüssen zwischen Jenisseisk und Turuchansk, die Arinzen in den sajanischen Steppen und die Kotten am Agul einem Nebenflusse des Kan. Die Jenissei-Ostjaken und Kotten reden Idiome, welche mit den ural-altaischen Sprachen in keinem Zusammenhange stehen.

Die älteren Nachrichten beschreiben die Iukagiren, welche vor etwa hundert Jahren noch ein zahlreiches Volk bildeten, als eine kriegerische Rasse von kräftigem und schönem Körperbau, ganz verschieden von den kleinen Samojeden. Durch Kriege mit ihren Nachbarn, den Tschuktschen und Korjaken und zuletzt mit den Russen kamen sie sehr herunter und haben sich vielfach mit andern Völkern vermischt.

Die Tschuktschen und Korjaken, welche sprachlich mit einander innig zusammenhängen, sind Leute von grosser Statur und starkem Körperbau. Sie bieten nach der Versicherung mehrerer Reisender grosse Ähnlichkeit mit den Aboriginern Amerika's dar. Bemerkenswerth sind die Aino's, welche durch einen üppigen Bartwuchs und reichliche Behaarung des Körpers sich auszeichnen sollen, also Merkmale, welche eine Zusammengehörigkeit derselben mit den Mongolen ausschliessen.

Ihrem Culturzustande nach stehen die Hyperboreer zwischen den Jägervölkern und Nomaden in der Mitte. Die asiatischen Völker dieser Rasse leben in den Niederungen und Morästen und nähren sich theils von dem Ertrag ihrer Rennthierheerden, theils von der Fischerei und der Jagd auf Zobel und andere Polarthiere.

C. Mittelasiatische oder mongolische Rasse.

Diese Rasse ist neben der mittelländischen die zahlreichste; gleichwie der letzteren Europa und das südwestliche Asien gehört, nehmen die Völker der mongolischen Rasse das ganze übrige Asien ein. Den Grundstock derselben bilden einerseits die sogenannten ural-altaischen Völker, andererseits die Chinesen. In unmittelbarem Zusammenhange mit denselben stehen die Völker Hinterindiens und Tübets mit einsilbigen Sprachen, so wie die Bewohner der Halbinsel Korea und des Inselreiches Japan.

Dass alle diese Völker zu einer Rasse zusammen gehören, geht vor Allem aus ihrer physischen Complexion hervor. Ob auch ihre Sprachen sämmtlich einen einzigen Sprachstamm bilden und auf eine einzige in ihnen aufgegangene Ursprache zurückgehen — wie man in neuester Zeit vielfach behauptet — dies lassen wir vor der Hand dahingestellt, da sich sowohl Gründe für als wider beibringen lassen. Denn einerseits sind die Übereinstimmungen zwischen den ural-altaischen Sprachen, welche unzweifelhaft einen einzigen Sprachstamm bilden, selbst

nicht der Art, dass sie jene zwischen ihnen und den andern Idiomen der mongolischen Rasse unwahrscheinlich machten und anderseits ist wiederum eine gänzliche Sprachverschiedenheit innerhalb einer Rasse eben so möglich, wie wir es beim kaukasischen und Negertypus wahrnehmen können. Eine positive Entscheidung dieser Frage ist aber deswegen schwer zu treffen, weil die wenigsten dieser Sprachen lautlich genauer durchforscht und bei vielen durch den rapid um sich greifenden phonetischen Verfall die Mittel zu einer tieferen Untersuchung unwiderbringlich verloren gegangen sind.

Übersicht der zur mongolischen Rasse gehörenden Völker.

Wir theilen alle zur mongolischen Rasse gehörenden Völker in drei Abtheilungen, deren erste die Ural-Altaier, die zweite die Japanesen und die Koreaner und die dritte jene Völker, welche einsilbige Sprachen reden umfasst. — Jede dieser Abtheilungen ist wiederum in mehrere Unterabtheilungen gespalten.

1. Ural-Altaier.

Die Völker dieses Stammes, welche wahrscheinlich vom östlichen Altai aus in die nunmehr von ihnen eingenommenen Sitze eingewandert sind, zerfallen in fünf Abtheilungen, nämlich 1. Samojeden, 2. Finnen, 3. Tungusen, 4. Mongolen und 5. Tataren.

a) Samojeden. Die Samojeden waren ursprünglich Bewohner der sajanischen Gebirgskette und verbreiteten sich von da aus an den Flüssen, welche diesem Gebirge entspringen, nämlich dem Jenissei und dem Ob. Später wurden sie durch das Eindringen ostjakischer und tatarischer Stämme zersprengt und in die nördlichen Gegenden zurückgedrängt. Die Samojeden waren ehedem ein zahlreicher Stamm; heut zu Tage stellen sie nur Trümmer desselben dar. Gegenwärtig bewohnen sie die Küsten des Eismeeres von Lappland bis an die Chatanga-Bucht und reichen vom Eismeer im Norden bis zu den sajanischen Bergen im Süden. — Sie zerfallen in mehrere Stämme, welche verschiedene Dialekte reden.

Die bedeutendsten sind die Laghe und die Vanuta, ferner die Stämme am Flusse Mesene, die sibirischen Tawgi, am Meerbusen gleichen Namens; die Stämme des Tas und die von Mangaseia zwischen dem Jenissei und Ob, endlich die jurakischen Samojeden an der Seeküste zwischen den Mündungen des Ob und Jenissei.

Zu den Samojeden gehören der Abstammung nach folgende Stämme: 1. die Sojoten, zwischen dem sajanischen Gebirge und dem Altai und Changai und den Flüssen Tas und Baschkus. Sie stehen gegenwärtig unter chinesischer Oberherrlichkeit und werden von den Chinesen Ulianghai genannt; 2. die Matoren, am Flusse Tuba, östlich vom Jenissei und nördlich von den sajanischen Bergen; 3. die Koibalen auf beiden Seiten des oberen Jenissei; 4. die Karagassen in den sajanischen Bergen an der Uda und 5. die Kamassinzen um Abakansk und Kansk.

Gegenwärtig haben alle diese Stämme ihre Sprache und ihre Sitten aufgegeben; sie sind grösstentheils tatarisirt, zu einzelnen Theilen auch burjätisirt worden.

b) Finnen. Zu welcher Zeit die Finnen von ihren Verwandten in Hochasien sich losgerissen und in die Gegenden des nordöstlichen Europa gezogen haben, ist schwer zu bestimmen. Jedoch muss dies geraume Zeit vor Beginn unserer Zeitrechnung geschehen sein, da Ptolemäus und Tacitus dieselben in der Gegend des heutigen Litauens und an der Weichsel bereits kennen. Heut zu Tage bewohnen die Finnen das nordöstliche Europa und nordwestliche Asien. Man theilt den finnischen Stamm in folgende vier Familien:

1. Die ugrische. Dieselbe befasst die ugrischen Ostjaken, die Wogulen und die Magyaren.

2. Die bulgarische. Dahin gehören die Tscheremissen und Mordwinen. Auch die Tschuwaschen sind ihrer Abstammung nach hieher zu rechnen; ihrer Sprache und ihren Sitten nach sind sie Tataren.

3. Die permische. Sie umfasst die Permier, Sirjänen und Wotjaken.

4. Die finnische im engeren Sinne. Sie besteht aus den europäischen Finnen (Suomi), Esthen, Liven und Lappen. Wahrscheinlich gehören hieher die Baschkiren, Meschtscherjäken und Teptjären, welche im Laufe der Zeit tatarisirt worden sind.

Die meisten der hieher gehörigen Stämme sind durch Einfluss civilisirter Völker über den Naturzustand hinausgekommen, und haben sich als Viehzüchter und Landbauer an ein ansässiges Leben gewöhnt. Nur die Ostjaken und Lappen sind durch die Natur des von ihnen bewohnten Landes gezwungen, das Rennthier-Nomadenleben fortzuführen und sich nebenbei vom Fischfange zu ernähren. Ein Vorzug dieses Stammes vor seinen Verwandten ist es, dass einzelne Völker desselben das Christenthum und mit ihm auch die Civilisation des Abendlandes angenommen haben.

Zwei von den hieher gehörenden Völkern sind auch in der Geschichte als handelnd aufgetreten und es ist ihnen dabei gelungen selbstständige Staaten zu gründen. Wir meinen die Bulgaren und Magyaren. Jedoch hat man unter den Bulgaren, wie sie in der Geschichte des Mittelalters auftreten, nicht allein finnische oder tschudische Völker zu verstehen, sondern auch manche tatarische Stämme. Während aber die Bulgaren ihre Sprache und Nationalität eingebüsst, und dieselben von ihren Unterworfenen, den südlichen Slaven angenommen haben, ist es den Magyaren gelungen, beide bis auf den heutigen Tag zu behaupten.

c) Tungusen. Die Tungusen bewohnen das östliche Sibirien und jenen Landstrich, welcher nach einem Stamme derselben, den Mandschu's, die Mandschurei genannt wird. Sie zerfallen in mehrere Stämme mit eigenen Oberhäuptern an der Spitze.

Die Tungusen sind ein aufgewecktes, kriegerisches, mit grosser Energie begabtes Volk, dem es 1644 gelang, sich in den Besitz des Thrones von China zu setzen und das Land sammt den zahlreichen ihm an Zahl bei weitem überlegenen Horden durch zwei Jahrhunderte hindurch zu beherrschen.

Die Mandschu's, die gegenwärtigen Beherrscher China's sind der jüngste in der Geschichte auftretende Tungusenstamm. In den älteren Annalen China's kommen mehrere Tungusenstämme vor, welche thätigen Antheil an den Geschicken des Reiches der Mitte nehmen. Die erste Erwähnung derselben datirt aus dem eilften Jahrhundert vor Beginn unserer Zeitrechnung und bezieht sich auf den gegenwärtigen Stamm Niutschi, welcher dort Su-tschin genannt wird. Im Jahre 263 n. Chr. wird ein Stamm Iliu erwähnt, welcher einen Tribut in Panzern, Pfeilen, Bogen und Zobelfellen darbrachte.

d) Mongolen. Die Mongolen sind die westlichen Nachbarn der Mandschu's; sie bewohnen jenes Land, welches von Sibirien im Norden bis nach China im Süden, von der Mandschurei im Osten bis zur sogenannten hohen Tatarei im Westen sich ausdehnt. Dies ist ihr Stammland, wo der Grundstock dieses Volkes sich befindet; mächtige Zweige desselben kommen auch im südlichen Russland und südlichen Sibirien vor.

Der mongolische Stamm zerfällt in drei Zweige: Ostmongolen, Westmongolen oder Kalmüken, auch Ölöt oder Durban oirad genannt und Burjäten. Die Ostmongolen bewohnen die eigentliche Mongolei, die Kalmüken wohnen theils in Asien um Kokonor und Ili, theils im südlichen Russland an den Ufern des Jaik, der Wolga und des Don, die Burjäten sitzen im

südlichen Theile des Gouvernements Irkutsk in Sibirien und in jenem Lande, welches um den Baikal-See herum liegt. Einige Mongolenstämme, die sogenannten Aimak's oder Hazareh's wohnen im nordöstlichen Persien; sie sprechen einen Dialect, welcher durch das Persische nicht unbedeutend influenzirt worden ist.

Die Mongolen sind von Natur ein träges, phlegmatisches Volk und stehen den Tungusen an Energie und Raschheit nach. Diese Eigenschaften, so wie der Umstand, dass sie orthodoxe Buddhisten sind, eifrige Anhänger einer Lehre, welche Frieden und Versöhnung predigt, macht sie gegenwärtig den umgebenden Völkern wenig gefährlich. Sie sind unter allen Völkern Hochasiens das zahlreichste und mächtigste; sie könnten leicht, wenn ein neuer Temudschin unter ihnen erstünde, sich zu Herren von China und vielleicht von ganz Asien machen. Dass sie die Kraft haben unermessliche Dinge zu verrichten, wenn sie von einem talentvollen Manne aus ihrer Mitte begeistert und geführt werden, dies beweisen ihre Züge unter Temudschin (Tschinggis-Chan), Temir (bei uns gewöhnlich Timur-lang oder Tamerlan genannt) und Baber, dem Stifter des indischen Mogul-Reiches. Die Mongolen haben das grösste Reich gegründet, welches je die Erde gesehen; sie haben ganz Asien erobert und sich zu Herren eines grossen Theiles von Europa gemacht.

e) Tataren. Die Tataren sind unter den Völkern der mongolischen Rasse die ersten, welche in der Geschichte des Abendlandes auftreten. Sie haben gleich den Mongolen grosse, mächtige Reiche gegründet, das Römerreich gezüchtigt und ganz Europa in Schrecken gesetzt. Die Throne Chinas, Persiens, Indiens, Syriens, Ägyptens und des Chalifenreiches wurden von Tataren in Besitz genommen. Meistens orthodoxe Muhammedaner, sind die Tataren dem Gebote des Propheten, sich mit der Macht des Schwertes das Paradies zu erkämpfen, stets getreulich nachgekommen.

Die älteste Geschichte der Tataren, die wir vornehmlich aus Raschid-eddin und Abulghazi Behadur Chan schöpfen müssen, ist durch islamitische Tendenzen ganz getrübt. Sie fängt gleich den andern von Muhammedanern verfassten Geschichtswerken mit Noah an und läuft durch eine Reihe augenscheinlich erfundener Genealogien bis auf die historisch beglaubigten Zeiten herunter.

Unter Japhets acht Söhnen wird Turk genannt, der sich in der Nähe des Sees Issikol und des Flusses Ili niederliess. Einem seiner Nachkommen wurden Zwillinge geboren, wovon der eine Tatar, der andere Mongol hiess. Unter diese beiden wurde das Reich getheilt. Ein Nachkomme Mongols war Oghuz-Chan. Dieser wird von der Sage als zweiter Abraham geschildert; er ist eifriger Muslim, welcher alle andern zu seiner Religion zu bekehren sucht. Oghuz-Chan ging in seinem Eifer so weit, dass er mehrere seiner Frauen, welche seinen Glauben nicht annehmen wollten, verstiess.

Als der Vater Oghuz-Chan's von dem Fanatismus seines Sohnes unterrichtet wurde, ward er gegen ihn aufgebracht und trachtete ihm nach dem Leben. Dieser hatte aber bereits eine Reihe von Anhängern sich erworben, welche ihn vor den Nachstellungen des Vaters beschützten. Er nannte dieselben Uigur (Helfer). Sie sind die Ahnherrn des späteren mächtigen Uigurenstammes.

Oghuz-Chan führte hierauf mit seinem Vater einen Krieg, aus dem er schliesslich siegreich hervorging. Er unterwarf sich dann die Reiche Khatai, Kara-Khatai und Tangut. Besonders mit Kara-Khatai hatte er eine hitzige Schlacht zu kämpfen, während welcher das Weib eines gefallenen Befehlshabers in einem hohlen Baume *(kiptschak)* einen Sohn gebar. Dieser wurde Stammvater der so benannten türkischen Horde und Gründer des Reiches Kiptschak.

Oghuz-Chan starb nach einer 116 Jahre langen Regierung. Von seinem Tode bis auf Temudschin rechnet man 4000 Jahre; also wäre die Regierungszeit Oghuz-Chan's auf etwa das Jahr 2800 v. Chr. anzusetzen.

Etwas mehr sichere, wenn auch nicht bedeutend reichlichere Nachrichten über die Tataren erfahren wir aus den Annalen der Chinesen. Die Tataren kommen dort frühzeitig unter dem Namen Hiong-nu vor. Sie sollen von dem fabelhaften Kaiser Hoang-ti, welcher ums Jahr 2700 vor Beginn unserer Zeitrechnung lebte, nach Norden verdrängt worden sein.

Die Beschreibung, welche die chinesischen Annalen von den Hiong-nu entwerfen, ist besonders deswegen interessant, weil die meisten Züge mit den noch heut zu Tage bei den hochasiatischen Stämmen geltenden Sitten und Gebräuchen zusammenstimmen und auch die Schriftsteller des Abendlandes Ähnliches über die während der Völkerwanderung auftretenden Völker tatarischer Abstammung berichten.

Als Begründer des Hiong-nu Reiches gilt Maotun, Sohn des Toman, der 209 vor unserer Zeitrechnung zur Regierung gelangte. Er unterwarf sich ganz Hochasien und griff auch China an, das einen Frieden mit ihm unter harten Bedingungen erkaufen musste. Später eroberte er Turkestan, die Bucharei und alles Land bis zum kaspischen Meere.

Im Jahre 48 n. Chr. zerfiel das Reich der Hiong-nu in zwei Theile, ein nördliches und ein südliches. Ersteres verschwand bald vom Schauplatze der Geschichte, nachdem es von den südlichen Hiong-nu, den Chinesen und zwei anderen Völkern, den Sien-pi und Ting-ling angegriffen worden war. Das eroberte Land wurde von den Sien-pi, einem Tungusen-Stamme in Besitz genommen.

Die Sien-pi verbündeten sich zu wiederholten Malen mit den südlichen Hiong-nu gegen China, welches schliesslich den Entschluss fasste, die Barbaren in sein Gebiet aufzunehmen und zu colonisiren.

Nach dem Auftreten verschiedener kleinerer Reiche begegnen wir endlich im sechsten Jahrhundert nach Christus einem grösseren tatarischen Stamme, nämlich den Tu-kiu.

Unter diesem Stamme haben wir gewiss nichts anderes als die Türken des Abendlandes zu verstehen, da der Ausdruck تُرك *(turk)* nach chinesischer Aussprache Tu-kiu lautet. Die Erzählung, welche die chinesischen Annalen über den Ursprung dieses Volkes berichten, das sie mit den Hiong-nu in Verbindung bringen, ähnelt zu sehr jener bekannten von Romulus und Remus und findet sich zu oft bei den morgenländischen Schriftstellern, als dass sie im entferntesten authentisch sein könnte.

Der Begründer der Herrschaft der Tu-kiu ist Tumen, der im Jahre 546 das tungusische Reich der Tseu-tsen, deren Vasall er war, im Vereine mit den To-po erschütterte und vernichtete. Sein Sohn Mokan gründete in Hochasien ein grosses Reich und trat mit dem oströmischen Reiche unter Justin II. in Verbindung. Das Reich der Tu-kiu dauerte bis zum Jahre 745, wo es von den Kao-tsche's, einem Zweige der Uiguren, zerstört wurde.

Die Uiguren sind unstreitig der am weitesten in der Cultur fortgeschrittene Stamm der Tataren. Sie hatten frühzeitig eine eigene Schrift und Literatur; von der ersteren machen die Chinesen schon im Jahre 478 Erwähnung. Wahrscheinlich ist damit eine nun verloren gegangene Schrift gemeint, die sich noch heut zu Tage auf einigen Inschriften findet. Später nahmen die Uiguren bekanntlich von den nestorianischen Missionären die syrische Schrift an, aus der sich auch die Schrift der Mongolen, Kalmüken und Mandschu's entwickelte. Nach den Berichten der Chinesen waren am Hofe des uigurischen Chans eigene Chronikenschreiber angestellt. Westlich vom Lop-See traf ein chinesischer Pilger bereits zu Anfang des fünften

Jahrhunderts gegen 400 Buddhisten und um dieselbe Zeit circulirten unter den Uiguren manche chinesische Werke in uigurischer Übersetzung. Neben dem Buddhismus und der chinesischen Bildung fanden auch der persische Zarathustra-Glaube, die Lehre des Manes und das nestorianische Christenthum vielfach Eingang.

Die Uiguren haben sich durch lange Zeit als ein eigener Stamm behauptet und standen wegen ihrer Bildung und Cultur in hohem Ansehen. Später vermischten sie sich mit Mongolen, Chinesen, Arabern und mehreren muhammedanischen Tatarenstämmen und verloren dadurch sowohl ihre Bildung als auch ihre Nationalität.

Neben den eigentlichen Uiguren, den Kao-tsche's, kommen noch zwei andere Uigurenstämme in der Geschichte vor, nämlich 1. die Usbeken, welche im 16. Jahrhundert aus Inner-Asien über den Dschihun eindrangen und sich in den Besitz von Balkh, Chiva, Bukhara, Ferghanah u. s. w. setzten, und 2. die Seldschuken, welche im 11. und 12. Jahrhundert besondere Dynastien in Mesopotamien, Persien, Syrien und Kleinasien gründeten und von denen auch die heutigen Türken abstammen.

Ein Zweig der Usbeken scheinen die Turkmenen zu sein, welche gegenwärtig in verschiedenen Horden in Persien, Turkestan, in der Türkei und in Russland leben.

Neben diesen Nachkommen der alten Uiguren finden sich noch folgende Tatarenstämme vor:

1. Die Jakuten im nördlichen Sibirien, zwischen den Sitzen der Samojeden und Iukagiren.
2. Die Nogaier, unter russischer Herrschaft auf den Ebenen westlich vom kaspischen und nördlich vom schwarzen Meere. Sie enthalten viele Überreste der Chazaren, Petschenegen und Kumanen und sind stark mit Mongolen vermischt.
3. Die basianischen Türken im nördlichen Kaukasus, südöstlich vom Berge Elburs.
4. Die Kumüken im nordöstlichen Kaukasus, am unteren Koisu und Terek.
5. Die Karakalpaken, südöstlich vom Aral-See und am unteren Lauf des Sir-Darya und Kuvan-Darya.
6. Die Kirgisen, welche sich selbst Kasak (Reiter) nennen, in der Gegend von Taschkend am oberen Irtisch, am Aral-See und am kaspischen Meere. Sie sind stark mit Mongolen vermischt.
7. Die Baschkiren, am südlichen Ural, die Tschuwaschen, Meschtscherjäken und Teptjären an der Wolga, welche aber, wie oben erwähnt wurde, von Haus aus der finnischen Familie angehören.

An diese Stämme, welche noch immer mit selbstständiger Nationalität und Sprache fortleben, ist eine Reihe von Völkern anzuschliessen, welche im Verlaufe der Geschichte Europa's auftreten, gegenwärtig aber bis auf geringe Spuren verschwunden sind. Es sind dies folgende:

1. Die Scythen. Unter diesem Namen verstanden die Alten eine Reihe von Völkerschaften, die ethnographisch gar nicht zusammen gehören. Der Ausdruck repräsentirt überhaupt keinen ethnographischen Begriff, wie die meisten der von den Alten überlieferten Namen. Gewiss waren manche der von den Alten mit der Bezeichnung Scythen belegten Horden ural-altaischer und speciell tatarischer Abkunft, wenn auch andere indogermanischer Abstammung gewesen sein mögen.
2. Die Hunnen. Auch diese waren nach den Schilderungen der abendländischen Geschichtschreiber ural-altaischer Abkunft; wahrscheinlich sind unter diesem Namen mehrere tatarische und finnische Stämme begriffen.

3. Die Alanen; von den Chinesen Yan-tsai genannt (?).

4. Die Roxolanen.

5. Die Avaren. Sie sind ein Theil der von den Tu-kiu und To-po im Jahre 546 n. Chr. zersprengten Tseu-tsen. Nachdem sie sich durch mehrere vom Westen her eingewanderte Schaaren verstärkt hatten, unterwarfen sie sich das bulgarische Reich und drangen bis an die Donau vor. Von da aus verheerten sie die angrenzenden Länder, besonders Ost-Rom, das Land der Franken, Baiern, Galizien u. s. w. Sie konnten sich jedoch nicht lange selbstständig behaupten. Wahrscheinlich wurden sie von anderen mächtigeren Stämmen assimilirt, denn sie verschwinden nach und nach ganz aus der Geschichte. Ein Theil der Avaren eroberte 598 die dalmatinische Küste, wurde aber später von den südlichen Slaven unterjocht. Dies sind die Morlaken, welche lange Zeit hindurch ihre Sprache und Sitten beibehielten, später aber beide ganz einbüssten.

6. Die Bulgaren. Unter diesem Ausdrucke scheinen sowohl tatarische als finnische Stämme begriffen zu sein. Die Bulgaren erscheinen zuerst unter Arschak I., König der Parther (127—114 v. Chr.). Damals wohnten sie im Norden, von wo sie später gegen den Ararat zogen und sich dort niederliessen. Im fünften Jahrhundert n. Chr. zogen sie von da aus westlich gegen den Don und Dnjepr, wo sie unter die Herrschaft der Avaren geriethen. Im Jahre 635 schüttelten die Bulgaren das Joch der Avaren ab und stifteten unter ihrem Führer Kubrat das bulgarische Reich. Sie wurden immer mächtiger und eroberten schliesslich Mösien, welches damals von slavischen Stämmen bewohnt war. Hier nahmen sie die Sprache ihrer Unterworfenen an und verloren ihre nationale Selbstständigkeit.

7. Die Chazaren. Während der Völkerwanderung lagerten die Chazaren um den Kaukasus, von wo sie häufig in Armenien und Iberien einfielen. Im Laufe des achten Jahrhunderts geriethen die Muhammedaner bei ihrem Vorrücken gegen den Kaukasus in einen harten Kampf mit denselben. Sie konnten sie jedoch nicht unterjochen, sondern im Gegentheile die Macht der Chazaren wuchs immer mehr und mehr, so dass ihr Reich im 9. Jahrhundert sich vom Jaik bis zum Dnjepr und Bug und vom südlichen Ende des Kaukasus bis zur mittleren Wolga und Oka erstreckte. Die Chazaren standen lange Zeit mit den Bulgaren und normannischen Russen in freundschaftlichem Verkehre, bis sie mit anderen Völkern den Mongolen unterlagen und dabei ihre Sprache und Nationalität einbüssten.

8. Die Petschenegen. Wir finden die Petschenegen zuerst an der mittleren Wolga und am Jaik. Sie wohnten nördlich von den Bulgaren, östlich von den Chazaren und waren dem grossen türkischen Reiche in Hochasien tributpflichtig.

Als das grosse türkische Reich zerfiel, wanderten die Petschenegen mit anderen verwandten Horden gegen Westen und liessen sich an den Ufern des kaspischen Meeres nieder. Hier geriethen sie in einen blutigen Krieg mit den älteren Bewohnern des Landes, namentlich den Chazaren, welcher besonders im achten und neunten Jahrhundert mit grosser Erbitterung geführt wurde. Gegen Ende des neunten Jahrhunderts verbanden sich die Chazaren mit den Ghuzen gegen die Petschenegen, welche besiegt und zersprengt wurden. Ein Theil unterwarf sich den Siegern und blieb im Lande zurück, ein anderer Theil dagegen überschritt den Don und warf sich auf die Magyaren, welche damals den Chazaren tributpflichtig waren. Die Magyaren wurden von den Petschenegen geschlagen und durch die Moldau und Siebenbürgen nach Pannonien gedrängt. Die Petschenegen nahmen das Land zwischen dem Don und der Donau ein, welches durch den Dnjepr in eine östliche und westliche Hälfte getheilt wurde. Sie wurden da von ihren Nachbarn, den Russen, Bulgaren und Griechen sehr gefürchtet. Nach dem Ende des

12. Jahrhunderts verschwinden die Petschenegen aus der Geschichte und verlieren ihre Sprache und Nationalität.

9. Die Kumanen. Die Kumanen treten im 11. Jahrhundert als Feinde Russlands und des byzantinischen Reiches auf. Besonders ersteres wurde von ihnen hart mitgenommen. Sie verheerten die Dnjestr- und Dnjepr-Gegenden und drangen über Siebenbürgen und Ungarn sogar nach Polen vor. — Im 11. und 12. Jahrhundert führten sie Kriege mit den Russen, Byzantinern, Griechen und Bulgaren. Ihr Ende erreichten die Kumanen, als die Schaaren der Mongolen über das Abendland hereinbrachen. Sie verbanden sich mit den Russen gegen dieselben, wurden aber — wie bekannt — in der blutigen Schlacht an der Kalka (1223) vollständig geschlagen. Ein Theil der Kumanen blieb zurück und wurde später nach Ägypten in die Sclaverei geschleppt, ein anderer Theil floh zu den Griechen, Serben und Bulgaren, ein Theil endlich zog nach Ungarn, wo die Kumanen lange Zeit hindurch ihre Sprache behaupteten, bis sie endlich in den Magyaren aufgingen.

2. Japanesen und Koreaner.

Die Bewohner des Reiches Japan[1], die von uns schlechtweg genannten Japanesen, sind nicht die Aboriginer der Inseln. Verschiedene Nachrichten melden von wilden Stämmen, welche das Land früher eingenommen haben und noch immer in den inneren Theilen der Inseln sich vorfinden sollen. Auch der Typus der Bewohner der südlichen und südöstlichen Küstenstriche (dunklere Hautfarbe und krauses Haar) spricht für eine Mischung mit einem stammfremden Volke. Ob darunter Stämme zu verstehen sind, welche mit den Papûa's auf den Philippinen und auf Formosa zusammenhängen, oder ob Verwandte der Aino's vorliegen, ist nach den vorhandenen Nachrichten schwer zu entscheiden.

Seine Civilisation verdankt bekanntlich Japan vor Allem dem benachbarten China. — Von ihm hat es auch seine Schrift empfangen. Die ursprüngliche Religion der Japanesen gründete sich auf die Verehrung der Naturkräfte und der abgeschiedenen Seelen. Aus derselben entwickelte sich die reiche japanesische Mythologie, welche nicht weniger als 3000 Götter umfasst und vielfach in die Geschichte hineinragt. Die beglaubigte Geschichte Japans beginnt mit Zinmoo, im siebenten Jahre der Regierung des chinesischen Kaisers Hoei-wang (668 vor Beginn unserer Zeitrechnung).

Der alte Glaube Japans wurde durch den Buddhismus verdrängt, welcher von China nach Korea und von dort im Jahre 543 n. Chr. nach Japan gebracht wurde. Er ist nunmehr Staatsreligion und vornehmlich die Religion des gemeinen Volkes, während die Gebildeten, von chinesischem Wissen genährt und in Verachtung des Volkes und der Mönche, der Religion Kung-fu-tse's anhängen. Das philosophische System des chinesischen Weisen bezieht sich bekanntlich nur auf die Verhältnisse des Menschen auf dieser Welt, ohne sich um das Jenseits mit seinen Seligkeiten irgendwie zu kümmern.

Das Japanesische ist eine mehrsylbige Sprache und steht nach den Untersuchungen Boller's (Sitzungsber. d. k. Akademie d. Wissenschaften in Wien, Band XXIII, 1857) zu den Sprachen ural-altaischen Stammes in einem entfernteren verwandtschaftlichen Verhältnisse. Es schliesst sich hier zunächst ans Mandschu und Mongolische an.

[1] Der Name „Japan" (spr. Dschapan) entstammt dem chinesischen *Dschi-pen* „Sonnenursprung" (Osten). Die einheimische Bezeichnung lautet: *akitzu-no-sima* „Insel der Wasserjungfrau". Das Reich Japan besteht im Ganzen aus 3850 Inseln und Inselchen, welche zusammen einen Flächeninhalt von 7521 Quadratmeilen einnehmen.

Die Bewohner Korea's [1], welche den mongolischen Typus deutlich an sich tragen, sollen Mischlinge der beiden Stämme Sien-pi und San-han sein. Sie waren zuerst Japan, später China unterworfen. Gegenwärtig werden sie von einer einheimischen Dynastie beherrscht, welche dem chinesischen Reiche tributpflichtig ist.

Die Sprache Korea's ist mehrsylbig; sie dürfte mit dem Japanesischen und den uralaltaischen Sprachen im Zusammenhange stehen (vgl. Rosny im Journal asiatique Serie VI. Vol. III. 1864).

3. Völker mit einsylbigen Sprachen.

Diese Völker zerfallen in sieben Abtheilungen: 1. Tübeter und Himalaya- oder Bhotiya-Völker. 2. Barmanen und Lohita-Völker. 3. Die Aboriginerstämme der indo-chinesischen Halbinsel. 4. Thai-Völker. 5. Annamiten. 6. Die Aboriginer China's. 7. Chinesen.

1. Tübeter. Sie bewohnen das eigentliche Tübet [2], das Hochland oberhalb des Himalaya. Tangut, welches nördlich davon gelegen ist, wird von anderen, wahrscheinlich mongolischen Stämmen bewohnt; eben so sind die Khoschod's, innerhalb Tübets, kalmükischer Abstammung.

Tübet ist der Hauptsitz des nördlichen Buddhismus. — Unzählige Schaaren von Mönchen leben da in den steilen Gebirgsthälern, durch Wüsten und schneebedeckte Berge von der übrigen Welt abgeschlossen, in Ehelosigkeit und vollständiger Enthaltung von weltlichen Geschäften. Das ehelose Leben gilt hier für das würdigste und angesehenste; sich zu verheirathen und ein weltliches Geschäft zu betreiben ist mit Degradation gleichbedeutend. In Tübet ist bekanntlich das Institut der Polyandrie zu Hause, von dem übrigens auch im altindischen Epos Spuren vorhanden sind.

Das Himalaya-Gebirge — vom Indus bis zum Brahmaputra — wird von mehreren Stämmen bewohnt, welche sprachlich sich an die Tübeter anschliessen. Sie stehen sämmtlich auf einer niederen Culturstufe und nähren sich von Viehzucht. Sie hängen dem alten, allen hochasiatischen Völkern gemeinsamen Aberglauben an und sind dem Buddhismus ganz fern geblieben.

Der letztere Punkt belehrt uns über die Zeit, in welcher sie sich von ihren Stammverwandten in Tübet losgetrennt haben. Nachdem die Einführung des Buddhismus in Tübet ins siebente Jahrhundert unserer Zeitrechnung fällt, so muss die Trennung vor diese Zeit, also wenigstens ins sechste Jahrhundert, wahrscheinlich aber noch früher zurückdatirt werden.

Diese Stämme erstrecken sich über die mittlere (von 10.000 bis 4000 Fuss Höhe) und untere Region (von 4.000 bis ins Thal) des Himalaya; die obere Region (von 10.000 bis 16.000 Fuss) wird von den eigentlichen Tübetern bewohnt.

Es sind hieher zu rechnen: die Stämme der Mischmi, Bors, Dophla und Aka in der mittleren Region zwischen dem Brahmaputra und dem Chumalari- (Tschimalhari) Gebirge. Die Leptscha (Rong und Khamba) und die Bhutan in der mittleren Region des Stromgebietes der Tista; die Kiranti und Limbu im Stromgebiete der Kausiki, die Newar und Murmi zwischen der Kausiki und Gandaki; die Sunvar, Gurung und Magar im Stromgebiete der Gandaki; die Rongbo und Garhwal im Stromgebiete der Sarayu und nördlich davon die Kohli, Kakka, Bamba, Gakar, Khatir, Avan und Dschandschuh. Die untere Region bewohnen folgende Stämme: Die Metscha, Kitschak, Tharu, Denwar, Boksar, Hayu, Tschepang, Kusunda, Durra, Bramho.

[1] Korea (chin. *kao-li*) wird von der Mandschurei durch das grosse weisse Gebirge (*Tschang-pe-schan*) getrennt.

[2] Der Ausdruck „Tibet", oder richtiger „Tübet", entstammt dem chinesischen Tu-fo; die Bewohner nennen das Land Bod-pa und sich selbst Bod-dschi.

2. Barmanen. Die Barmanen oder Birmanen (von *Mran-ma* oder *Myam-ma*, chines. *Mien*) bewohnen den westlichen Theil der indochinesischen Halbinsel, wo sie die Aboriginerstämme unterjocht und ein mächtiges Reich gegründet haben. Das Land wird von der Iravadi durchschnitten und reicht von Arakan im Westen bis Siam im Osten.

Mit den Barmanen hängen aufs innigste zusammen die Bewohner von Arakan[1], der Küstengegend am Meerbusen von Bengalen. Die Sprache von Arakan steht auf einer älteren Stufe als das Barmanische; es ist nicht so abgeschliffen wie dieses, aber auch etwas rauher.

An diese beiden Völker schliesst sich eine Reihe von wilden Gebirgsstämmen an, welche wir unter dem Namen Lohita-Völker zusammenfassen. Lohita ist ein anderer Ausdruck für den Brahmaputra. Sie stehen zu den Barmanen in einem ähnlichen Verhältnisse wie die Bhotiya- oder Himalaya-Völker zu den Tübetern.

Diese Stämme sind äusserst zahlreich; jeder derselben spricht seinen besonderen Dialekt. Die bedeutendsten sind: Die Bodo's oder Borro's, auch Katschari's genannt, welche ehemals Rangtsa hiessen und nach ihren Traditionen aus einem Lande, das nordöstlich von Assam lag in ihre jetzigen Sitze eingewandert sind. Sie eroberten das alte Reich von Kâmarûpa und gründeten die Dynastie von Ha-tsung-tsa. An die Bodo's schliessen sich die Garo's, welche links von den Khassia-Bergen wohnen. Die Tschanglo's sitzen im oberen Thale des Brahmaputra, die Miri's in dem Hügellande nördlich von Banokotta und Lukimpur, die Abors in den Gebirgen südlich vom Himalaya, die Singpho's in den nördlichen Theilen des barmanischen Reiches und die Mikir's im Bezirke von Nowgong in Central-Assam.

Hieher gehören die zahlreichen Nâga-Stämme, oder wie sie sich selbst nennen, die Kwaphi's. Sie bewohnen einen Landstrich, welcher westlich vom Flusse Kopili, östlich von den Bergen, welche Assam vom Bor-Khamti Lande scheiden, nördlich vom Thale von Assam, und südlich von einer Linie, die mit dem 23° n. B. zusammenfällt, begrenzt wird. Die Khyeng wohnen in den Juma-Bergen, welche Arakan vom Thale der Iravadi scheiden. Die Karen's wohnen in den Bergen von Arakan, in Pegu und im südlichen Barma, ferner in den Thälern der Iravadi und des Saluen. Zu ihnen sind auch die Zabaing zu rechnen, welche das Thal von Sitang, in der Nähe der Stadt Toungoo bewohnen.

2. Aboriginer der indo-chinesischen Halbinsel. Unter dieser Bezeichnung verstehen wir alle jene Stämme, welche grösstentheils die gebirgigen Theile und Flussmündungen der indo-chinesischen Halbinsel bewohnen. Sie wurden von den eingewanderten Thai- und Annam-Völkern, welche gegenwärtig in den Ebenen sich angesiedelt haben, dorthin zurückgedrängt. Es sind barbarische Völker, welche von dem Buddhismus und der chinesischen Bildung unberührt geblieben sind. Unter diese Aboriginerstämme gehören:

a) die Mon, im Delta der Iravadi, welche von den Barmanen Talaing genannt werden. Sie sprechen ein eigenes Idiom, welches sich sowohl vom Barmanischen als auch vom Thai unterscheidet.

b) Die Khomen oder Bewohner von Kambodia. Sie wohnen am Mekong. Ihre Sprache ist sowohl vom Thai als auch vom Annamitischen verschieden.

c) Die Tschampa. Sie wohnen südlich von den Annamiten, von denen sie Lau genannt werden.

d) Die Kwanto. Sie wohnen in den Gebirgen, welche Annam von China scheiden und sind die eigentlichen Aboriginer von Tungking. Ihre Sprache ist vom Annamitischen verschieden.

[1] Der Ausdruck Arakan ist verderbt aus Rakhaing (Rukheng), welches aus dem Pâli Rakkhapura (Wohnort der Raksas) entstanden ist.

e) Die Moi im Gebirge westlich von Cochin-China. Sie sind nach dem Zeugnisse mehrerer Reisenden von dunkler schwarzer Hautfarbe und bieten einen förmlichen Negertypus dar. (Negrito's?)

4. Thai-Völker. Die Thai's sind der über die indo-chinesische Halbinsel am meisten verbreitete Stamm. Zu denselben gehören die Siamesen oder Thai's im engeren Sinne, die Lao's, die Ahom's, die Khamti's und die Khassia's. Die Lao's sind die nächsten Nachbarn der Chinesen, sie bewohnen die inneren und nördlichen Theile der Halbinsel. Sie zerfallen in die weissen Lao's (Lau-pang-kah) und die schwarzen Lao's (Lau-pang-dun). Die zahlreichsten der Thai-Völker sind die Siamesen, welche von ihren Nachbarn, den Barmanen, Chinesen und Annamiten Schian genannt werden, woraus das portugisische Siao und unser Siam entstanden sind.

5. Annamiten. Die Annamiten sind die Bewohner von Tungking und Cochin-China. Sie scheiden sich streng von ihren westlichen Nachbarn und schliessen sich in Religion und Sitten an die Chinesen. Die Religion Annam's ist der Buddhismus, aber in chinesischer Fassung (Foismus). Zugleich mit chinesischer Bildung und Gelehrsamkeit hat auch die Lehre Kung-fu-tse's, besonders unter den Gebildeten, Eingang gefunden.

6. Aboriginer von China. Unter diesem Ausdrucke begreifen wir mehrere nicht-civilisirte Stämme, welche in Sprache, Sitten und Religion von den eigentlichen Chinesen abweichen und für die ursprünglichen Bewohner China's gelten können. Sie hängen dem unter den Völkern Hochasiens herrschenden Schamanismus an. Die wichtigsten dieser Stämme sind die Si-fan, die Miao-tse und die Lolo.

Die Si-fan bewohnen die Alpenländer westlich von den chinesischen Provinzen Schen-si und Sse-tschuen am oberen Laufe der Zuflüsse des Hoang-ho und Yang-tse-kiang. Sie werden von dem Jahre 634 n. Ch. an in den chinesischen Annalen öfter erwähnt und sind gegenwärtig den Chinesen tributpflichtig. Die Si-fan sind Nomaden, welche sich vorzüglich mit Schafzucht befassen und unter Zelten wohnen. Diese sind entweder von gelber oder schwarzer Farbe, daher man gelbe und schwarze Si-fan unterscheidet.

Die Miao-tse wohnen in den gebirgigen Theilen verschiedener Provinzen zerstreut, besonders in Sse-tschuen, Kwei-tschau, Hu-nan, Hu-peh, Yun-nan, Kwang-si und an den Grenzen von Kwan-tung. Auch die Bewohner des Inneren von Hai-nan sollen mit ihnen zusammenhängen.

Die Lolo sind die Aboriginer von Yun-nan im Südosten von China. Sie treiben besonders Bergbau und sind als gute Waffenschmiede berühmt.

Ausser diesen Stämmen werden in den alten chinesischen Quellen zwei barbarische Völker erwähnt, nämlich die Man und die Y. Ob sie mit einem der vorhergenannten zusammenhängen oder von diesen verschiedene Stämme darstellen, ist gegenwärtig nicht zu entscheiden.

7. Chinesen. Darunter begreifen wir die cultivirte Bevölkerung China's, von welcher der nächste Abschnitt eine ausführliche Darstellung enthält.

Typus der mongolischen Rasse.

Die Statur der Rasse ist durchschnittlich mittelgross; die Frauen sind in der Regel klein. In Bezug auf Muskelentwickelung steht die mongolische Rasse der mittelländischen nach; ihre Arbeitsleistung ist daher bedeutend geringer. Meistens zeigt sich ein Hang zum Fettwerden, daher die Gestalt gegen die sehnige kaukasische etwas aufgedunsen erscheint. Der Hals ist kurz, die Gliedmassen dagegen schmächtig. Die Gesichtsbildung ist rund mit besonders starker Entwickelung der oberen Theile. Die Augen sind klein und von schwarzer Farbe, die Augen-

höhlen liegen nicht tief, die Augenlider erscheinen gegen die Nase zu schief geschnitten, da sich die inneren Winkel derselben nur unvollkommen öffnen. Die Augenbrauen sind schmal, schwarz und wenig gebogen. Die Backenknochen sind hoch und vorstehend. Die Nase ist an der Stirne breit aufsitzend und liegt an der Wurzel mit dem Gesichte in derselben Ebene, am äussersten Ende ist sie breit und platt. Die Lippen sind breit und fleischig, die Zähne grob und weiss. Das Kinn ist kurz, die Ohren gross und vom Kopfe etwas abstehend.

Das Haupthaar ist schlicht, grob und schwarzglänzend. Der Bart ist schwach entwickelt, dünn und von schwarzer Farbe, er wächst in der Regel nur um die Lippen und um die unteren Theile des Kinnes; Backenbärte sind innerhalb der mongolischen Rasse etwas Unerhörtes. Die Behaarung der bedeckten Theile des Körpers mangelt ganz, daher ist die Haut stets sanft anzufühlen.

Die Farbe der Haut ist weiss mit einem Stich ins Gelbe oder Bräunliche, in den südlichen Gegenden sogar ins Schwärzliche. Die Weiber, welche sich seltener der freien Luft aussetzen, bekommen eine krankhaft weisse Hautfarbe, während die Haut der Männer, durch die Gewohnheit den Körper dem Wechsel der Witterung und der Sonne auszusetzen einen lohfarbenen Teint bekommt.

Im Ganzen macht der mongolische Typus den Eindruck des Kindlichen, Offenen, Sorglosen und Geselligen. Alle diese Züge werden bedeutend erhöht durch den mangelnden oder schwachen Bartwuchs, der dem Manne einen etwas weibischen Typus verleiht. In der That ist es dort, wo eine weite Kleidung getragen wird, oft schwer Männer- und Weibergesichter von einander alsogleich zu unterscheiden.

Der Mongolentypus bietet auch gleich dem Kindergesichte geringen Spielraum für die Entwicklung besonderer Individualitäten. Gar manchem Reisenden ist die grosse Ähnlichkeit, welche zwischen den einzelnen Individuen herrscht, aufgefallen, so dass er behaupten konnte, man habe, wenn man ein Exemplar zu Gesichte bekommen, so ziemlich alle gesehen.

Psychisch-ethnographische Eigenthümlichkeiten der mongolischen Rasse.

Vermöge des Phlegma's, welches dem Mongolen innewohnt und sich in seinen kindlichen Gesichtszügen deutlich ausprägt, ist seine Gemüthsstimmung vorwiegend eine sanfte und friedliche. Ein Beweis dafür ist seine Beschäftigung. Der Mongole ist vorwiegend Viehzüchter und Landbauer, nur in seltenen Fällen wirft er sich auf die Jagd und den Fischfang. Der sanften Gemüthsrichtung des Mongolen hat es auch der Buddhismus vor Allem zu verdanken, dass er in Central- und Ost-Asien so grosse Fortschritte gemacht hat, und was die Zahl der Bekenner anlangt, zur ersten Religion der Erde geworden ist.

Das Phlegma des Mongolen schliesst aber keineswegs eine kriegerische Stimmung aus. Freilich fehlt dem Mongolen die persönliche Tapferkeit, welche andere Rassen in hervorragender Weise auszeichnet. Heldenfiguren, wie wir sie unter den Malayen, den Eingeborenen Amerika's und der mittelländischen Rasse finden, werden wir innerhalb der mongolischen Rasse schwerlich begegnen. Der Mongole wird nur dann zum tapfern Krieger, wenn ihm andere mit ihrem Beispiele vorangehen, wenn Jemand es versteht ihn zu fanatisiren. Überall, wo die Mongolen als Eroberer auftreten, werden sie von begeisterten Männern angeführt und neigen durch ungestüme Massenangriffe die Wagschale auf ihre Seite. Jedoch keines der grossen Reiche, welche sie gründen, ist im Stande den Tod des Urhebers lange zu überdauern; sie werden

nach kurzer Zeit selbst die Beute ihrer Unterworfenen. Und selbst die grossen Reiche im fernen Osten, deren Bewohner durchgehens der mongolischen Rasse angehören, haben ihre Dauer vor Allem ihrer eigenen Schwere — dem Phlegma ihrer Bewohner zu verdanken, und dem Umstande, dass sie Angriffen von Seite anderer hochbegabter Rassen nicht ausgesetzt waren. In wie weit die Widerstandsfähigkeit derselben nach dieser Richtung sich bewährt, haben die Vorgänge der neuesten Zeit hinlänglich bewiesen.

Die Verfassung der Völker mongolischer Rasse ist patriarchalisch im strengsten Sinne des Wortes. Das Oberhaupt der Gemeinschaft oder des Staates steht zu den einzelnen Mitgliedern in demselben Verhältnisse, wie der Vater zu den Gliedern der Familie. Ihm gebührt von Seite der letzteren dieselbe Pietät, derselbe Gehorsam, wie dem Vater von seinen Kindern, er kann von ihnen dieselben Opfer beanspruchen. Im Ganzen sind die Mongolen über diesen Zustand nicht hinausgekommen; selbst dort, wo sich grössere Staaten gebildet haben, ist der Stempel des Patriarchalischen ihrer ganzen Verfassung deutlich aufgedrückt.

Diesen Einrichtungen, welche das Ausprägen bestimmter Individualitäten nicht gestatten (wir haben oben Gleiches auch vom körperlichen Typus bemerkt) entspringt die Unselbstständigkeit der mongolischen Rasse. Eine freie Bewegung innerhalb der Gesellschaft ist dem Mongolen vollkommen fremd; überall muss ihm der Weg förmlich vorgezeichnet werden. Eine Folge davon ist das Formenwesen, in welches er stets verfällt, der sclavische Sinn, der ihm förmlich anerzogen wird.

Die patriarchalischen Einrichtungen bringen eine ungemessene Verehrung alles dessen mit sich, was von den Ältern und Vorältern überliefert worden ist. Alles was die Vorfahren dachten und thaten, muss gut sein, da ihnen reiche Erfahrungen zur Seite standen. Es ist der Inbegriff aller Weisheit und Klugheit dies Alles zu wissen und darnach zu leben.

Diese Anschauungen bringen es mit sich, dass der Mongole für den Typus des ärgsten Reactionärs gelten kann, welcher in seiner Civilisation nur langsam fortschreitet. Auf der anderen Seite bedingen diese Anschauungen eine gewisse Vertiefung in das Einheimische, welches dadurch vielmehr in das Fleisch und Blut jedes Einzelnen übergeht, als dies anderwärts, wo verschiedene Ansichten und Strebungen sich kreuzen, der Fall sein kann. Diesem hat das grösste Culturreich der mongolischen Rasse, China, seine Eigenthümlichkeiten zu danken: eine im Einzelnen beispiellose Vollendung, dagegen aber auch eine Stagnation, welche jedem Fortschritte hinderlich ist.

Hand in Hand mit diesen Eigenthümlichkeiten geht das Vorwiegen des kalten berechnenden Verstandes und der Mangel an aller erwärmenden schöpferischen Phantasie. Die edleren Gefühle der Liebe und Freundschaft, welche im Leben des Kaukasiers eine so grosse Rolle spielen, sind dem Mongolen fremd. Überall tritt der kalte Verstand hervor, welcher allsogleich den Maassstab des Zweckmässigen und Nützlichen anlegt. Die Poesie der mongolischen Rasse ist unbedeutend; sie klebt gleich ihrer Philosophie und Religion an der Erdscholle. Es gibt nur diese sichtbare Welt, von welcher der Mongole etwas weiss; an eine andere unsichtbare Welt zu denken, scheint ihm vollkommen überflüssig.

IX. Chinesen.

Unter den Völkern mongolischer Rasse steht, sowohl in Bezug auf Zahl als auch in Betreff der materiellen und geistigen Cultur, das chinesische[1] obenan. Was das alte Griechenland und das moderne Europa unter den Völkern mittelländischer Rasse, ist China innerhalb der gelben Menschenvarietät. Der Chinese kann für die vollkommenste Entwickelung seiner Rasse gelten; er bezeichnet den Punkt bis zu welchem der Hochasiate überhaupt sich zu entwickeln vermag.

Der Chinese nimmt aber nicht nur in der vergleichenden Ethnographie, sondern auch in der Culturgeschichte eine bedeutende Stellung ein. China hat ohne namhaften Verkehr mit den Völkern des westlichen Asiens und Indiens aus sich selbst eine selbstständige Cultur erzeugt, welche grundverschieden von jener des Abendlandes eine eben so grosse, wenn nicht noch grössere Anzahl von Völkern beeinflusst hat. Diese Cultur ist älter als die westliche; sie kann vermöge ihres ganz heterogenen Charakters mit dieser überhaupt gar nicht verglichen, geschweige denn an ihr gemessen werden.

Wir werden in der nachfolgenden Darstellung diesen beiden Gesichtspunkten, in so weit der uns zugemessene Raum es gestattet, gerecht zu werden suchen.

[1] Der Name „China" (spr. Tschina) ist kein einheimischer, sondern stammt höchst wahrscheinlich von den Malayen, welche mit den Chinesen unter dem Kaiser Schi-hoang-ti aus der Dynastie Tsin im dritten Jahrhunderte v. Chr. nach der Eroberung Tung-king's zusammentrafen, und Land und Volk nach dem herrschenden Königshause benannten. Demgemäss umschreiben die westasiatischen Völker (Araber, Perser) den Namen mit صين *(sîn)*: die Inder dagegen sanskr. चीन *(cîna)*, hindust. چين *(cîn)*. Auf die erstere Quelle geht die Schreibart Sina zurück, auf die letztere die aus dem Portugiesischen stammende bei uns einheimische Schreibweise „China", welche Tschina zu sprechen ist. Die russische Benennung China's „Kitai" (davon „Kitajetz" Chinese) sowie die bei Marco Polo sich findende Kataia, stammt von „Khata", womit das nördliche China unter der Herrschaft der Mongolen bezeichnet wurde.

Die Chinesen selbst nennen ihr Land am liebsten Tschung-kue „Reich der Mitte" und sich selbst Tschung-kue dschin „Menschen des Reiches der Mitte". Der Ursprung dieser Bezeichnung ist zweifelhaft. Nach Einigen soll sie daher rühren, weil die Chinesen in ihren alten Sitzen am Hoang-ho zwischen weniger civilisirten Völkern wohnten. Andere Benennungen sind Tian-hia „die unter dem Himmel befindliche Welt" oder Se-hai „das Land zwischen den vier Meeren." Die officielle Bezeichnung des Landes jedoch wird von dem herrschenden Hause hergenommen und lautet gegenwärtig nach der seit 1645 herrschenden Mandschu-Dynastie: Ta-tsing-kue „Reich des grossen Hauses Tsing".

1. Land und Klima.

Das eigentliche China (die achtzehn Provinzen) besteht aus drei grossen, von Gebirgen eingeschlossenen und von drei grossen Strömen durchschnittenen Becken. Diese Ströme sind von Norden nach Süden der Hoang-ho, der Yang-tse-kiang und der Tschu-kiang.

Die Grenzen China's sind gegen Osten das nordchinesische und gelbe Meer, die Golfe von Pe-tschi-li und Liao-tang und die Halbinsel Korea, gegen Süden das südchinesische Meer, der Meerbusen von Tung-king und die Reiche Annam und Siam, gegen Westen Birma, Tübet und Ili, gegen Norden Ili, die Mongolei und die Mandschurei. China liegt zwischen 18° und 45° 45′ n. Br. und 83° und 140° ö. L. und umfasst über 70.000 Quadratmeilen, ist also siebenmal so gross als Frankreich (9850 Quadratmeilen) und etwas weniger als halb so gross wie Europa (178.150 Quadratmeilen).

China lehnt sich an den Ostrand des mittelasiatischen Hochlandes und wird an allen drei Landseiten von ansehnlichen Gebirgen umschlossen. Diese Gebirge geben den zahlreichen Flüssen ein mächtiges Quellenland. An der Seeseite finden wir gut entwickelte Küsten, welche mit mehreren zum Theil grösseren Inseln umgeben sind.

Im Süden China's zwischen dem Golf von Tung-king und dem Tschu-kiang ist das Land von vielfachen Gebirgen durchzogen, welche mit schönen Thälern abwechseln. Dieser Landstrich ist ein prächtiges Alpenland, eine chinesische Schweiz. Weiter gegen Norden zwischen dem Tschu-kiang und dem Yang-tse-kiang, wo längere Gebirgsketten das Land durchziehen (wie das Miao-, Nan- und Tà-yü-ling Gebirge) wird der Charakter desselben wilder und romantischer; die Gebirge laufen oft bis gegen die Küste, welche hier vielfach ein zerrissenes felsiges Gestade darbietet. Der Landstrich zwischen dem Yang-tse-kiang und Hoang-ho hat ganz den Charakter einer Tiefebene, er ist die eigentliche Wiege und der Sitz der chinesischen Civilisation und Cultur. Das Land schon von Natur fruchtbar und wasserreich, wird durch mehrere Canäle bewässert (gegen vierhundert) und gleicht einem fortlaufenden unermesslichen Gefilde.

Das Klima China's ist im Ganzen ein günstiges zu nennen. Es ist nur um etwas tiefer als in den unter denselben Breitegraden gelegenen Gegenden Europa's, vermöge der Lage China's am äussersten Osten des grossen Continents. Im Süden bis etwa zum 35. Breitegrade herrscht ein tropisches Klima, nach welchem das Jahr in die beiden Jahreszeiten, die trockene und die nasse, getheilt ist. Die erstere Jahreszeit wird durch den Nordost-Musim bedingt und dauert vom October bis April; in der letzteren Jahreszeit, welche vom April bis October reicht, weht der Südwest-Musim, der regelmässig Regen mit sich führt. Vom 35. Breitegrade aufwärts ist das Klima ein gemässigtes, in welchem die veränderlichen atmosphärischen Niederschläge den Wechsel der Witterung bedingen. Das Jahr zerfällt wie bei uns in vier Jahreszeiten. Darunter zeichnet sich der Winter durch grosse Kälte, der Sommer dagegen durch ungewöhnliche Hitze aus.

2. Fauna und Flora.

Kein Land der Erde kann sich eines ähnlichen Reichthums an Nutzthieren und Nutzpflanzen rühmen wie China. Da es durch seine Lage an dem tropischen und gemässigsen Klima theilnimmt, so vereinigt es die Producte der Tropenländer und der gemässigten Zone in sich. Es ist vielleicht das einzige Land der Erde, welches die Bedürfnisse und den Luxus seiner Bewohner aus sich selbst befriedigen und das Ausland vollkommen entbehren kann.

Diese materielle Unabhängigkeit China's von anderen Ländern ist der Grund seiner bisherigen Abgeschlossenheit gegen fremde Culturströmungen, welche einmal vorhanden, durch das Bewusstsein eigenthümlicher Cultur und den ganz heterogenen Geist der letzteren immer mehr und mehr genährt wurde.

In den südlichen Landstrichen so wie auf den beiden Inseln Hai-nan und Formosa treffen wir Anklänge an eine tropische Fauna in den dort befindlichen Affen und Papageien. Von wilden Thieren finden wir in China wenige Exemplare. Löwen und Tiger kommen schon seit undenklichen Zeiten nicht mehr vor, da sie die Cultur ausgerottet hat, mit Ausnahme der Wälder von Yun-nan, wo der bengalische Tiger manchmal erlegt wird. Die Elephanten, welche im tiefsten Süden angetroffen werden, scheinen sich von Birma dahin zu verirren. In den Gebirgen des Westens und Südwestens soll der Bär sich aufhalten.

Von Hirschen und Hasen kommen in China mehrere Arten vor und werden als Wildpret gerne gegessen. Gleiches gilt von einigen Antilopen-Arten, Eichhörnchen und wilden Schweinen. Dem Moschusthiere wird besonders wegen des Moschus nachgestellt; es wird entweder geschossen oder in grossen Netzen gefangen. Im Süden gilt die wilde Katze als Leckerbissen; sie wird gefangen und dann bevor man sie schlachtet, reichlich gefüttert.

Zu den Hausthieren gehört das Pferd, welches von kleiner unansehnlicher Gestalt, jedoch stark und knochig ist. Die geringe Sorge, welche man diesem Thiere in China zuwendet, ist einerseits aus der grossen Anzahl von Wasserstrassen, andererseits aus dem wenig kriegerischen Geiste der Nation zu erklären. Dagegen werden der Esel und das Maulthier besonders im Norden häufig gehalten. Letzteres steht in der Regel in höherem Preise als das Pferd. Zum Landbau bedient man sich des Büffels, welcher haarlos und von schwarzer Farbe ist und dem indischen an Grösse nachsteht. In den nördlichen Provinzen, namentlich um Peking, wird das Dromedar häufig als Lastthier verwendet.

Das Rind wird in China seltener gehalten, dagegen viel häufiger das Schaf und die Ziege. Das erstere ist gleich der südafrikanischen Art durch einen grossen Fettschwanz ausgezeichnet. Das wichtigste Hausthier China's ist das Schwein, von welchem es hier eine eigene Varietät gibt, welche sich durch kurze Beine und einen ungemeinen Körperumfang auszeichnet. Seine grosse Brauchbarkeit für die Haushaltung beweist hinlänglich, dass man der Zucht desselben durch lange Zeit eine besondere Sorgfalt zugewendet haben muss.

Zu den Hausthieren, welche geschlachtet werden, gehört in China auch der Hund. Derselbe ähnelt der in Nordamerika einheimischen Spielart und ist von blassgelber Farbe. Er wird fast ausschliesslich mit Vegetabilien, namentlich mit Reis gefüttert. Eine beliebte Speise des Chinesen ist die gemeine Hausratte, von welcher die Flussufer und Canäle förmlich wimmeln. Sie wird zur Nachtzeit mittelst Laternen herbeigelockt und gefangen.

Unter dem Hausgeflügel stehen die hühnerartigen Vögel und die Enten obenan. Beide Gattungen werden in unzähligen Exemplaren gezüchtet und bilden eine gesuchte und vorzügliche Nahrung. Besondere Erwähnung verdienen die Fasanen, von denen mehrere durch ein prächtiges Gefieder ausgezeichnet sind. Sie kommen jedoch seltener in wildem Zustande vor, und werden daher gemeiniglich als eine Art edleren Hausgeflügels betrachtet. Zahme Tauben werden nicht häufig gehalten, dagegen gibt es mehrere wilde Varietäten, worunter auch die schöne Rosentaube sich befindet. Vom Federwild werden namentlich Rebhühner, Wachteln, Schnepfen gejagt und in grosser Menge auf den Markt gebracht.

Die zahllosen Flüsse, so wie die Bäche und Moräste beherbergen eine Menge Wassergeflügels. Davon wird besonders den Gänsen und Enten nachgestellt. Die Jagd auf dieselben ist

äusserst einfach. Der Jäger steckt seinen Kopf in einen ausgehöhlten Kürbis und taucht mit dem übrigen Körper unter das Wasser, wodurch der Kürbis über demselben zu schwimmen scheint. So nähert er sich dem arglosen Geflügel, welchem der schwimmende Kürbis keine neue Erscheinung ist, fasst eines nach dem andern bei den Füssen und taucht es unter das Wasser.

Von den grösseren Amphibien war das Krokodil ehemals in China einheimisch; es wurde aber durch die fortschreitende Cultur ganz ausgerottet. Schildkröten kommen überall vor und werden von der ärmeren Bevölkerung gerne gegessen.

An Fischen ist China sehr reich. Eine Menge derselben wird zu Markte gebracht und von Einheimischen und Fremden mit grosser Vorliebe genossen. Eine Eigenthümlichkeit China's ist der Goldfisch, welcher in zahlreichen Spielarten vorkommt und allenthalben zum Vergnügen gehalten wird. Eine Reihe von Schalthieren und Weichthieren wird in China zum Kauf ausgestellt und von den dortigen Gastronomen als ausgezeichneter Leckerbissen geschätzt. Unter den Insecten ist China die Seidenraupe eigenthümlich. Die Verwendung und Zucht derselben sind hier uralt. Seidenstoffe sind in China eine beliebte Bekleidung und wegen des verhältnissmässig geringen Preises Jedermann leicht zugänglich.

Eben so reich wie die Fauna China's ist es auch seine Flora. Im südlichen Theile des Landes findet sich die Palme mit noch anderen tropischen Gewächsen. Auch die Feige und der Brotfruchtbaum kommen vor, werden aber nicht mit besonderem Eifer cultivirt. Die Obstbäume China's (Äpfel, Birnen, Pfirsiche, Pflaumen, Mandeln, Nüsse) geben im Verhältniss zu den unseren keine schmakhaften Früchte.

Von besonderer Wichtigkeit ist der Bambus, welcher im ganzen Lande sowohl wegen des angenehmen Schattens, den er verbreitet, als auch wegen der zahllosen Producte, welche aus ihm gewonnen werden, gezogen wird.

Unter den Nutzpflanzen stehen obenan der Reis (welcher wie auf Java sowohl auf sumpfigen als höheren Feldern angebaut wird), der Weizen, die Gerste, der Hafer und die Hirse. Dazu kommen noch mehrere Hülsenfrüchte, wie Erbsen, Bohnen, welche besonders von der ärmeren Bevölkerung gegessen werden, so wie eine Reihe von Gemüsen und Küchenkräutern.

Gewächse, welche China ganz eigenthümlich sind und die namhaftesten Ausfuhrartikel bilden, sind der Thee und der Rhabarber. Die Nützlichkeit und Verbreitung beider Producte über die ganze civilisirte Welt ist bekannt; durch beide werden grosse Silberschätze dem Reiche der Mitte zugeführt.

Von den Metallen der alten Welt werden in China alle angetroffen und es gehen die Gewinnung und Verarbeitung derselben in eine sehr alte Zeit zurück. Eine besondere Erwähnung unter den Erzeugnissen der Erde verdient die Steinkohle, welche in China in grosser Menge sich findet und dort frühzeitig als Brennmaterial gebraucht wurde. Ihre Verwendung wird sowohl von dem arabischen Reisenden Ibn-Batûtah als auch von dem Venezianer Marco Polo ausführlich beschrieben.

Typus des Chinesen.

Der Typus des Chinesen ist der mongolische. Die Gestalt ist mittelgross, gut gebaut, etwas schwächer als die des Europäers, mit einer Neigung zum Fettwerden. Die Frauen sind klein und zierlich. Das Gesicht ist rund und platt, die Backenknochen hoch. Die Nase ist klein und etwas eingedrückt. Die Augen sind klein, schräg geschnitten und schwarz, die Lippen fleischig, aber nicht wulstig. Das Haupthaar ist grob, schlicht, schwarz und glänzend. Der

Bartwuchs ist schwach; meistens findet sich nur der Schnurbart und ein schwacher Anflug am Kinn. Die Behaarung am übrigen Körper mangelt ganz. Die Farbe des Barthaares ist stets schwarz. Der Europäer mit dem blonden Haare, den blauen Augen, dem Backenbarte und der vorspringenden Nase ist dem Chinesen ein fremdartiges Schauspiel, das mit dem Ideale seiner Schönheit nimmer in Einklang zu bringen ist.

Die Farbe der Haut ist gelblich mit einem Stiche ins Bräunliche. Frauen, welche sich der freien Luft wenig aussetzen, bekommen einen krankhaft weissen Teint; die Männer dagegen sind stets etwas dunkler gefärbt. Im Süden wird die Hautfarbe schwärzlich, etwa so wie bei leberkranken Individuen im Süden Europa's.

In der Jugend, bis etwa zum fünfzehnten und zwanzigsten Jahre, ist der Chinese oft von hübschem, einnehmendem Aussehen; dagegen wird er nach erlangter Geschlechtsreife in der Regel hässlich, da die breiten Backenknochen hervortreten.

Kleidung, Wohnung, Nahrung, Geräthe, Waffen.

Die Kleidung des Chinesen besteht in einem Hemd aus Seide, Nanking oder Linnen, kurzen Beinkleidern aus demselben Stoffe und darüber entweder einem Kamisol (bei den Ärmeren) oder einem langen kaftanähnlichen Rocke mit weiten Ärmeln (bei den Reicheren). Der letztere ist je nach der Jahreszeit entweder aus Seide, Linnen und anderen leichten Stoffen, oder aus Tuch, Seide, Baumwollzeug und mit Pelz gefüttert. Besonders in letzterer Richtung wird von den Reichen vielfach Luxus getrieben. Als besonders kostbar gelten die Felle ungeborener Lämmer. Um die Mitte trägt der Chinese einen Gürtel, meistens aus Seide, welcher vorne mit einer Schliesse aus Achat oder Nephrit verziert ist. Am Gürtel hängt bei den Wohlhabenderen der Fächer in einer breiten Scheide, der Tabakbeutel mit Feuerstein und Stahl nebst anderen Luxusgeräthen.

Die Kopfbedeckung besteht im Sommer in einem trichterförmigen Hut aus Bambus oder Reisstroh, im Winter in einer Kappe von halbkugelförmiger Gestalt mit rund herum aufgestülptem Rande aus schwarzem Sammt oder anderen warmhaltenden Stoffen. An den Füssen trägt man Stiefel oder Schuhe aus Seide, Nanking oder Linnen mit dicken Sohlen aus Pappe und einem unten befindlichen dünnen Lederüberzuge. Die Sohlen werden geweisst und sind nicht biegsam. Dies verleiht den Schuhen ein plumpes Aussehen und dem Gange eine eigenthümliche Schwerfälligkeit. Der Hals wird im Sommer offen und frei getragen; während des Winters wird eine schmale Binde aus Seide oder Pelzwerk umgebunden.

Der Landmann trägt während der Arbeit in der Regel einen Hut mit breitem sonnenschirmähnlichem Rande und einen kurzen Mantel aus Riedgras, um damit Hitze und Regen abzuhalten. Die Füsse bleiben bloss, nur von Personen, welche weite Strecken mit Lasten zurückzulegen haben, werden Sandalen aus Stroh getragen.

Die Kleidung der Frauen besteht in langen Röcken; bei den Reichen aus Seide, bei den Ärmeren aus Baumwolle, von denen in der Regel zwei über einander angezogen werden.

Die Farbe der Kleider ist bei den Frauen grün oder rosenroth, und zwar werden diese beiden Farben nur von Frauen, nie von Männern getragen; bei den Männern dagegen violett, schwarz und namentlich blau. Die gelbe Farbe wird nur von der kaiserlichen Familie getragen; ausser ihr ist sie Niemandem im Reiche gestattet. Weiss gilt als Trauerfarbe.

Die Staatskleider sind mit Gold reichlich verziert und zeichnen sich auch sonst durch feine Stoffe und sorgfältige Arbeit aus.

Der Schnitt der Kleidung ist in China keiner Mode unterworfen, er bleibt sich immer und überall im Wesentlichen gleich. Dagegen wird in Betreff des Wechsels der Sommer- und Winterkleider eine gewisse Regelmässigkeit eingehalten. Wie überall geht auch hier die Initiative von der Regierung aus. Der Kaiser mit seinem Hofe geht voran; ihm folgen die verschiedenen Statthalter in den Provinzen und diesen die ihnen untergeordneten Beamten und das Volk.

Reinlichkeit gehört nicht zu den Eigenschaften des Chinesen. Das Hemd, welches er am Leibe trägt, wird nie gewaschen, sondern so lange getragen bis es zerreisst, wo es durch ein anderes neues ersetzt wird. Bäder sind dem Chinesen unbekannt; gleich den Völkern Hochasiens hält er das Baden für schädlich und den Göttern nicht angenehm.

Das Haupthaar wird von den Männern seit der Eroberung China's durch die Mandschu's (1644) geschoren bis auf einen Büschel am Scheitel, welcher in einen Zopf gebunden wird und über den Rücken frei herabhängt. Vor der Eroberung durch die Mandschu's war den Chinesen der in Europa sprichwörtlich gewordene Zopf unbekannt. Die Anhänger Lao-tse's huldigen nicht dieser fremden Sitte, sondern tragen das Haar nach alter Weise in einen Knoten am Scheitel zusammengebunden.

Die Weiber lassen das Haar bis zur Verheirathung in langen Locken herabhängen. Erst unmittelbar vor der Verheirathung wird ihnen das Haar unter einer besonderen Ceremonie rückwärts in einen Knoten zusammengebunden, mit Blumen verziert und mittelst zweier kreuzweise hineingesteckter Nadeln befestigt.

Eine Eigenthümlichkeit der chinesischen Frauen sind die kleinen Füsse, welche durch Einpressen derselben von frühester Jugend hervorgebracht werden. Diese abscheuliche Sitte scheint, gleich dem Harem der muhammedanischen Völker, ihren Ursprung in der Eifersucht der chinesischen Ehemänner zu haben und ist erwiesener Massen unter den Chinesen erst zu Ende des neunten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung aufgekommen. Durch die kleinen ungestalteten Füsse, welche mit Schuhen bekleidet, Pferdehufen nicht unähnlich sehen, wird der Gang vornehmer chinesischer Damen watschelnd und schwerfällig. An Bauernweibern und Mandschu-Frauen wird dieses künstliche Gebrechen nicht wahrgenommen.

Ein Seitenstück zu dieser Sitte ist der von vornehmeren Leuten beiderlei Geschlechtes geübte Gebrauch, die Nägel der linken Hand nicht zu beschneiden, sondern zu ungewöhnlicher Länge gleich Krallen heranwachsen zu lassen. Man will damit zeigen, dass man nicht zur arbeitenden Classe gehört. Jedoch wird gleich anderen Modesachen diese Sitte auch von Individuen untergeordneter Stellung nachgeahmt, um in den Augen Fremder für vornehm zu gelten. Um die Nägel nicht zu beschädigen, wird in der Regel ein kleines Futteral aus Bambus darübergesteckt.

Die Wohnungen der Chinesen sind jede für eine Familie eingerichtet. Sie sind aus Backsteinen aufgebaut, nie höher als ein Stockwerk und haben Fenster, welche stets nach innen, nie auf die Gasse hinaussehen. Man richtet die Aussicht so viel als möglich nach Süden. Die Häuser sind im Verhältnisse zu der Einwohnerzahl, welche sie beherbergen, viel zu klein. — Das Nomadenleben der alten Chinesen ist ihnen noch immer ganz deutlich aufgeprägt; die Form des Daches lässt das Zelt deutlich erkennen. Die einzelnen Zimmer sind, besonders bei den Ärmeren, wenig geräumig.

Unmittelbar beim Eingange befindet sich das Empfangszimmer für die Gäste, welches auch als Speisezimmer dient. In den kälteren, nördlich gelegenen Gegenden werden die Zimmer geheizt, jedoch nicht mittelst Öfen, wie bei uns, sondern auf russische Art, mittelst eines

einzigen, unter dem Boden befindlichen Ofens, aus welchem die Wärme durch Röhren in alle Gemächer geleitet wird. In der Regel ist auch ein Winterbett vorhanden, eine gemauerte Erhöhung, welche geheizt werden kann. Die Fenster sind meistens aus Papier, nie aus Glas, obwohl der letztere Artikel den Chinesen nicht unbekannt ist.

Die Häuser der Vornehmen sind oft mit grossem Luxus eingerichtet und mit geschmackvoll angelegten Gärten verbunden.

Unter den Einrichtungsstücken stehen obenan die Bettstellen mit Vorhängen von Seide oder Baumwolle für den Winter und einem leichten Netze für den Sommer; Tische, Sesseln (die Chinesen nähern sich im Sitzen uns im Gegensatze zu ihren asiatischen Brüdern), Spucknäpfe, bedingt durch das immerwährende Rauchen, Schränke mit Vasen von Porzellan und Metall, einige Papierlaternen, welche vom Plafond herabhängen, und vor Allem andern lange schön beschriebene Papierstreifen, welche an den Wänden aufgehängt werden und unseren Bildern entsprechen. Der Chinese liebt es, die geistigen Erzeugnisse der grossen Männer seines Volkes stets vor Augen zu haben.

Die Anlage der chinesischen Dörfer und Städte ist eine stets gleichförmige. Überall enge ungepflasterte Gassen und ein um das Ganze sich herumziehender Wall aus Erde und Backsteinen. Die Häuser, höchstens aus einem Stockwerke bestehend, sind hinter dem Walle ganz verborgen. Da den meisten Orten auch grössere öffentliche Gebäude und Thürme fehlen und der Chinese als purer Utilitarier jeden Fleck Landes bebaut, wobei der landschaftlichen Schönheit und Annehmlichkeit nicht die mindeste Rechnung getragen wird, so ist der Anblick einer chinesischen Stadt keineswegs derart, dass er Europäer entzücken könnte.

Die Nahrungsmittel der Chinesen sind grösstentheils den Vegetabilien entnommen. Obenan steht der Reis, welcher von Arm und Reich gegessen wird und ohne welchen der Chinese schwer einen materiellen Wohlstand sich denken kann. Er staunt daher, wenn er hört dass es Länder gibt, in welchen man ohne Reis lebt. Neben dem Reis bildet eine Art Weisskohl *(pe-tsai)* ein beliebtes Nahrungsmittel.

Zu der animalischen Nahrung gehört alles irgendwie Geniessbare; Ekel vor gewissen dem Europäer widerlichen Speisen ist dem chinesischen Gaumen vollkommen unbekannt. Abgesehen daher von Dingen, welche nur von wilden Völkern gegessen werden, wie Regenwürmern, Raupen, halb verfaulten Eiern u. a., welche der Chinese mit Gewürzen reichlich versetzt, unter Wohlbehagen verspeist, bildet das Fleisch von Ratten, Hunden und Katzen beliebte Gerichte der chinesischen Tafel. Hunde scheinen überhaupt ein Lieblingsgericht der alten Chinesen gewesen zu sein; diese Thiere sind daher viel scheuer als bei uns und flüchten sobald sie eines Metzgers nur ansichtig werden. Merkwürdig ist der Umstand, dass das Fleisch des Rindes gar nicht oder nur selten gegessen wird; höchst wahrscheinlich ist dies buddhistischem Einflusse zuzuschreiben.

So einfach in der Regel die Mahlzeit des ärmeren Chinesen ist, welche über Reis, Schweinefleisch und Fische selten hinausgeht, eben so raffinirt ist sie bei Leuten von Wohlstand und Vermögen. Die Tafeln bestehen aus unabsehbaren Reihen verschiedenartiger Gerichte, welche insgesammt klein gehackt sind und in pikanten Brühen schwimmen. Als Fett wird, da der Chinese die Milchwirthschaft nicht treibt und die aus der Milch gewonnene Butter nicht kennt, meistens Ricinusöl verwendet, welches aber rein ist und nicht jenen ekelerregenden Geruch hat, durch welchen es sich bei uns auszeichnet.

Von den animalischen Nahrungsmitteln werden einzelne gesalzen und aufbewahrt. Der Consum derselben ist in China sehr gross, sie werden von vielen sogar den frischen

vorgezogen. Besonders beliebt sind die Fische, an welchen die Flüsse und das umliegende Meer sehr reich sind. Dabei sind die Verwesung und der durch sie erzeugte widerliche Gestank für den Chinesen nichts Abstossendes; Feinschmecker ziehen alte abgelegene Waare sogar der frischen vor. Auch die Enten, von denen die Flüsse und Teiche förmlich wimmeln und auf deren Zucht sich eigene Leute verlegen, werden in Stücke zerschnitten, eingesalzen und während des Winters den kalten Nordwinden zum Dörren ausgesetzt.

Als Getränk dienen allgemein der Thee und ein aus Reis gezogener Branntwein (der sogenannte Samtschu). Wasser wird selbst von der ärmeren Classe nicht getrunken, da es in den meisten Gegenden wirklich ungeniessbar ist.

Der Thee, von dessen vorzüglicher Güte der bei uns consumirte nur einen schwachen Begriff beizubringen vermag, wird ohne allen Beisatz geschlürft. Der Reisbranntwein, in Farbe und Geschmack schwachem Weine ähnlich, wird warm genossen. Obwohl in China ganz vorzügliche Traubensorten sich finden, so wird doch nirgends aus denselben Wein bereitet.

Im Norden wird auch ein aus Schöpsenfleisch gezogener Branntwein getrunken, der offenbar tatarischen Ursprungs ist; auch der bei den Mongolen beliebte, aus Pferdemilch gezogene Kumis wird hie und da genossen.

In Trinkgefässen, besonders den für Thee bestimmten, welche aus schönem Porzellan gearbeitet sind, wird selbst von minder Wohlhabenden ein gewisser Luxus getrieben.

Das Mahl wird auf Platten in napfförmigen Gefässen aufgetragen. Der Tisch erscheint nie wie bei uns, mit Linnen gedeckt. Überhaupt mangelt dem Chinesen trotz seinem Luxus, jeder Sinn für Reinlichkeit. Man isst die bereits klein geschnittenen Speisen mittelst zweier Stäbchen, in deren Führung der Chinese eine besondere Virtuosität besitzt. Während und nach beendeter Mahlzeit laut zu rülpsen, erscheint dem Chinesen nicht im mindesten unanständig; im Gegentheil er betrachtet dies gleich dem Araber für ein Zeichen von behaglicher Sättigung und guter Verdauung.

In den grösseren Städten, wo eine zahlreiche Arbeiterbevölkerung ohne eigenen Grund und Boden sich aufhält, existiren Speisehäuser, in denen die zubereiteten Speisen um billige Preise verkauft werden.

Allgemein beliebte Reizmittel sind der Tabak und das Opium. Trotz allen Verboten von Seite der Regierung gegen das Rauchen des Opiums greift dieses Übel immer mehr und mehr um sich und werden die Verbote vorzüglich von denjenigen, welche die Erfüllung des Gesetzes überwachen sollen, täglich umgangen[1].

Der Tabak wird aus einer kleinen Pfeife geraucht, welche an ein langes Rohr aufgesetzt ist. Er wird sehr fein geschnitten oder noch häufiger gehobelt. Das Rauchen beschränkt sich in China nicht nur auf die Männer, sondern wird auch von den Frauen als ein Mittel sich die Zeit zu vertreiben, betrachtet. Man bietet bei vorkommenden Besuchen Tabak an, gerade so wie bei den westlichen Völkern Asiens Kaffeh.

Die Einführung des Tabaks unter den Chinesen geht in den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zurück.

Eine aus Indien stammende Sitte ist das Kauen des Betels, welches besonders nach der Mahlzeit zu besserer Verdauung geübt wird. Vornehme Personen tragen dieses Reizmittel in

[1] Der Gebrauch, das Opium mit Tabak vermischt, als schmerzstillendes Mittel (gegen Zahn-, Kopf- und Leibschmerzen) zu rauchen, datirt aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Etwa fünfzig Jahre später wurde das Opium als Reiz- und Betäubungsmittel in Umlauf gesetzt.

eigenen kleinen Säckchen bei sich, welches der Symmetrie wegen dem Tabaksbeutel gegenüber am Gürtel aufgehängt wird.

Obwohl die Rasse, zu welcher die Chinesen gezählt werden müssen, eine vorzüglich nomadische genannt werden kann, ist dennoch der Chinese ausschliesslich Ackerbauer. Viehzucht in grösserer Ausdehnung ist ihm vollkommen unbekannt. Jeder Fleck fruchtbaren Landes wird der Landwirthschaft gewidmet; Weideland mit seinem frischen saftigen Grün wird beinahe nirgends angetroffen. Eine solche Benützung des Bodens ist aber auch nothwendig, wenn China die grosse Zahl seiner Bewohner ernähren will[1]. Und nicht zufrieden mit allen Mitteln des rationellen Landbaues den Ertrag des Grundes zu steigern, ist der Chinese stets bedacht jenen Theil des Bodens, welcher andern Zwecken dient auf das allernothwendigste einzuschränken. Daher sind die Strassen und Wege nicht häufig und sehr eng. Dies ist wiederum nur durch die guten und zahlreichen Wasserstrassen möglich, welche zur Bewässerung des Bodens dienen. Friedhöfe werden auf steinige unfruchtbare Orte oder Berge verlegt. Forste, Gärten und Alleen, welche bei uns einen nicht geringen Raum einnehmen und zur Verschönerung der Landschaft wesentlich beitragen, sind dem Chinesen überflüssige, weil unproductive Dinge. Daher ist der Anblick einer chinesischen Landschaft, wenigstens in dem nördlichen Becken des Reiches, keineswegs so reizend, als es wir uns nach einzelnen Gemälden einzubilden gewohnt sind.

Der Reis wird in ähnlicher Weise wie auf Java gebaut, nur wird auf die Pflanze während des Wachsthums grössere Sorge verwendet. Es gibt davon zwei Sorten, eine weisse, feinere und eine röthliche, welche für minder trefflich gilt. Man gewinnt in der Regel zwei Ernten, wovon die erste im Juni, die zweite im November eingeheimst wird. Während der Wintermonate vom November an wird das Feld mit Kohl und anderen Gartenfrüchten angebaut. Darunter gehört auch die Kartoffel, welche man aber nur für den Gebrauch der Fremden pflanzt. Der Chinese hat sich dieses billige Nahrungsmittel, obschon er mit demselben lange Zeit bekannt ist, nicht angeeignet, vermuthlich weil es von den rothhaarigen Barbaren eingeführt wurde.

Der Pflug, dessen man sich beim Landbau bedient, ist von sehr einfacher Construction und wird von Menschen oder Thieren, von Eseln, Pferden und Rindern gezogen. In den Sumpfgegenden nimmt man dazu den Büffel. — Der Boden wird von Steinen und Unkraut gereinigt und reichlich gedüngt. Auf den Dünger verwendet der Chinese besondere Sorgfalt. Nicht nur die Excremente (menschliche, da Viehzucht nicht getrieben wird) und Küchenabfälle, sondern auch Russ, Haare, Nägel und Knochen werden gesammelt und mit dem Boden gehörig vermengt.

Die einheimischen Waffen bestehen in Bogen und Pfeil, so wie einem plumpen, breiten Schwerte. Obschon den Chinesen die Bereitung des Pulvers bereits früher als den Völkern des Abendlandes bekannt war, haben sie dasselbe weder zu Feuerwaffen angewendet noch auch in neuester Zeit die Fortschritte der Europäer in dieser Richtung sich angeeignet.

In seinem Auftreten ist der Chinese der gerade Gegensatz des geckenhaften Javanen. Während dieser stets seinen Kris an der Seite trägt, wird vom Chinesen (dem vollkommensten Bilde des ruhigen Spiessbürgers) nie eine Waffe getragen. Selbst der chinesische Soldat ist nur wenn er in Parade ausrückt mit den Waffen versehen und der Mandarin von militärischem Range lässt die Waffe, wenn er nicht als Amtsperson auftritt, in der Regel zu Hause. — Civilpersonen ist das Tragen der Waffen verboten und der Besitz von Feuerwaffen nur unter äusserst umständlichen Bedingungen gestattet.

[1] Die Einführung des Ackerbaues unter den Chinesen statt der Viehzucht und Jagd wird Schin-nong, dem zweiten der fünf mythischen Beherrscher China's zugeschrieben.

Geistige Anlagen.

Die Grundzüge des chinesischen Charakters sind Nüchternheit und Ruhe. Damit Hand in Hand gehen vorwiegende Entwicklung des Verstandes und Mangel an schöpferischer Phantasie.

Aus diesen Anlagen erklärt sich die in jeder Richtung zu Tage tretende Stagnation des Chinesen. Die Gesellschaft, in welcher er lebt, beruht immer noch auf denselben Grundlagen wie vor tausend Jahren; die Wissenschaft, welche er cultivirt, bringt im Wesentlichen immer dieselben Resultate zu Wege (sie beschränkt sich in der Regel auf das Studium und das Commentiren der Alten); die Erfindungen, welche durch die Bedürfnisse einer höheren Cultur geweckt wurden, sind noch immer dieselben wie zu jener Zeit als man sie machte. — Das Vorhandene erscheint dem Chinesen immer als das Beste; für Ideale und Zukunftspläne und wären sie noch so golden, hat er keinen Sinn.

Der Chinese ist der Utilitarier κατ' εξοχήν unter den Völkern. Er ist fleissig, mässig, betriebsam, nüchtern und immer gleichen Muthes. Er hat nur Sinn für jene Dinge, welche das tägliche Leben betreffen; Dinge, die ausser diesem stehen, erscheinen ihm völlig unbegreiflich. Er cultivirt daher nur jene Künste und Wissenschaften, welche in das tägliche Leben eingreifen. — Mit Speculationen über Dinge sich abzugeben, welche nicht in seinem Gesichtskreise gelegen sind, vollends gar mit übersinnlichen Dingen sich zu befassen, hält der gebildete Chinese für eine grosse Thorheit.

Diese Richtung auf das Practische, welche zum allseitigen Verkehre mit Menschen führt, so wie eine Beimischung von etwas Phlegma und eine von Jugend auf sorgfältig geleitete Erziehung bewirken es, dass die Rohheit im Chinesen fast ganz verschwindet und aus ihm ein Mensch wird, der sich durch feine und gefällige Umgangsformen auszeichnet. Freilich ist der Chinese seiner geselligen Bildung sich bewusst und lässt dem Abendländer, der in seinen Augen ein roher ungebildeter Barbar ist, seine Überlegenheit öfter fühlen.

Leben, Sitten, religiöse Anschauungen.

Nirgends tritt die Bedeutung der Familie als Grundlage der Gesellschaft mehr hervor als in China. Sie ist es hier nicht nur materiell, indem der Staat aus einem Complexe verschiedener Familien zusammengesetzt ist, sondern auch im ethischen Sinne, da der chinesische Staat wirklich eine erweiterte Familie mit allen ihren Verhältnissen aufs genaueste repräsentirt.

Frühzeitig eine eigene Familie zu gründen ist nicht nur der Wunsch eines jeden Chinesen, sondern er wird durch eine Reihe von Anschauungen, welche sowohl aus dem Begriffe der Familie als auch des Staates fliessen, darauf hingeführt. — In der Regel wird das Heirathsgeschäft von den Eltern selbst, wenn auch die Kinder das mannbare Alter noch nicht erreicht haben in die Hand genommen. Man verlobt die jungen Leute, noch ehe sie selbst daran denken oder sich gegenseitig kennen gelernt haben. Letzteres ist in China bei den eigenthümlichen Verhältnissen, in welchen das Weib lebt, ziemlich schwer.

Nachdem die Angelegenheit durch Unterhändler, denn so verlangt es die Sitte[1], ins Reine gebracht worden, wird den beiden jungen Leuten das Horoscop gestellt und ein

[1] Die Einführung dieser Sitte wird von der chinesischen Sage Fo-hi, dem ersten der fabelhaften Beherrscher des Reiches der Mitte zugeschrieben.

glücklicher Tag zur Hochzeit ausgewählt. Letzteres ist unbedingt nothwendig; sollte ein solcher nicht leicht herausgefunden werden, so wird die Hochzeit oft auf Monate, ja Jahre verschoben. Der Bräutigam schickt hierauf seiner Braut Geschenke und die Vorbereitungen zum Feste werden von beiden Seiten veranstaltet.

Einige Tage vor der Hochzeit wird der Bräutigam mit der Kappe bekleidet und bekommt einen Zunamen, während der Braut das Haar knotenförmig aufgebunden und mittelst zweier kreuzweis durchgesteckten Nadeln befestigt wird.

Am Morgen des Hochzeitstages empfangen Bräutigam und Braut die Wünsche ihrer Freunde und Genossen, welche in der Regel von Geschenken begleitet sind. Dabei spielen lebende Gänse, ein Symbol ehelichen Glückes, eine Hauptrolle. Die Braut harrt mit ihren Freundinnen weinend über die hinschwindenden Jugendtage bis zum Abend, wo der Bräutigam festlich geschmückt unter Laternenschein und Musikbegleitung, mit einer reich verzierten Sänfte herankommt, um sie abzuholen. Im Hause des Bräutigams angelangt, wird die Braut von den dort versammelten Matronen in Empfang genommen und in die Kammer geführt. Von dort tritt sie in den Saal in die Mitte der versammelten Gäste und bietet ihnen die Betelnuss an.

Nachdem dies vorüber ist, führt sie der Bräutigam in ihre Kammer zurück, nimmt ihr den Schleier vom Gesicht und trinkt mit ihr aus einem Becher zum Zeichen der Vereinigung. Eine ältere würdige Matrone spricht über Beide den Segen und sie sind Mann und Weib. — Ein reichliches Mal, welches den anwesenden Gästen gegeben wird, bildet den Schluss des Festes.

Am nächsten Tage begeben sich die Neuvermählten in das grosse Empfangszimmer um den Göttern so wie den Eltern ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Am dritten Tage besucht die junge Frau in einer verzierten Sänfte ihre Eltern. Während dieser Zeit, so wie auch während der folgenden Tage werden die Besuche der Freunde entgegengenommen und erwiedert, wie überhaupt der ganze Monat, in welchen der Hochzeittag fällt, nur Zerstreuungen und Vergnügungen gewidmet wird.

Heirathen zwischen Chinesen und Fremden oder den im Innern wohnenden wilden Stämmen (z. B. den Miao-tse's) sind gesetzlich verboten. Ein Gleiches gilt von Personen, welche denselben Zunamen führen; es müssen daher die Zunamen des Bräutigams und der Braut stets verschieden sein.

Bei den Heirathen wird auch darauf gesehen, dass Rang und Vermögensverhältnisse beider Häuser sich ziemlich gleich sind. Beide Theile müssen ihre Abstammung so wie ihr Alter genau angeben und dürfen kein Gebrechen vor einander verschweigen.

Das Gesetz erlaubt dem Chinesen nur eine Frau *(tsi)*, dagegen eine unbestimmte Anzahl von Beischläferinnen *(tsie)*. Während die erstere seinen Namen führt, feierlich ihm angetraut wird und aus guter Familie entsprossen sein muss, gehören die letzteren in die Zahl der Mägde und werden um Geld gekauft.

Der Grund dieser gesetzlich geregelten Sitte ist in dem religiösen Glauben des Chinesen zu suchen, nach welchem vom Sohne den Manen des Vaters die schuldigen Opfer dargebracht werden müssen. Wenn sich daher die rechtmässige Gattin als unfruchtbar erweist oder keinen Sohn zur Welt bringt, so steht es dem Manne frei, sich eine Beischläferin zu nehmen. Die aus solchen Verbindungen entsprungenen Kinder sind eben so legitim, wie die mit einer rechtmässigen Gattin erzeugten. Wenn jedoch von der Frau Söhne vorhanden sind, so gilt es nicht für ehrenvoll sich eine Beischläferin zu nehmen. Ein Gleiches gilt, wenn die Beischläferin einen Sohn geboren hat und man eine zweite sich dazunimmt.

Trotz der vom Gesetze dem Manne zugestandenen Begünstigungen ist demselben die Scheidung gestattet. Fälle, in denen er auf dieselbe dringen kann, sind: Unfruchtbarkeit, Ehebruch, Ungehorsam gegen die Schwiegerältern, unheilbare Krankheiten, Hang zum Diebstahl, böses kneifisches Betragen und grosse Schwatzhaftigkeit. Dagegen bestimmt auch das Gesetz zu Gunsten der Frau, dass eine Scheidung in folgenden drei Fällen nicht stattfinden dürfe, nämlich: 1. Wenn das missfällige Betragen der Frau in der Trauer um die verstorbenen Schwiegerältern seinen Grund hatte; wenn beide Gatten das Vermögen erst nach ihrer Verheirathung sich erworben haben, und 3. wenn die Frau keine Eltern mehr besitzt, zu welchen sie sich begeben könnte.

Innerhalb der Familie ist der Hausvater unumschränkter Herr. Er hat die vollste Gewalt über das Leben seiner Kinder und kann dieselben sogar als Sclaven verkaufen oder tödten. In letzterem Falle wird er, falls er das Kind ohne Grund getödtet, nur körperlich gezüchtigt, während er, wenn das Kind durch Ungehorsam oder Thätlichkeiten ihn gereizt hat, ganz straflos ausgeht. Ein Kind, welches sich an den Eltern vergreift oder dieselben schlägt, hat ein Verbrechen begangen, welches nur mit dem Tode gesühnt werden kann. Gleichwie der Staat nach chinesischer Anschauung nichts anders ist als eine grosse Familie mit dem Kaiser als Vater der Gesellschaft an der Spitze, eben so wird auch umgekehrt die Familie als Staat im Kleinen betrachtet, in welchem der Hausvater die Stelle des Kaisers vertritt.

Vermöge seiner eigenthümlichen religiösen Anschauungen ist des Chinesen Sehnsucht vor Allem auf den Besitz eines Sohnes gerichtet. Die Geburt eines männlichen Sprossen ist in der Familie Anlass zu grosser Freude, während jene eines Mädchens das Gefühl der Enttäuschung wachruft. Mädchen werden in China häufig getödtet oder ausgesetzt.

Gleich nach der Geburt wird dem Kinde ein Namen gegeben, der in der Regel einen Zärtlichkeitsausdruck involvirt. Einen Monat darauf wird der kleine Weltbürger von seinen Verwandten beglückwünscht; man sendet ihm silberne Plättchen zu, auf denen sich die Embleme des langen Lebens, der Ehre und des Glückes abgebildet finden.

Das Kind wird frühzeitig im feinen Betragen gegen die Gesellschaft unterwiesen und schon im vierten bis fünften Jahre mit den ersten Elementen des Lesens bekannt gemacht. Reichere Leute halten den Kindern eigene Lehrer, während die ärmeren sie in die öffentliche Schule schicken, wo gegen sehr mässiges Schulgeld der Unterricht in den Elementarkenntnissen ertheilt wird. In den grösseren Städten, wo eine zahlreiche Arbeiterbevölkerung sich aufhält, gibt es auch Schulen, welche während der Nacht offen sind, damit das Kind, welches während des Tages zur Arbeit verwendet wird, der Wohlthaten des Unterrichts nicht verlustig gehe.

Die Mädchen werden frühzeitig zu sittigem und bescheidenem Betragen angehalten. In guten Familien lässt man ihnen Unterricht in der Literatur angedeihen; sie lernen in der Regel auch Musik, Malen und Sticken.

Im Leben sind die beiden Geschlechter streng von einander geschieden. Die Frauen sind von der Öffentlichkeit ausgeschlossen und ihre Wirksamkeit nur auf die Familie beschränkt. Dadurch bekommt die Gesellschaft den Charakter des Ernsten, Steifen und Pedantischen. Andererseits entwickelt sich im Manne nur zu leicht eine Hinneigung zu geheimen Vergnügungen, in denen er seine sinnlichen Lüste zu befriedigen sucht.

Die Frauen in China sind im Ganzen durch Eingezogenheit und Bescheidenheit ausgezeichnet. Man hört dort verhältnissmässig selten von Scandalgeschichten, welchen man nur zu oft im civilisirten christlichen Europa begegnet. Dagegen gibt es dort zahlreiche Mädchen, welche in bestimmten Häusern das Gewerbe der Prostitution ausüben. Diese ist zwar in China

von der Regierung verboten; das Verbot wird aber eben so wenig wie im Punkte des Opiumrauchens beachtet. Gerade jene Männer, welche über die Erfüllung des Gesetzes wachen sollen, sind die ersten, welche es übertreten.

Wie bereits oben bemerkt worden, ist die Familie die eigentliche Grundlage des Staates. In beiden übt das Oberhaupt seine Autorität vermöge des natürlichen ihm gebührenden Rechtes. Dieses Recht, so wie die mit ihm verbundene Gewalt sind gross, nicht minder sind aber auch die Pflichten, welche damit dem Oberhaupte auferlegt sind.

Der Vater ist nicht nur verpflichtet für den Unterhalt seines Kindes zu sorgen, sondern es auch gut zu erziehen. Er ist für alle Vergehen desselben, selbst wenn es ihm nicht mehr unmittelbar untersteht, verantwortlich. Für das begangene Verbrechen wird nicht nur der Verbrecher, sondern auch seine Familie gestraft; bei schweren Verbrechen sogar die ganze Nachbarschaft. Dies illustrirt am besten folgender Vorfall. Ein Mann hatte einmal in Gemeinschaft mit seinem Weibe seine alte Mutter geschlagen. Als dies dem Kaiser nach Peking berichtet worden war, befahl er beide Missethäter zum Tode zu führen. Die Eltern des verbrecherischen Weibes wurden zur Bastonade verurtheilt und als Missethäter gebrandmarkt, die obrigkeitlichen Personen des Districts wurden ihrer Ämter entsetzt, die Gelehrten desselben auf drei Jahre von den öffentlichen Prüfungen ausgeschlossen, das Haus, wo das Verbrechen vor sich gegangen war, vom Grund aus zerstört und die Schandthat durch öffentliche Placate zur Warnung überall bekannt gemacht.

Eben so wie die Eltern für die Vergehen ihrer Kinder gestraft werden, wird ihnen für die Verdienste derselben jegliche Auszeichnung zu Theil. Während bei uns erworbene Verdienste auf die Kinder vererbt werden können, ist dies in China gerade umgekehrt der Fall. Eltern werden für die Verdienste ihrer Kinder oft im Grabe geadelt; dagegen sind Ansprüche, welche sich auf das Verdienst der Eltern gründen, dort gänzlich unbekannt.

Auf denselben Pflichten derselben Verantwortlichkeit, welchen wir innerhalb der Familie begegnen, sind auch die verschiedenen Verhältnisse innerhalb des Staates aufgebaut. Der Kaiser repräsentirt den Vater, ihm gebührt die gleiche Ehrfurcht, das gleiche Vertrauen. Man trauert beim Tode des Kaisers um ihn wie um den verstorbenen Vater; jedes Vergehen gegen ihn wird eben so bestraft wie wenn es gegen den Vater gerichtet gewesen wäre.

Der Kaiser als Oberhaupt des Staates hat gleich dem Vater innerhalb der Familie nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten, und zwar sind letztere sehr gross. Nach Kung-fu-tse ist die Grundlage aller Regierung die Regierung seiner selbst. Nur dann wenn in des Menschen Inneres Friede und Harmonie eingekehrt sind, ist er im Stande eine Familie zu regieren. Nur jener, welcher letzteres versteht, ist der Regierung über eine grössere Gesellschaft — über ein Reich vollkommen würdig.

Eben desswegen, weil das chinesische Staatsgebäude auf so einfachen, natürlichen Grundlagen beruht, hat es alle Stürme überdauert und ist bei allem Wechsel der Dynastien stets unversehrt geblieben. Der Chinese erblickt im Kaiser nicht einen Fürsten von Gottes oder, Volkes Gnaden, sondern seinen wirklichen Vater. Er gilt ihm für den Inbegriff alles Guten, für den weisesten und gelehrtesten Mann seines Landes. Begeisterung für eine Dynastie und deren Zwecke ist dem Chinesen fremd. Daraus erklärt sich hinlänglich der uns auffallende Umstand, dass China im Verlaufe der Geschichte seine Dynastie so oft gewechselt und dass jede Dynastie, nachdem sie vom Throne Besitz genommen, gehorsame Unterthanen gefunden hat.

Der chinesische Staat entspricht wenig unsern modernen Begriffen; gleich der Familie ist er sehr beschränkt. — Eben so wie die Familie jeden ausser ihr Stehenden von den Rechten

und Pflichten, welche für die einzelnen Familienglieder gelten, ausschliesst, hält China jeden Fremdling für ein ausserhalb des Staates stehendes Individuum, das weder an den Pflichten noch an den Rechten des Staatsbürgers irgend welchen Antheil hat. Während freundliches, gesittetes Benehmen gegen Jedermann, der im Staate lebt, gefordert und Ehrlichkeit als Pflicht auferlegt wird, ist ein unfreundliches, anmassendes Benehmen, so wie Betrug gegen den Fremden nicht nur gestattet, sondern es werden von der Regierung, welche aus missverstandener Politik jeden Verkehr mit dem Auslande hintanzuhalten sucht, der Bevölkerung Hass und Abscheu gegen die rothen Barbaren förmlich eingeprägt.

Bei dieser allseitigen Bevormundung der Regierung, welche den einzelnen Unterthan als Kind behandelt, sollte man glauben, dass jede freie Äusserung dem Volke verboten sei und von der Regierung gefürchtet werde. — Dies ist jedoch nicht der Fall. — Versammlungen sind dem Volke nicht nur gestattet sondern es ist ihm auch erlaubt in denselben sowohl ein Vertrauens- als Misstrauens-Votum gegen neu eingesetzte oder abtretende Beamte zu äussern. Ein Vertrauens-Votum oder Ehrengeschenk wird von dem chinesischen Beamten hochgeschätzt und auch von der Regierung mit günstigem Auge angesehen, da es ein Zeichen ist, dass der Betreffende in Übereinstimmung mit dem väterlichen Willen des Kaisers und zur Zufriedenheit des Volkes sein Amt verwaltet hat; dagegen findet der Beamte, wenn er vom empörten Volke davongejagt werden sollte, am Hofe zu Peking keine gnädige Aufnahme, da nach der Ansicht der Regierung solche Fälle von Selbstjustiz ihre guten Gründe haben müssen. Allbekannt ist das Sprichwort, dass der Bogen, wenn er zu straff gespannt wird, brechen muss.

Merkwürdig ist es auch, dass in China, wo doch so viel gedruckt wird, keine Pressgesetze existiren; freilich wird vorkommenden Falles mit losen Mäulern ganz summarisch, in der Regel mit dem Bambus, verfahren.

Vermöge der patriarchalischen Verhältnisse, innerhalb welcher das chinesische Staatsleben sich bewegt, wird dem Alter und der Erfahrung besondere Ehrfurcht erwiesen. In grösserem Ansehen als beide jedoch steht das Wissen. Dieses allein, nicht Geburt oder Reichthum werden in China geachtet; durch Wissen wird man der Ämter und Auszeichnungen, welche dem damit bekleideten Individuum eine Art persönlichen Adels verleihen, theilhaftig.

Ein erblicher Adel ist dem Chinesen vollkommen unbekannt. Selbst die Mitglieder der kaiserlichen Familie geniessen von Seite des Staates keine besondere Auszeichnung. Nicht sie, sondern die mit den öffentlichen Ämtern bekleideten Gelehrten bilden die Aristokratie; kaiserliche Prinzen ohne ein Amt sind Nullen, um die sich Niemand kümmert.

Der Gelehrtenstand China's, der geachtetste unter allen Ständen, recrutirt seine Mitglieder aus allen Classen der Bevölkerung, von der reichsten bis zur ärmsten. — In der Regel ist er mit zeitlichen Gütern nicht reichlich bedacht und neigt in seinem Leben und seinen Bestrebungen mehr zur Einfachheit hin. Durch diesen Umstand, so wie dadurch, dass der Reichthum innerhalb der Gesellschaft kein Ansehen verleiht, wird der letztere in China nicht so begierig gesammelt wie anderswo und wird im Allgemeinen weniger Luxus getrieben. Daraus erklärt sich die in China stattfindende grössere Vertheilung des Besitzes und der Wohlstand des Landes, welcher allen Reisenden aufgefallen ist. Der Mangel einer bevorzugten Kaste, welche durch die Erblichkeit von Würden und Titeln erzeugt wird, bringt im chinesischen Staatsleben die heilsamsten Wirkungen hervor. — Er weckt das Talent, flösst ihm Muth ein und bewahrt dasselbe, wenn es emporgekommen, vor Übergriffen. Gegen die letzteren hat der Staat weise einen Damm gezogen. In China ist nämlich die Erblichkeit in Würden und Titeln strenge verboten. Ein Gesetz bestimmt, dass wenn Jemand einen andern zu einer erblichen

Würde vorschlägt, beide, sowohl der Vorschlagende als auch der Vorgeschlagene mit dem Tode bestraft werden sollen.

Die Abwesenheit eines Erbadels und die geringe Ansammlung und Achtung des Reichthums sind zwei Factoren, welche zur Festigkeit des chinesischen Staates wesentlich beitragen. Da auf diese Weise Niemand einen Anhang sich zu bilden vermag, so können sich Parteiungen und Revolutionen schwer erzeugen und die Geschichte China's beweist auch, dass die Umwälzungen, von welchen das Land erschüttert wurde, grösstentheils von Aussen, selten von Innen aus gegangen sind.

Nachdem wir im Vorhergehenden den innigen Zusammenhang der Familie und des Staates gezeigt haben, werden wir uns einer näheren Betrachtung des letzteren zuwenden.

Die Staatsbürger China's zerfallen in vier Classen: 1. Gelehrte, 2. Ackerbauer, 3. Handwerker, 4. Kaufleute. Als ausserhalb der Staatsbürger oder des „ehrlichen Volkes" stehend werden betrachtet: Henker, Dienstboten, öffentliche Mädchen, Schauspieler und alle jene Personen, welche kein bestimmtes Obdach haben.

Der Stand des Gelehrten bildet den Adel China's, welcher streng persönlich ist. Aus ihm werden die Beamten für die öffentlichen Ämter gewählt. — In den Gelehrtenstand kann Jeder eintreten, sobald er die dazu erforderliche intellectuelle und sittliche Bildung sich anzueignen im Stande ist und in die Classe der Staatsbürger gehört. Der Pöbel — nicht die Armuth, welche überhaupt nicht verachtet wird — ist in China von Ehrenämtern ausgeschlossen.

Über die Würdigkeit des Candidaten entscheiden Prüfungen, welche mit der Elementarschule beginnen und mit der strengen Prüfung im kaiserlichen Palaste zu Peking enden. Die höchste Würde, welche man erreichen kann, ist die eines Kwan (Mandarin[1]), deren es mehrere Classen gibt, welche auch äusserlich durch besondere Abzeichen unterschieden werden.

Gegenstand der einzelnen Prüfungen bildet die einheimische Literatur, deren genaue Kenntniss für das Endziel alles menschlichen Wissens betrachtet wird. Man fordert nicht nur vollständige Beherrschung ihrer Formen sondern auch ihres Stoffes. Da nun Geschichte, Moral, Politik und Gesetzkunde den Kern der classischen Literatur China's bilden, so ist die Gelehrsamkeit eines Mandarinen keineswegs jenes rein theoretische Wissen, welches wir gemeiniglich unter dem obigen Ausdrucke verstehen. Es ist vielmehr eine umfassende Kenntniss des Volksthums in seiner ganzen Entwickelung und nach allen seinen Äusserungen — ein allgemeines Wissen, wie es nur bei der vollständigen Isolirung China's möglich ist.

Mit den nach dieser Richtung geprüften Mandarinen werden nicht nur die Ämter im Civil sondern auch im Militär besetzt. — Auf der Leiter der bureaukratischen Hierarchie stehen in China die Civilbeamten höher als die Militärofficiere. In neuerer Zeit wurden auch Specialprüfungen für Officiere eingeführt. Die Candidaten haben vor Allem Kraftproben und Geschicklichkeit im Bogenschiessen abzulegen.

An der Spitze des chinesischen Staates steht der Kaiser (*ta-hoang-ti*), geheiligt und von unbeschränkter Autorität. Sein Wille ist Gesetz, jedoch nur, wenn er in Übereinstimmung mit den Satzungen der Weisen sich befindet, seine Entscheidung wird unmittelbar ausgeführt, ist aber selbst keine Satzung, auf die er oder ein anderer sich berufen könnte. Er ist Stellvertreter des Himmels und vom Stellvertreter des Himmels — seinem Vorgänger — eingesetzt. Er wählt selbstständig die Beamten für die Administration der

[1] Das Wort Mandarin entstammt höchst wahrscheinlich dem malayischen منتری *(mantrî)*, welches aus dem Indischen (im Sanskrit मन्त्री *mantrî* Rathgeber) herübergenommen ist.

verschiedenen Stellen[1]. Eine parlamentarische Regierung, das Ideal unseres modernen Staatslebens, würde dem Chinesen eben so absurd erscheinen wie die Wahl eines Vaters durch die Familie (vgl. das ergötzliche Factum bei Gützlaff Geschichte des chinesischen Reiches, S. 618).

Unter dem Kaiser stehen dreizehn Körperschaften, nämlich die Cabinetskanzlei, das leitende Ministerium, die sechs Specialministerien, die kaiserliche Akademie der Wissenschaften, das Ministerium für Fremde (Nicht-Chinesen), die oberste Control-Behörde, der oberste Gerichtshof und das Reichs-Einreichungs-Protocoll.

Die Cabinetskanzlei *(nui-ko)* besteht aus sechs Personen, welche Pai-siang genannt werden. Die Hälfte sind Mandschu's, die andere Hälfte Chinesen. Erstere haben im Range den Vortritt. Ihnen liegt ob, den Kaiser im Regierungsgeschäft zu unterstützen und für die Ausführung seiner Befehle Sorge zu tragen.

Das leitende Ministerium *(kiun-ki-tschu)* besteht aus den Mitgliedern der Cabinetskanzlei, den zwölf Ministern, den vierundzwanzig Unter-Staatssecretären und den Präsidenten der in Peking residirenden hohen Behörden. Seine Aufgabe ist es, die verschiedenen Verordnungen, welche auf die Regierung des ganzen Reiches Bezug haben, abzufassen und den Kaiser in seinen Entschliessungen zu unterstützen. Es ist gleichsam ein Beirath, welcher das Oberhaupt in seinen eigenmächtigen Bestrebungen beschränken und ihm, wenn dasselbe körperlich oder geistig schwach wird, mit seinem Rathe beistehen soll.

Die sechs Specialministerien sind nicht so sehr berathende oder beschliessende als vielmehr vollziehende Behörden und geht ihre Organisation in die älteste Zeit der chinesischen Geschichte zurück. An der Spitze eines jeden Ministeriums stehen zwei Minister, ein Mandschu und ein Chinese und zwei Unter-Staatssekretäre, ebenfalls zwei Mandschu's und zwei Chinesen. Meistens wird ein Minister mit der Oberaufsicht eines anderen Ministeriums betraut, wodurch manche Unredlichkeiten in der Amtsführung hintangehalten werden.

Die sechs Specialministerien sind folgende:

1. Das Ministerium des Innern *(li-pu)*. Demselben sind alle Civilbeamten des Reiches untergeordnet; es schlägt für alle Civilstellen die geeigneten Candidaten vor und prüft deren Würdigkeit. Von ihm gehen die Anträge auf Auszeichnungen und Degradationen der verschiedenen Civilbeamten aus.

2. Das Finanzministerium *(hu-pu)*. Seine Aufgabe ist es, genaue Listen der Bevölkerung behufs der Besteuerung und Recrutirung anzulegen und die verschiedenen Zweige der Einkünfte so wie die Staatsgüter zu verwalten. Demselben unterstehen auch die Münze, das Salzmonopol, die öffentlichen Kornkammern u. a.

3. Das Cultusministerium *(li-pu)*. Demselben liegt ob, den öffentlichen Cultus zu überwachen und die Ceremonien der verschiedenen Verhältnisse zu fixiren. Es bestimmt die Etiquette bei Hofe, entwirft die Kleiderordnung und regelt die religiösen Productionen in Musik und Tanz.

[1] Gleichwie ein Amt oder erworbene Verdienste wird in China auch die höchte Würde, der Thron nicht ererbt. Der Kaiser wählt selbstständig seinen Nachfolger (der grosse Kang-hi, der jüngste Sohn Schun-tschi's wurde von diesem auf dem Sterbebette zum Nachfolger ernannt), er ist dabei keineswegs an seine Familie gebunden. In der Regel geschieht letzteres; dass aber der Kaiser auch einen Niedriggeborenen zur höchsten Würde emporheben kann, beweist das Beispiel Yao's, welcher Schun, einen armen Bauer zu seinem Nachfolger erwählte. (Vergl. Gützlaff, Geschichte des chinesischen Reiches S. 31.) Der Umstand, dass während der Regierung des Kaisers sein Nachfolger unbekannt bleibt, hat in China seine guten Folgen. Während in den anderen despotischen Staaten Asiens nicht selten der Thronfolger einen Anhang sich sammelt, der beim Wechsel der Dinge nur zu gewinnen hofft und dadurch nicht nur der künftige Herrscher, sondern auch seine Schmeichler corrumpirt werden, ist in China jede Parteiung bei Hofe von vorneherein ausgeschlossen.

Es steht ihm daher ein Conservatorium mit talentvollen musikalischen Beamten zur Seite, welche ex officio mit der Harmonie, Compositionslehre und dem Baue der verschiedenen Musikinstrumente sich befassen müssen.

4. Das Kriegsministerium *(ping-pu)*. Demselben untersteht die Leitung der Armee, der Posten, der öffentlichen fortificatorischen Bauten u. a.

5. Das Justizministerium *(hing-pu)*. Dasselbe handhabt nicht so sehr die legislatorische Gewalt — wie bei uns — als vielmehr die genaue Ausführung des Strafcodex.

6. Das Arbeitsministerium *(kung-pu)*. Demselben untersteht sowohl die Leitung der öffentlichen Bauten, als auch die Entwerfung und Handhabung der Bauordnung.

Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften *(han-lin-yuen)* befasst sich mit der Interpretation der heiligen Bücher, so wie mit der Abfassung von Staatsschriften und officiellen Geschichtswerken. Derselben liegt auch die oberste Aufsicht der Gelehrten so wie deren Prüfungen ob. Der Präsident und Vicepräsident der kaiserlichen Akademie sind auf Lebenszeit angestellt und geniessen die Ehre dem Kaiser täglich in seinem Palaste aufzuwarten. Aus den Mitgliedern der kaiserlichen Akademie werden in der Regel die Candidaten für die höchsten und einträglichsten Stellen gewählt.

Das Ministerium für Fremde *(li-fan-yuen)* ist die Colonialregierung China's. Demselben unterstehen die dem chinesischen Reiche unterworfenen und tributpflichtigen fremden Stämme. Die Beamten desselben sind durchgehends Mandschu's und Mongolen. Dasselbe Verhältniss wie oben findet auch in Betreff der Functionäre statt.

Die oberste Control-Behörde *(tu-tscha-yuen)* ist zur Überwachung des Gebahrens sowohl der Ministerien als auch des Kaisers und seiner Umgebung eingesetzt. In jedem Ministerium sitzen mehrere Mitglieder dieser Körperschaft, um alle Vorgänge in demselben zu controliren. Sie geniessen das Vorrecht nicht nur über Privat- und Amtspersonen, sondern selbst auch über das Thun Sr. Majestät ihren Tadel zu äussern. — Nicht selten übt eine dem Kaiser über seine verkehrten Neigungen überreichte Vorstellung ihre beabsichtigte Wirkung; oft geschieht es aber auch, dass der freimüthige Beamte seine Aufrichtigkeit mit der Verbannung oder dem Tode büsst.

Der oberste Gerichtshof *(ta-li-tse)* ist die höchste Instanz in Justizsachen. Er beaufsichtigt die verschiedenen Criminalgerichtshöfe des Reiches.

Das Reichs-Einreichungs-Protokoll ist diejenige Behörde, durch welche Berufungen, welche unmittelbar an den Kaiser gerichtet sind, in Empfang genommen werden.

Unter diesen dreizehn Körperschaften steht eine Reihe von Behörden, welche eine fortlaufende Rangstufe bilden. — An der Spitze einer Provinz steht ein General-Gouverneur oder Vice-König *(tsung-tu)* mit einem Vice-Gouverneur *(fu-yuen)* an der Seite.

Gleichwie innerhalb der Familie besteht auch im Staate die grösste Verantwortlichkeit der einzelnen Mitglieder unter einander. — Nicht nur die einzelnen Beamten, sondern auch die Privatpersonen sind für das Thun und Lassen ihrer unmittelbaren Collegen und Nachbarn verantwortlich. Zu diesem Zwecke sind die Städte und Dörfer in kleinere Quartiere getheilt, mit einem Vorsteher an der Spitze. Diese Massregel führt zur gegenseitigen genauen Überwachung aller Mitglieder der chinesischen Gesellschaft; — ein Polizei-System, wie es umfassender und feiner kaum gedacht werden kann.

Trotz den in der Regel nur in der Theorie und auf dem Papiere bestehenden guten Absichten der Regierung gehören die chinesische Verwaltung und Polizei zu den schlechtesten, die man sich denken kann. Überall begegnet man der grössten Corruption und Bestechlichkeit. Die Polizei,

obwohl aus einer Menge schlecht oder fast gar nicht bezahlter Organe bestehend, ist selten im Stande, der Wegelagerer und Diebe Herr zu werden. Häufig geschieht es, dass man den Bestohlenen mit Worten tröstet und dem ergriffenen Diebe den Rath ertheilt, ein anderes Mal vorsichtiger zu Werke zu gehen. Meistens ist den Bewohnern selbst erlaubt, dem Diebe, wenn er auf frischer That ertappt wird, mit den Waffen in der Hand das Leben zu nehmen. Daher haben es die Diebe in den Seestädten besonders auf die Europäer abgesehen, da sie wissen, dass den wenigsten derselben das betreffende Gesetz bekannt ist. Sobald man aber dem Magistrat zu wissen thut, dass man von dem Landesgebrauche unterrichtet ist, hören besonders die nächtlichen Diebereien augenblicklich auf.

Ein schlagender Beweis für die Ohnmacht der chinesischen Polizei sind die vielen geheimen Gesellschaften, welche durch das ganze Land verbreitet sind und sich durch bestimmte Zeichen unterscheiden. Sie verfolgen verschiedene Zwecke, meistens jedoch politische und religiöse und stehen für ihre Mitglieder, wenn einige derselben ergriffen werden sollten, in soferne ein, als sie dieselben durch alle möglichen Mittel zu befreien suchen.

An den Küsten China's steht die Seeräuberei in schönster Blüthe. Die Banden sind gut organisirt, haben ihre Oberhäupter, ihre eigenen Depots und Hehler. Die Regierung weiss sich nicht anders zu helfen, als dadurch, dass sie den Vorständen dieser Banden ein bestimmtes Geld zahlt und ihnen irgend eine Würde verleiht.

Das Bettelunwesen ist in China ziemlich gross. Die Regierung kümmert sich wenig darum; sie lässt die Bettler ungestört in den Erdlöchern an den Stadtmauern wohnen und oft auf den belebtesten Plätzen sich zusammenrotten. Versorgungshäuser und Spitäler wie bei uns in Europa, kommen in China nicht vor.

Trotz der guten Intentionen der Gesetze ist die Rechtspflege in China sehr mangelhaft. Verwaltung und Justiz sind vereinigt, eben so werden Civil- und Criminalfälle vor einem und demselben Gerichtshofe verhandelt. Der Beamte nimmt unmittelbar nach der Klage die Verhandlung vor uud schöpft das Urtheil. Gegen dieses kann von den Parteien bei der höheren Instanz Beschwerde erhoben werden; es ist sogar eine directe Appellation an den Kaiser gestattet.

Unter den Strafen, welche für die einzelnen Vergehen verhängt werden, ist das Schlagen mit dem Bambusrohr die häufigste. Demselben können alle Personen, vom höchsten Würdenträger bis zum niedrigsten, Civil und Militär, ja selbst Prinzen des kaiserlichen Hauses verfallen. Das Gesetz schreibt die Länge und den Umfang des Rohres genau vor. Beim Ausmass der Strafe greift der Richter in der Regel in eine Bambusbüchse, welche mit Splittern desselben Holzes angefüllt ist, nimmt einige derselben heraus und wirft sie auf den Boden. — Für jeden Splitter werden dem Delinquenten fünf Streiche aufgezählt. Bei Mandschu's und Mongolen wird statt des Bambusrohres die Peitsche angewendet.

Dem Schlagen mit dem Bambus zunächst steht das Umlegen des hölzernen Halskragens *(kia)*, eines schweren dicken Brettes mit Einschnitten für den Kopf und eine oder zwei Hände. Der Verurtheilte, welcher je nach Massgabe des Vergehens Wochen oder Monate lang im Kragen stecken muss, wird damit öffentlich ausgestellt und das Verbrechen darauf geschrieben. Falls beide Hände darin stecken, muss ihm von Jemandem die Nahrung gereicht werden. Ausser dem Halskragen wird auch Verbannung auf einige Zeit oder Einsperren in einen finsteren Kerker als Strafe verhängt.

Als Todesstrafen gelten Henken, welches die verhältnissmässig gelindeste Strafe ist, Köpfen und Spiessen *(ling-tschi)*. Das letztere wird nur an Landesverräthern, Vatermördern oder Tempelschändern vollzogen.

Die in den Seestädten häufig ausgestellten und von Europäern gekauften Abbildungen verschiedener Executionen sind nicht wirklich vorkommende Strafen, sondern in der Regel Darstellungen aus der buddhistischen Hölle.

Die Militärmacht China's ist im Vergleich mit der weiten Ausdehnung des Landes und der ungeheuern Bevölkerung sehr gering; sie beträgt etwa 700.000 bis 800.000 Mann. Darunter belaufen sich die Mandschu-Truppen, welche den Kern der Armee bilden und allein als stehendes Heer betrachtet werden können, auf 80.000 Mann. Sie sind in acht Abtheilungen, jede zu 10.000 Mann getheilt. Die übrigen Truppen befinden sich in ihren Recrutirungsbezirken und gehen den gewöhnlichen Beschäftigungen nach. — Durch den Mangel an jeglicher Übung, so wie den Umstand, dass die Officiere keine kriegswissenschaftliche Vorbildung besitzen, indem sie aus derselben Classe wie die Civilbeamten genommen werden, ist der Zustand des chinesischen Heeres ein über alle Begriffe erbärmlicher. Körperliche Strafen werden nicht nur über den gemeinen Soldaten, sondern auch über den Officier verhängt. Tapferkeit, welche zumeist mit einem entschiedenen anmassenden Wesen gepaart ist, wird nicht nur nicht geschätzt, sondern gar nicht gern gesehen. Schlauheit und List werden für die besten Eigenschaften eines Soldaten gehalten.

Die Staatseinnahmen, welche zum Unterhalt des Hofes, der Armee und des grossen Beamtenheeres dienen, bestehen theils in der Grundsteuer und den Zöllen, theils in der Verzehrungs- und Salzsteuer nebst anderen Geldern, welche grösstentheils aus den Provinzen fliessen. Sie können nicht ganz genau berechnet werden; es scheint, dass der chinesischen Regierung selbst nicht überall die Quellen zu Gebote stehen. Die Angaben der verschiedenen Schriftsteller, welche sich auf die Berechnung derselben eingelassen haben, variiren um etwa hundert Millionen Gulden, was aus der Verschiedenheit der Materialien, welche ihnen vorgelegen haben, zu erklären ist.

Unter den Nahrungsquellen China's steht der Ackerbau obenan. China ist ein ackerbautreibender Staat κατ' ἐξοχήν. Dem Ackerbau zu Liebe wird die Viehzucht ganz vernachlässigt. Zwischen den Äckern werden Maulbeerbäume und Baumwollstauden gezogen, deren Producte dem Chinesen Flachs und Leder ersetzen. Neben dem Ackerbau wird vorzüglich an den Flüssen und den Meeresküsten Fischerei getrieben. Fische, so wie das Fleisch des Schweines und der Ente, welche Thiere mit den Abfällen der Küche gefüttert werden, bilden des Chinesen hauptsächlichste Nahrung.

Die Industrie China's steht, trotzdem dass das vorwiegend einfache Leben seines Adels so wie der Mangel an Luxus und ausgebreiteten Handelsverbindungen ihr wenig Vorschub leisten, auf einer hohen Stufe der Entwickelung. Die Erfindung vieler industrieller Zweige ist sehr alt. Dahin gehört die Gewinnung und Bearbeitung der Seide. Die Erfinderin dieser Kunst (die Gattin des fabelhaften Kaisers Hoang-ti) wird gleich einer Göttin verehrt und werden ihr von der Kaiserin alljährlich Opfer dargebracht. Dass die Bereitung des Porzellans, in welcher uns die Chinesen weit voraus sind, in eine sehr alte Zeit zurückgeht, beweisen die in ägyptischen Gräbern gefundenen chinesischen Gefässe. Die Fabrication lackirter Waaren ist allen Reisenden aufgefallen; der Araber Ibn-Batûtah wundert sich über die Zierlichkeit und Solidität derselben. Die Gewinnung der Metalle geht in China in eine alte Zeit zurück.[1] Mit der Bereitung des Papiers und einer guten dauerhaften Tinte haben sich die Chinesen früh beschäftigt. Dass sie die grössten und weittragendsten Erfindungen der Neuzeit, nämlich den

[1] Schon der Kaiser Hoang-ti soll Kupfererze gegraben und daraus Waffen geschmiedet haben.

Buchdruck[1] und die Bereitung des Pulvers schon vor uns kannten, ist erwiesen, eben so auch dass die Erfindungen auf beiden Seiten unabhängig von einander gemacht worden sind. In Bezug auf den Buchdruck blieben die Chinesen bei der Herstellung hölzerner Platten stehen, sie mussten es, wegen der Eigenthümlichkeit ihrer Sprache; in Betreff des Schiesspulvers sind sie über die Anwendung desselben zu Feuerwerken nicht hinausgekommen. Schusswaffen und vollends Kanonen sind den Chinesen lange unbekannt geblieben; bekanntlich liess erst der Kaiser Kang-hi durch den Jesuiten Verbiest[2] eine grössere Anzahl von Kanonen giessen.

Der Handel China's ist bei dessen grossen Reichthümern an Rohproducten und Industrieartikeln im Ganzen unbedeutend. Er ist vornemlich Binnenhandel, der in den vorzüglichen Wasserstrassen des Landes manche Erleichterung findet. Einer grösseren Ausbreitung des Handels steht vor Allem die mangelhafte Schifffahrt entgegen. Die chinesischen Schiffe sind plump und schwerfällig und lassen sich nur für die Küstenschifffahrt verwenden. Obgleich die Chinesen mit der Magnetnadel bereits im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung bekannt waren[3], (während sich dieselbe in Europa vor dem dreizehnten Jahrhunderte nicht findet), so können sie weder von ihr noch von den anderen nautischen Instrumenten den gehörigen Gebrauch machen. Ihre Fahrten erstreckten sich daher nicht weiter als nach Japan, den Philippinen, Java und der Halbinsel Malâka. Bis auf die neueste Zeit wurden auch von der in China herrschenden Mandschu-Regierung aus übelverstandener Politik dem Handel die möglichsten Hindernisse in den Weg gelegt. Wie es scheint, glaubte die Regierung durch das Abschliessen des Landes selbst den grössten Nutzen aus demselben ziehen zu können, und fürchtete sich vor der Einmischung der Fremden in die inneren Angelegenheiten.

Auch die volkswirthschaftlichen Zustände China's stehen einem schwungvollen Betriebe des Handels entgegen. Das Land hat zu wenig flüssiges Capital, da wie schon oben bemerkt wurde, die Ansammlung von Reichthum viel beschränkter ist als in den Ländern Europa's. Eine Folge davon ist der verhältnissmässig hohe Zinsfuss. Man nimmt gewöhnlich drei Procent per mese.

Von geprägtem Geld existirt in China eine einzige Sorte. Dasselbe besteht aus runden Münzen mit einem viereckigen Loche in der Mitte, welche aus einer Mischung von Kupfer, Zink und etwas Blei geprägt werden. Sie werden auf Schnüren, welche durch das Loch gesteckt sind, aufgezogen. Silbergeld wird in China nicht geprägt, sondern das Silber wird gewogen. Wie es scheint, fürchtet man Falschmünzerei, wie dies factisch bei den spanischen Silbermünzen, welche man in den chinesischen Handelsstädten zuliess, der Fall war. Jeder chinesische Kaufmann hat eine kleine Elfenbeinwage bei sich, um das Silber an Ort und Stelle abwägen zu können. Grössere Silbermengen werden von bestimmten Banquiers in Barren gegossen und mit Stempeln versehen.

Gleichwie bei uns in Europa sind auch in China Banknoten im Umlauf. Die Erzeugung und Verwendung des Papiergeldes bestand daselbst schon unter den Mongolen; sie wird von dem arabischen Reisenden Ibn-Batûtah ausführlich erwähnt.

Der Handel der Europäer in China ist im Verhältniss zur Grösse des Landes nicht bedeutend. In China finden nur Rohwaaren hinreichenden Absatz (so der Reis, dessen Einfuhr die

[1] Man schreibt diese Erfindung Fung-tao zu, der sie im Jahre 937 n. Chr. gemacht haben soll. Wie es jedoch scheint, ist sie älter. Früher schnitt man die Schrift in Bambustäfelchen.

[2] Über diese Persönlichkeit vergl. Gützlaff Geschichte des chinesischen Reiches S. 659 ff.

[3] Die chinesische Sage schreibt die Entdeckung der Magnetnadel Hoang-ti, dem dritten der mythischen Beherrscher China's zu.

Regierung begünstigt), dagegen haben die Gegenstände der Industrie wenig Aussicht, in dem Reiche der Mitte gesuchte Artikel zu werden. Dies hat seinen vornehmsten Grund in dem Umstande, dass die Formen derselben geregelt und förmlich geheiligt sind und das Gesetz Abweichungen von ihnen verbietet. Zudem sind die Einfuhrzölle ziemlich hoch und der Transport der Waaren zu Lande unverhältnissmässig theuer. Vermöge des hohen Einfuhrzolles steht der Schmuggel in China in der schönten Blüthe.

Der wichtigste Ausfuhrartikel China's ist der Thee *(tscha)* und es würden dem Reiche der Mitte durch ihn allein grosse Mengen baaren Geldes zufliessen, wenn nicht das Opium ein dort so stark gesuchter Artikel wäre, dass die Einfuhrsumme des letzteren beinahe das Doppelte der Ausfuhrsumme des ersteren ausmacht. Die Güte der Theesorten hängt theils von der Qualität der Pflanzen theils von der grösseren oder geringeren Zartheit der Blätter ab. Je zarter und weniger entwickelt diese sind, desto besser ist der Thee. Die noch nicht entwickelten Sprossen, welche mit einem feinen Mehlthau bedeckt sind, liefern den grünlichgelben Pecco *(pak-ho)*, aus den weiter entwickelten Blättern werden der schwarze Pecco und der Suchong *(siao-tschung)* gewonnen. Mindere Sorten sind der Congou *(kung-fu)* und der grossblättrige Bohea *(ta-tscha)*. Der Unterschied des schwarzen und grünen Thee's beruht bekanntlich nicht auf einer Verschiedenheit der Theepflanzen, sondern auf dem verschiedenen Grade der Röstung der Blätter. Der grüne Thee ist weniger stark geröstet als der schwarze und daher viel feiner; da er aber nicht so trocken ist wie der andere, so ist er dem Verderben durch Feuchtigkeit viel mehr ausgesetzt und daher für den Transport nicht geeignet.

Der bei uns vorkommende grüne Thee scheint in der That mittelst Ocher und Berlinerblau von den Chinesen selbst gefärbt zu werden. Man nimmt dazu mindere Sorten oder jenen Thee, welcher bereits durch den Transport etwas gelitten hat. Von den Chinesen wird diese grüne Theesorte nicht genossen. Das Grün derselben ist von dem Grün der im Lande consumirten Sorten verschieden. Letzteres nähert sich mehr dem Gelb.

Der Chinese hängt mit glühender Liebe an seiner Heimath. Er verlässt dieselbe sehr ungern — eine ewige Ruhestätte an der Seite seiner Ahnen ist sein höchster Wunsch. Daher lassen reiche Leute ihre Leichen an ihren Geburtsort bringen und dort begraben. Auswanderungen wohlhabender Personen kommen in China nicht vor. Es bestehen Gesetze, welche eine Auswanderung direct verbieten und den Dawiderhandelnden, falls er ergriffen wird, bestrafen. Jene Auswanderer, welchen man auf den ostindischen Colonien und im westlichen Amerika begegnet, gehören der niedrigsten Classe des Reiches der Mitte an. Diese Personen haben im schlimmsten Falle nichts zu verlieren und können nur gewinnen. Von dem Charakter und der Bildung dieser Leute auf das chinesische Volksthum einen Schluss zu ziehen, wäre eben so unstatthaft, als einen gemeinen Lastträger oder heruntergekommenen Krämer für einen Repräsentanten europäischer Civilisation hinzustellen.

Dass trotz der sparsamsten und rationellsten Benützung des Bodens und dem Verbote der Regierung eine grosse Zahl der chinesischen Bevölkerung auswandert und die Inseln des Archipels, Australien und das nordwestliche Amerika überschwemmt, ist ein Zeichen der ungemein dichten Bevölkerung, welche das Reich der Mitte in sich fasst. China scheint in dieser Richtung die am besten bevölkerten Staaten Europa's sogar zu übertreffen.

Von Krankheiten kommen unter den Chinesen die Hautübel am häufigsten vor, was vor Allem ihrer Unreinlichkeit und dem allzuhäufigen Genusse des Schweinefleisches zuzuschreiben ist. Auch die Blattern haben ehemals in China grosse Opfer gefordert und häufig zu gänzlicher Erblindung selbst der geimpften Individuen geführt, woran die einheimische Impfmethode

Schuld war. Man nahm in der Regel den Stoff von einem anderen Individuum, dörrte denselben zu Pulver und führte ihn, auf Baumwolle gestreut, in die Nase. Heut zu Tage wird, Dank den Bemühungen europäischer Ärzte, unsere Impfmethode angewendet.

Krankheiten, welche bei uns so grosse Opfer fordern wie die Cholera, der Typhus, haben in China ein beschränktes Feld. Vielleicht dürfte das unter den Chinesen allgemeine Theetrinken ein gutes Präservativmittel dagegen abgeben.

Die einheimische Medicin steht auf einer tiefen Stufe; sie ist noch zu viel mit astrologischen Anschauungen verbunden und gleicht etwa unserer Heilkunde wie sie vor zwei bis drei Jahrhunderten geübt wurde. Daran tragen theils die unvollkommene Entwickelung der Naturwissenschaften und der Mangel an Specialschulen, theils das geringe Ansehen Schuld, in welchem der ärztliche Stand in China steht. Da das Seciren der Leichen bis auf die neueste Zeit strenge verboten war, so blieben die anatomischen Kenntnisse der Chinesen — die Grundlagen der wissenschaftlichen Medicin — äusserst schwach. Der Jünger Äsculaps bedarf in China keiner besonderen Vorstudien; er begibt sich unmittelbar zu einem prakticirenden Doctor, welchem er die verschiedenen Geheimnisse und Kunstgriffe abzulernen sucht. Die Arzneimittel werden in den Apotheken bereits zubereitet in Papierpäckchen verkauft.

Unter den einheimischen Medicamenten steht die Dschinseng-Wurzel *(dschin-tschen)* obenan. Sie wird in der Mandschurei und in Korea gefunden und von den Chinesen factisch mit Gold aufgewogen. Sie soll in der That das beste Mittel gegen Magenschwäche sein; bei den reichen Chinesen findet sie jedoch eine viel umfassendere Verwendung.

Bei einem Todesfalle werden die Anverwandten und Freunde des Verstorbenen allsogleich davon in Kenntniss gesetzt. Sie kommen dann alle herbei weiss gekleidet, mit weissen Binden um das Haupt, um mit den Blutsverwandten um den Todten zu trauern. Die Thüren des Hauses werden mittlerweile weiss behangen. Darauf begibt sich der älteste Sohn oder dessen ältestes Kind mit einem Gefässe, in welchem einige Münzstücke sich befinden, zum nächsten Flusse, um da Wasser für den Verstorbenen zu kaufen. Dieser wird dann gewaschen, in weisse Gewänder gehüllt und in einen mit ungelöschtem Kalk ausgestreuten Sarg aus dicken Brettern gelegt. Der Sarg wird luftdicht verschlossen und eine Tafel mit dem Namen und den Würden des Verstorbenen auf demselben befestigt. Man stellt ihn durch einundzwanzig Tage aus, nach deren Ablauf er in einer Sänfte unter Musikbegleitung und Verbrennen duftender Harze bestattet wird.

Die Gräber befinden sich in der Regel an unfruchtbaren, weit ausserhalb des Ortes gelegenen Stellen, meistens an Hügeln und Hohlwegen. Sie sind seitwärts in die Hügel gegraben und mit halbkreisförmigen, oft prächtig gemauerten Nischen versehen. An vielen Orten, wo der Platz beschränkt ist, werden die Särge übereinander geschichtet und übermauert. Am Grabe werden die Kleider und das Geld des Verstorbenen — alles nur sinnbildlich aus Papier — verbrannt und die Tafel vom Sarge heruntergenommen. Letzere wird im Hause aufgehängt und vor derselben durch Verbrennung verschiedener Dinge — in Papier — geopfert.

Die Trauer, während welcher man sich weiss kleidet, mit Ausschluss jeglichen Schmuckes, und sich aller öffentlichen Geschäfte enthalten muss, dauert drei Jahre oder siebenundzwanzig Monate. Das Haar wird während dieser Zeit nicht geschoren und alles, was irgendwie mit Lustbarkeiten verbunden ist, wie Hochzeiten, vermieden.

Zweimal im Jahre muss den Verstorbenen durch die Verwandten geopfert werden und zwar im Frühling und im Herbste. Das Volk strömt dann zu den Gräbern, reinigt und schmückt dieselben und bringt den Todten die schuldigen Opfer. Ein Sohn, der diesen Act der Pietät seinen Ahnen gegenüber vernachlässigt, wird mit dem Tode bestraft.

Beim Tode des Kaisers trauert das ganze Land. Die Ämter sind geschlossen; alles geht in weissen Gewändern und mit ungeschorenem Haupte einher.

Religion der Chinesen.

Was die Religion und deren Stellung zum Staate betrifft, so ist China vielleicht das einzige Land der Erde, welches den Wünschen eines modernen Staatsbürgers zu entsprechen im Stande wäre. China nämlich kennt kein Glaubensbekenntniss, keine feierliche Verpflichtung irgend einer bestimmten Religion anhängen zu wollen. Jeder ohne Unterschied, welcher als Staatsbürger des Reiches der Mitte angesehen werden will, hat nur jene Pflichten zu erfüllen, welche die einheimischen Staatsgesetze von ihm fordern; im Übrigen steht es ihm frei zu glauben und zu verehren was er will. Nur darf die Religionsgenossenschaft, welcher er angehört, nicht derart sein, dass sie eine förmliche Abschliessung ihrer Mitglieder von den andern fordert, mithin einen Staat im Staate bildet und überhaupt gegen den Staat gerichtete Tendenzen verfolgt. Das Christenthum ist der chinesischen Regierung immer deswegen anstössig gewesen, weil es die Mitglieder mittelst eines feierlichen Ritus, eines Sacramentes, aufnimmt, als sollte man einer Art geheimer Gesellschaft angehören.

In Betreff der eigentlichen Religion China's muss man die Vorstellungen des Volkes von jenen der Gelehrten streng unterscheiden, eben so darf man den Glauben der alten Zeit nicht mit jenem der neueren vermengen.

Die alte Volksreligion der Chinesen, wie sie in ihren canonischen Büchern niedergelegt ist, hängt mit dem Schamanismus der hochasiatischen Völker zusammen, aus welchem sie sich entwickelt hat. Der Schamanismus basirt bekanntlich auf der Verehrung der grossen Naturdinge, wie Sonne, Mond, Sterne, Himmel, Erde, Berge, Flüsse, Seen, Feuer u. a., so wie der Geister der abgeschiedenen Vorfahren. Alle diese Dinge, welche belebt und mit besonderer Kraft ausgestattet gedacht werden, nehmen an dem Treiben dieser Welt lebhaften Antheil und sind im Stande, je nach ihrer Gesinnung gegen den Menschen ihm Gutes oder Böses zuzufügen. Der Schamane, welcher die Sprache der Geister vernimmt, hat die Kraft dieselben zu beschwören und dadurch Glück oder Unglück herbeizuführen.

Wie die chinesischen Quellen berichten, verehrten die Hiong-nu Sonne, Mond, den Geist des Himmels, der Erde, so wie die Geister der Vorfahren. Die Tungusen und Samojeden beten noch heut zu Tage Sonne, Mond, die Erde, die Sterne, die Götter der Berge, des Waldes, des Feuers an. Dass auch die Finnen derselben Religion anhingen, beweisen ihre Sagen, so wie der Name für Gott *jumala*, welcher mit dem tscheremissischen *juma*, dem lappischen *jubmel* und dem samojedischen *num* identisch ist und ursprünglich „Himmel" bedeutet.

Gegenstand der Verehrung der alten Volksreligion sind die drei Grundwesen *(san-tsai)*: der erhabene Himmel *(hoang-tian)*, die Erde *(ti)* und der Mensch *(dschin)*. Der Himmel breitet sich über Alles aus, die Erde trägt und nährt Alles und aus der Vereinigung beider entsteht Alles — und auch der Mensch.

Die ganze Natur ist von Geistern belebt, denen man gleich den beiden grossen Erzeugern des Alles — Himmel und Erde — opfern muss. Die Geister zerfallen in zwei Abtheilungen, nämlich 1. höhere *(schang-schin)* oder himmlische *(tian-schin)* und 2. niedere *(hia-schin)* oder irdische *(ti-schin)*. — Zu den ersteren gehören Sonne, Mond und Sterne, zu den letzteren die Geister der Berge, Wälder, Meere, Flüsse, Brunnen, die Geister der vier heiligen Grenzberge und Grenzströme, dann der Schutzgeist des Staates, des Ackerbaues, des Hauses,

die Geister der Verstorbenen, besonders der alten Kaiser und die Erfinder verschiedener nützlicher Dinge.

Die chinesische Religion kennt keine Offenbarung. Es gibt nur eine heilige, unabänderliche Ordnung der Natur. Wenn diese verletzt wird durch des Menschen böses Thun, wird sie wild und unbändig. Dann ist es am Menschen in sich zu gehen und die Elemente durch Opfer zu versöhnen.

Trotz der Opfer, welche vorgeschrieben werden, kennt die alte chinesische Volksreligion keinen Priesterstand. Diesen repräsentiren die Beamten. Der Kaiser allein, die Personification des Himmels, hat das Recht den grossen Genien zu opfern, die Beamten dagegen blos den niederen, während der Hausvater nur den Schutzgeistern seines Hauses und den Geistern seiner Ahnen Opfer darbringen darf. — Das Darbringen eines Opfers an einen der grösseren Schutzgeister von Seite eines anderen als des Kaisers ist mit Rebellion gleichbedeutend.

Der alte chinesische Volksglaube kennt weder Götterbilder noch Tempel. Man verehrte die grossen Genien unter freiem Himmel, die kleineren dagegen zu Hause. Die Verehrung der Geister besteht in Gebeten und Opfern. Beide werden von den Beamten dargebracht und sind durch bestimmte gesetzliche Vorschriften geregelt. Die öffentlichen Opfer werden von Musik und Tänzen begleitet. Sie bestehen entweder aus Thieren und Pflanzen oder aus Kunstproducten. Dass die Thieropfer im alten China viel seltener waren als anderswo, beweist der Umstand, dass man das Räuchern während des Opfers nicht kannte. Die Rauchwerke und aromatischen Gewürze wurden erst im Jahre 630 unserer Zeitrechnung aus dem Süden in China eingeführt.

Beim Opfern wird gefordert, dass man dasjenige, was man opfert, durch eigenen Fleiss erworben habe. Deswegen pflügt der Kaiser eigenhändig das Feld, dessen Erzeugnisse er den Geistern darbringen will und die Kaiserin gewinnt eigenhändig die Seide, welche sie den Göttern opfert. Eine Aufmunterung zum Fleisse oder Auszeichnung der beiden vorzüglichsten Beschäftigungen, welche heut zu Tage mit dieser patriarchalischen Sitte verknüpft sind, war ursprünglich darin nicht gelegen. Bekanntlich wird das Getreide, welches auf dem vom Kaiser gepflügten Acker wächst, ausschliesslich zum Opfer verwendet.

Jede Person, welche opfern will, muss sich durch drei Tage dazu vorbereiten. Die Vorbereitung besteht darin, dass man sich aller scharfen reizenden Nahrungsmittel und des Weines so wie des Beischlafes enthält und keinen Kranken oder Verstorbenen besucht. Die öffentlichen Beamten bringen die drei Tage in ihren Bureaux zu und enthalten sich jedes schwereren Urtheilspruches.

Da es im alten China keinen Priesterstand gab, so bildete sich auch keine religiöse Dogmatik aus; dagegen spross ein grosses Heer von Traumdeutern, Wahrsagern und Geisterbeschwörern empor, übrigens unschädlichen, im Schatten des Privatlebens fortvegetirenden Individuen. Die Wahrsager, welche oft auch im öffentlichen Leben herbeigezogen werden, weissagen mittelst der gebrannten Schale der Schildkröte [1] oder der Lose.

Der chinesische Volksglaube kennt keinen ausserweltlichen Gott und keine Schöpfung der Welt durch denselben aus Nichts. Beide Sätze erscheinen dem Chinesen absurd. — Obwohl er an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode glaubt, kennt er dennoch weder Belohnung noch Strafe. Gleich dem alten Israeliten glaubt er, dass den Thaten schon hienieden Belohnung oder Strafe unmittelbar nachfolge. Auch die Idee einer Erbsünde ist dem Chinesen vollständig unbekannt. Seine grossen Lehrer Kung-fu-tse und Meng-tse lehren im Gegentheile

[1] Diese Sitte gründet sich wahrscheinlich auf das sagenhafte Factum, welches von Gützlaff Geschichte des chinesischen Reiches S. 29 erzählt wird. Oder ist das Factum erdichtet, um den Gebrauch zu erklären?

der Mensch sei von Natur aus gut und werde nur durch die Verhältnisse und den Mangel an Erziehung schlecht. Fasten und Ascese erscheinen dem Chinesen sinnlos, da sie keinen vernünftigen Zweck haben.

Aus diesem Wenigen erkennt man leicht, welche Aussichten den christlichen Missionen unter Leuten von so ganz entgegengesetzten Anschauungen bevorstehen.

Die oben geschilderte Religion ist die heut zu Tage in China officielle. An ihr wurde immer von den Personen gewöhnlicher Durchschnittsbildung festgehalten. Die Philosophen vertieften dieselbe zu einem System mit zwei Principien an der Spitze, einem starken, männlichen *(yang)* und einem schwachen, weiblichen *(yin)*. Aus der Verbindung beider ist die Welt hervorgegangen.

Dem gemeinen Volke mit den verschiedenartigen Bedürfnissen und Anliegen des Gemüthes konnte eine Religion ohne Priesterstand und Dogmatik, welche über diese Welt nicht hinausgeht, auf die Länge der Zeit keine vollkommene Befriedigung gewähren. Bei diesem fanden zwei andere Religionen, welche vor Allem auf die Bedürfnisse der Phantasie und des Gemüthes berechnet waren (die Religion Lao-tse's und der Buddhismus), grossen Beifall.

Gegenwärtig existiren in China drei Religionen, nämlich die Lehre des Kung-fu-tse (Confucius), welche nichts anderes als die reformirte officielle alte Staatsreligion darstellt, die Lehre des Lao-tse und die Lehre Buddha's. Die beiden letzteren sind eigentlich keine öffentlichen Religionen, da sie vom Staate ganz ignorirt werden.

Die Religion Kung-fu-tse's — wenn man sein politisch-moralisches System also nennen kann — spiegelt sich am besten in seinem eigenen Leben wieder. — Kung-fu-tse (in seiner Kindheit genannt Tschung-ne) wurde geboren im Jahre 549 v. Chr. im Staate Lu, im Districte Kiu-fu-hien, der jetzigen Provinz Schan-tung, war also ein Zeitgenosse des griechischen Weisen Pythagoras. Bei seiner Geburt sollen sich grosse Zeichen ereignet haben. Er verlor frühzeitig seinen Vater und lernte den Ernst des Lebens kennen. Er verlegte sich auf die Regierungskunst und wurde in seinem fünfzigsten Lebensjahre vom Könige seines Landes zum Magistrat eines kleinen Districtes erhoben. Als solcher zeichnete er sich durch gute Verwaltung und Unterweisung des Volkes so aus, dass er in einigen Jahren darauf zum ersten Minister von Lu befördert wurde. Durch seine Neider von diesem Posten vertrieben, wanderte er von einem Staate zum andern, wobei er sich der Unterweisung jüngerer Männer in der Politik und Regierungskunst widmete. Später kehrte er wieder in sein Vaterland zurück, enthielt sich aber jedes öffentlichen Amtes und befasste sich nur mit Unterricht, mit der Sammlung alter Lieder und Urkunden, mit Musik und der Verbesserung der öffentlichen Ceremonien. Sein letztes Werk war eine Geschiche seiner Zeit, worin er seine Maximen über Politik und Regierung ausführlich niederlegte. Er starb im Jahre 477 v. Chr. Die Zahl seiner Schüler soll sich auf Drei Tausend belaufen haben.

Der achtzehnte Tag des zweiten Monats wird von den Chinesen als Todestag des grossen Weisen betrachtet und festlich begangen. Während der Regierung der Dynastie Han (206 v. Chr. bis 263 n. Chr.) wurde dem erleuchteten Volkslehrer der Titel Kung verliehen und später unter der Dynastie Ming (1368 bis 1644) erhielt Kung-fu-tse den Titel „Heiligster Lehrer der alten Zeit", welchen er noch heut zu Tage führt.

Die Lehre Kung-fu-tse's beschäftigt sich ausschliesslich mit dem Staate und der Grundlage desselben, der Familie. Sie gibt Rathschläge zum glücklichen Leben und Gedeihen des Staates. Auf ein Jenseits oder die Gottheit geht sie gar nicht ein. Kung-fu-tse selbst soll gesagt haben, an Dinge zu denken, welche ausserhalb dieser Welt liegen, sei nicht nur vollkommen

überflüssig, sondern sogar schädlich. Wenn seine Schüler von übersinnlichen Dingen sprachen, beobachtete er das tiefste Stillschweigen. Einen seiner Schüler, der mit Speculationen sich besonders gerne befasste, tadelte er, dass er sich mit Dingen beschäftige, über die Niemand etwas Sicheres wissen kann und darüber Dinge, welche man wissen soll, vernachlässige.

Die zweite Religion, welche innerhalb China's vorkommt, ist die Tao. Das Wort Tao bedeutet ursprünglich „Weg", dann ein thätiges Princip, von dem etwas ausgeht. Der Gründer dieser Secte ist Li-pe-yang, gewöhnlich Lao-tse genannt, ein Zeitgenosse Kung-fu-tse's, gebürtig aus der heutigen Provinz Ho-nan.

Der Zweck der Anhänger dieser Secte ist die Befreiung des Menschen von den Übeln durch Enthaltsamkeit von den Genüssen dieser Welt und durch Bezähmung und Ausrottung der Begierden. Während die Anhänger Kung-fu-tse's die Heilung der menschlichen Übel auf praktische Weise versuchen, indem sie empfehlen, den Grund aller dieser Übel, den Menschen, von seiner frühesten Jugend an in Zucht zu nehmen, und dann den vollen Genuss des Lebens gestatten, ja sogar Staatsämter so wie Ehrenstellen als das höchste vom Menschen Erreichbare hinstellen, sind die Anhänger Lao-tse's über die Übel ganz entsetzt, wenden denselben den Rücken und empfehlen Abtödtung, Entsagung und Zurückgezogenheit von allen Geschäften des täglichen Lebens als das einzige Mittel der Befreiung. Ihnen gilt daher gleich den Buddhisten der faule, beschauliche Einsiedler für den vollendetsten der Menschen.

Während aber die Buddhisten bei ihrem Glauben an eine ewige Metamorphose das Nirvâna als das Ziel alles irdischen Strebens betrachten, fürchten die Anhänger der Tao nichts so sehr als den Tod. Sie suchen demselben durch Lebenselixire und andere Zaubermittel zu entrinnen. Sie üben daher mit grosser Vorliebe die Magie, Alchymie und andere mystische Hantirungen. Die Einsiedler, welche Ibn-Batûtah in seinem Reisewerke ausführlich beschreibt, sind Anhänger Lao-tse's.

Nach der Legende dieser Secte lebt Lao-tse ein ewiges Dasein gleich einem Gotte. Er soll dreimal auf Erden erschienen sein: 1. zur Zeit der Dynastie Schang im Jahre 1407 v. Chr., 2. zur Zeit des Kung-fu-tse und 3. unter der Dynastie Tang im Jahre 623 n. Chr.

Man kann sich keinen grösseren Gegensatz denken als jenen zwischen den Schülern Kung-fu-tse's und Lao-tse's. Auf der einen Seite Nüchternheit, scharfer Verstand und weltmännische Klugheit, auf der andern dagegen Phantasterei, crasser Aberglaube und eine vollkommen unpraktische Lebensweise!

Die Religion Lao-tse's hat daher besonders unter dem ungebildeten Volke viele Anhänger gefunden.

Die dritte der in China heimischen Religionen, welche zwar fremden Ursprungs ist, aber besonders in den Provinzen unter dem gemeinen Volke zahlreiche Mitglieder zählt, ist der Buddhismus.

Der Buddhismus ist bekanntlich indischen Ursprungs. Der Stifter desselben, Sâkyamuni, Sohn des Königs von Kapilavastu, stand auf der Höhe der Bildung seiner Zeit und war in den verschiedenen Systemen der indischen Philosophie wohl bewandert. Er ist vielleicht der einzige unter den Religionsstiftern, welchen nicht so sehr eine dunkle Begeisterung als vielmehr eine tiefe philosophische Betrachtung des Lebens mit seinen zahlreichen Räthseln und Leiden zu seiner Mission hingetrieben hat.

Der Buddhismus kennt keinen ewigen, allmächtigen Gott. Sein Ideal ist der Mensch, der gute vollendete Mensch, welchem es gelungen sich von den Fesseln der Begierde zu befreien und dem ewig wiederkehrenden Kreislaufe der Dinge zu entrinnen. Ein solcher Mensch

steht über den Göttern, welche überhaupt von den Menschen nicht viel verschieden sind. Alle Dinge sind einem ewigen Entstehen und Vergehen unterworfen; das Leben selbst ist die Quelle alles Unglücks; glücklich jener, welchem es gelungen, in das Nirvâna — das Aufgelöstwerden in das unbewusste All — einzugehen!

Nach der Lehre der Buddhisten erscheinen in jedem Kalpa (einer Weltepoche von einem Werden bis zu einer Zerstörung) tausend vollendete Buddha's (Erlöser der Menschheit). Sie kommen alle in Indien zur Welt. In jener Weltepoche, in welcher wir leben, sind bereits vier Buddha's erschienen; der letzte von ihnen war Sâkyamuni. In 5000 Jahren kommt der fünfte Buddha zur Welt, der gegenwärtig ein Bodhisattva (ein noch nicht vollendeter Buddha) ist und Maitreya (Mi-li) heisst.

In China wurde der Buddhismus im Jahre 64 n. Chr. eingeführt. Buddha heisst bei den Chinesen Schi (*Schi-kia = Sâkya*) oder Fo (*Fo-ta = Buddha*). Die geistlichen Bekenner des Buddhismus in China sind unter uns als Bonzen bekannt, welches Fan-seng „Geistliche aus Indien" bedeutet und japanisch Bon-si gesprochen wird.

Der Buddhismus wurde bei seinem Auftreten von der chinesischen Regierung begünstigt, obwohl besonders die Anhänger Lao-tse's (wegen der ähnlichen Tendenzen) gegen ihn starke Opposition machten. Eine heftige Verfolgung traf ihn im Jahre 446, als man in einem buddhistischen Kloster Waffen gefunden zu haben vorgab. Tai-wu-ti, der dritte Kaiser der To-pa-Dynastie liess die Bücher der Buddhisten verbrennen, ihre Tempel und Klöster zerstören, die Mönche hinrichten und verbot den Buddhismus bei Todesstrafe. Aber sein Enkel Uen-tsching-ti stellte bei seiner Thronbesteigung (452) den Buddhismus wieder her. Siuan-wu-ti (500—512) war selbst dem Buddhismus eifrig ergeben und von den sogenannten kleineren Dynastien (907 bis 960) entsagten manche Kaiser dem Throne und beschlossen in einem buddhistischen Kloster ihr Leben. Auch an den mongolischen Kaisern, welche bis 1368 China regierten, fand der Buddhismus mächtige Beschützer.

Trotz diesen in der That grossen Erfolgen konnte der Buddhismus unter den nüchternen Chinesen keine feste Wurzel fassen. Der Buddhismus passt überhaupt mit seinen Lehren mehr für ein passives Volk, weniger für ein Volk, welches gleich den Chinesen an harte Arbeit gewöhnt ist. Dazu ist die chinesische Erziehung, deren Grundprincipien ins graueste Alterthum zurückgehen, eine solche, dass eine Religion wie der Buddhismus, welcher vollständige Entsagung als Pflicht auferlegt, geringe Hoffnung hegen kann, in den Gemüthern ihrer Zöglinge feste Wurzeln zu schlagen. Wie dem echten Buddhisten die mystische Himmelsleiter zum Nirvâna, so ist dem echten Schüler Kung-fu-tse's die irdische Leiter der Würden bis zum Minister das einzige Ziel seines Strebens.

Der chinesische Buddhismus (Foismus) weicht von dem Buddhismus auf Ceylon und in Hinterindien bedeutend ab. Er ist durch die nüchterne chinesische Weltanschauung gemildert und popularisirt worden. Die Buddhisten haben manches Werk der Secte Kung-fu-tse's studirt und sich dessen Maximen angeeignet.

Der Foismus hat keine Hierarchie und kann füglich als eine private vom Staate geduldete, sonst aber ganz und gar ignorirte Secte angesehen werden. Desto glänzendere Erfolge hat der Buddhismus unter den Bewohnern Tübets und den Mongolen aufzuweisen. Dort hat sich im Laufe der Zeit eine gegliederte Hierarchie ausgebildet und der Buddhismus zum Lamaismus sich entwickelt.

Als Oberhaupt der tübetischen Kirche fungirte seit der Zeit der mongolischen Kaiser Pan-tschen-rin-po-tsche (der grosse Pandit-Juwel), mongolisch Bantschen erdeni, der für eine

Incarnation (mongol. *chubilghan*) des Bodhisattva Amitâbha (tübet. *od-pag-med*) angesehen wird. Im fünfzehnten Jahrhundert aber trat in der tübetischen Kirche eine Spaltung ein, welche um die Erlaubniss der Ehe an die niedere Geistlichkeit sich drehte. Ein Theil wollte von der Ehe überhaupt nichts wissen, schied aus und wählte einen Gegen-Lama (tübet. *bla-ma* Oberer, von *bla* oben) unter dem Titel Dscha-mtso-lama (Weltmeer-Lama, mongol. *Dalai-lama*), der für einen Chubilghan des Bodhisattva Chongschim (tübet. *Tschag-na-pad-ma*) angesehen wurde. Beide Parteien unterschieden sich auch durch die Mützen. Die ältere Secte (die Anhänger des Pan-tschen-rin-po-tsche oder Bogda-Lama) trägt rothe, die jüngere dagegen (die Anhänger des Dalai-Lama) gelbe Mützen. Der Bogda-Lama hat gegenwärtig seinen Sitz zu Taschi-Lhunpo, der Dalai-Lama zu Lhassa in Tübet.

Nach der heiligen Legende der Buddhisten ist der Bodhisattva Amitâbha der geistige Vater des Bodhisattva Chongschim; daher steht auch vom religiösen Standpunkte betrachtet der Bogda-Lama, das Haupt der älteren Secte, höher als der Dalai-Lama, sein geistiger Sohn, das Oberhaupt der jüngeren Secte. Factisch aber steht der Dalai-Lama in höherem Ansehen und hat einen grösseren Einfluss, einerseits weil er über eine grössere Zahl von Anhängern seine geistige Herrschaft ausübt, anderseits weil er in Folge dessen vom chinesischen Kaiser mehr begünstigt wird.

Obschon Anfangs beide Lama's mit einander auf gespanntem Fusse lebten, haben sie sich mit der Zeit ausgesöhnt, ordiniren sich sogar gegenseitig und geben oder schicken sich den geistlichen Segen.

Nachdem im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts die Mongolen zum Buddhismus und zwar speciell zum Dalai-Lamaismus bekehrt worden waren, bewilligte man ihnen im Jahre 1604 einen Chutuktu (Heiliger, Gesegneter) als Patriarchen. Derselbe wurde als ein Chubilghan des Bodhisattva Mandschusri angesehen. Heut zu Tage hat fast jeder Stamm seinen Chutuktu, so dass die Zahl derselben nach einigen Reisenden sieben, nach anderen sogar zehn betragen soll.

Zeitrechnung, Feste, Unterhaltungen.

Das bürgerliche Jahr der Chinesen ist ein Mondjahr. Es besteht aus zwölf Monaten, abwechselnd von weniger als neunundzwanzig und mehr als dreissig Tagen. Von neunzehn Jahren bestehen sieben aus dreizehn Monaten. — Das Jahr fängt mit dem nächsten Neumond vom 15° des Wassermannes an. Die Woche zerfällt wie bei uns in sieben Tage, der Tag, welcher mit 11 Uhr vor Mitternacht anhebt, in zwölf Stunden. Die Monate werden entweder mittelst Zahlen bezeichnet, z. B.: Tsching-yue erster Monat, ul-yue zweiter Monat, san-yue dritter Monat oder dadurch, dass man die Namen Mang, Tschung, Kí mit den Ausdrücken für die vier Jahreszeiten Tschun (Frühling), Hia (Sommer), Tsiu (Herbst), Tung (Winter) verbindet. Der Frühling fängt mit dem 15° des Wassermannes an, der Sommer mit dem 15° des Stieres, der Herbst mit dem 15° des Löwen und der Winter mit dem 15° des Scorpions.

Ein Beweis für die Arbeitsamkeit des Chinesen ist es, dass er keinen Sonntag oder Sabbath kennt und auch sonst wenige Feste feiert. Er ist darin der gerade Gegensatz des römischen Katholiken und die unverhältnissmässig grosse Zahl der Festtage, welche das Christenthum feiert, ist nicht der letzte Grund, warum die Lehre Jesu in China so wenig Anhänger gefunden hat.

Als allgemein gefeierte Feste können nur vier gelten, nämlich das Neujahr-, das Laternen-, das Frühlingsfest und das Fest zu Ehren der Verstorbenen. — Das Neujahrfest *(sin-neen)*, welches mit dem nächsten Neumonde beginnt, wo die Sonne in den 15° des Wassermannes

eingeht, ist das grösste Fest China's und wird im ganzen Lande von Arm und Reich mit der grössten Feierlichkeit begangen. Das Fest dauert im Ganzen durch zwanzig Tage, während welcher alle öffentlichen Geschäfte ruhen. Man zieht neue Kleider an, scheuert und fegt das Haus sammt seiner ganzen Einrichtung und begleicht alle Schulden. Alles harrt mit grösster Spannung in gehobener Stimmung der Mitternacht. Sobald die Stunde da ist, werden allenthalben Feuerwerke losgebrannt und die Lustbarkeiten beginnen. Am ersten Morgen beglückwünschen sich Freunde und Verwandte und schicken sich gegenseitig Geschenke.

Am ersten Vollmond im Jahre wird das Laternenfest *(schai-tang)* begangen, bei welchem die schönsten und kostbarsten Laternen aus Papier, Seide, Glas, Horn und anderen Materialien ausgestellt werden.

Das Frühlingsfest *(lei-tschun)* wird begangen, sobald die Sonne den 15° des Wassermannes erreicht hat. Man strömt festlich gekleidet hinaus in Freie, um dem Frühling entgegen zu gehen. Das Volk zieht mit einem aus Lehm verfertigten Büffel (dem Symbol des Landbaues) durch die Strassen. Die Vorsteher der einzelnen Gemeinden halten Anreden an die versammelte Menge, worin sie derselben Fleiss und Ausdauer in der Landwirthschaft ans Herz legen. Beim Schlusse der Feierlichkeit wird der Büffel zerschlagen und die kleineren Figuren, welche in seinem Innern verborgen sind, von der sich zerstreuenden Menge aufgeklaubt.

An diesem Tage werden auch vom Kaiser und von der Kaiserin die beiden Ceremonien des Pflügens und Gewinnens der Seide verrichtet.

Das Todtenfest *(yu-lan-sching-hoei)* wird am ersten Tage des siebenten Monats gefeiert. Man errichtet Hütten und Buden im Freien, welche mit Laternen behangen werden. Bei dieser Gelegenheit tritt besonders die buddhistische Priesterschaft in den Vordergrund. Es werden von ihr Abbildungen der Strafen und Belohnungen im Jenseits ausgestellt und das Volk angelockt, für die Ruhe der Todten Opfer darzubringen.

Andere Feste sind: Das Fest zu Ehren der Stadt-, Haus- und Landgötter *(fu-schin-tan)* am zweiten Tag des zweiten Monats, der Sterbetag Kung-fu-tse's am achzehnten Tag des zweiten Monats, das Geburtsfest Buddha's am achten Tage des vierten Monats u. a.

Zu den Unterhaltungen der Chinesen gehören vor Allem Feuerwerke, Taschenspielerkünste, das Theater und das Steigenlassen von Drachen aus Papier. Mit dem letzteren sieht man in China nicht nur Knaben wie bei uns, sondern auch erwachsene ernste Männer beschäftigt. Die von den Chinesen verfertigten Drachen sind in der That vorzüglich; sie sind aus feinem Papier und dünn geschnittenen Bambusstäbchen gemacht. Sie haben in der Regel die Form von Thieren oder Ungeheuern und sind mit einer Vorrichtung versehen, mittelst welcher durch den eindringenden Luftstrom verschiedene Töne hervorgebracht werden.

Sprache.

Die chinesische Sprache ist ein aus einsilbigen Wörtern bestehendes Idiom. Bildung der Worte aus den Wurzeln und Flexion derselben, wie wir es in unseren Sprachen wahrnehmen, sind derselben vollkommen fremd. Die Lautcomplexe bleiben immer unverändert; die bestimmte Bedeutung der Worte im Satze wird durch ihre Stellung, welche strengen Gesetzen unterworfen ist, hervorgebracht.

Bei Betrachtung des Chinesischen muss man die phonetische und graphische Seite aus einander halten. — Vom phonetischen Standpunkte betrachtet, besteht die classische Sprache, der sogenannte Mandarin-Dialekt aus etwa 450 einsilbigen Lautcomplexen. Sie gehen sämmt-

lich auf einen Vocal oder Nasal aus; andere Auslaute sind hier nicht gestattet. — Dagegen ist der Auslaut in den Volks-Dialekten viel freier. Worte, welche im Mandarin-Dialekte mit Vocalen auslauten, gehen hier oft in Consonanten aus; z. B. *yi* eins, Cantondialect *yat*, *lu* sechs, Canton-Dialekt *luk*, *schi* zehn, Canton-Dialekt *schap*. Dadurch ist die Zahl der Elemente, aus welchen die Sprache besteht, bedeutend grösser; sie beläuft sich in den einzelnen Dialekten auf 700 bis 800.

Es ist sehr wahrscheinlich, dass die Volks-Dialekte den Stand der alten Sprache viel treuer repräsentiren als die feine Hofsprache und dass die letztere durch Verschleifung des consonantischen Auslautes zu ihren weichen Lautcomplexen gelangt ist.

Dadurch sind aber manche Formen, welche in den Volks-Dialekten durch den verschiedenen Auslaut aus einander gehalten werden, innerhalb der Schriftsprache zusammen gefallen. Der ehemals bestandene lautliche Unterschied ist gegenwärtig nur in einer schwachen Intonation gegen das Ende des Wortes wahrzunehmen.

Derart, wie diese in kurzen Worten vorgeführte Entwicklung der Schriftsprache aus einem älteren Idiome, welches sich zunächst an die Volks-Dialekte anlehnt, hat man sich die Geschichte des Chinesischen überhaupt, vom phonetischen Standpunkte betrachtet, zu denken. Die Sprache bestand ehemals aus einer viel grösseren Zahl von Lautcomplexen, welche durch Auslaut, Quantität und Betonung von einander unterschieden waren und ist durch Abschleifen des Auslautes und theilweise Einbusse der Quantität nach und nach herabgekommen. Dadurch fiel eine Reihe von Wörtern, welche anfangs von einander verschieden waren, in eine einzige Form zusammen.

Von diesem Standpunkte erklärt sich die ungemein grosse Vieldeutigkeit der chinesischen Worte. Ein einziges Wort enthält oft eine Reihe der verschiedenartigsten Bedeutungen in sich, von welchen man kaum annehmen kann, dass sie ursprünglich an einen und denselben Laut geknüpft waren. So bedeutet der Laut *tscheu* Schiff, Wasserbecken, Geschwätzigkeit, Flackern der Flamme, Deichsel, Jagdpfeil, Flaum, Seidendecke und ist der Name einer Pflanze, eines Fisches und einer Pferderasse. Diese Vieldeutigkeit, welche im einzelnen Worte hervortritt, verschwindet jedoch sowohl im Satze, wo aus der Umgebung des Wortes seine Bedeutung mit Sicherheit erkannt werden kann, als auch in der Schrift, wo aus dem Bilde die Beziehung des Lautes auf den dargestellten Gegenstand unmittelbar hervorgeht.

Die chinesische Schrift[1] ist nämlich aus einer Bilderschrift, der unmittelbaren Darstellung der Anschauungen durch die Gegenstände selbst, hervorgegangen. Dies tritt noch in einigen Zeichen deutlich hervor; z. B. 山 *(schan)* Berg, 日 *(dschi)* Sonne, 井 *(tsing)* Brunnen, 聞 *(wen)* hören, 人 *(dschin)* Mensch u. s. w.

In den meisten Fällen jedoch ist der schriftliche Ausdruck eines Wortes aus zwei Elementen zusammengesetzt, von denen das eine seine Aussprache repräsentirt, das andere durch Hinweis auf die Kategorie, in welche der durch das Wort dargestellte Begriff einzureihen ist, die im Laute gelegene Vieldeutigkeit aufhebt. Dabei verliert das erste nur den Laut repräsentirende Zeichen seine Bedeutung, während dem letzteren Zeichen, welches die Bedeutung begrenzt, der phonetische Werth genommen wird.

Das Zeichen 舟 bedeutet Schiff und wird *tscheu* gesprochen, das Zeichen 氵 bedeutet Wasser und lautet *schui*, das Zeichen 言 bedeutet Rede und lautet *ian*, das Zeichen 火 be-

[1] Die Erfindung der Schrift wird von der chinesischen Sage Fo-hi, dem ersten der mythischen Beherrscher China's zugeschrieben, geht mithin überhaupt in ein hohes Alterthum zurück.

deutet Feuer und lautet *hwo*, das Zeichen 馬 bedeutet Pferd und lautet *ma*, das Zeichen 車 bedeutet Wagen und lautet *kiu*, das Zeichen 失 bedeutet Pfeil und lautet *schi*, das Zeichen 糸 bedeutet Seidenfaden und lautet *mi*, das Zeichen 艹 bedeutet Kraut und lautet *tsao*, das Zeichen 羽 bedeutet Federn und lautet *yu*, das Zeichen 魚 bedeutet Fisch und lautet *iu*.

Nun wird das Wort *tscheu* in dem Sinne von Wasserbecken durch Verknüpfung der beiden Bilder Wasser und Schiff dargestellt (洲). Dabei bezeichnet das Bild für Schiff nur die Aussprache; das Bild für Wasser bezeichnet die Kategorie, auf welche der Laut *tscheu* zu beziehen ist. Dasselbe ist auch bei den anderen Bedeutungen des Wortes *tscheu* der Fall, so 詶 *(tscheu)* Geschwätzigkeit (Rede und Schiff), 焆 *(tscheu)* Flackern der Flamme (Feuer und Schiff), 騅 *(tscheu)* Name einer Pferderasse (Pferd und Schiff), 輈 *(tscheu)* Deichsel (Wagen und Schiff), 舟 *(tscheu)* kleiner Jagdpfeil (Pfeil und Schiff), 翍 *(tscheu)* Flaum (Schiff und Federn) u. s. w.

Aus diesen kurzen Andeutungen, welche das Wesen der chinesischen Zeichen- und Bedeutungslehre nichts weniger als erschöpfen, ersieht man zur Genüge, wie die auf der lautlichen Seite zu Tage tretende Vieldeutigkeit in der Schrift aufgehoben erscheint und wie es möglich ist, dass aus einer so beschränkten Zahl von wurzelhaften Lautcomplexen das Sprachgebäude aufgebaut und mit einer begrenzten Anzahl von Bildern zur Anschauung gebracht wird.

Bei diesem Baue des Chinesischen aus einsilbigen Wurzelelementen mangelt ihm im Vergleiche mit unseren Sprachen die Kategorie des flectirten Thema's. Es ist nicht richtig, wenn man behauptet, der chinesische Satz bestehe aus Wurzeln. Wurzeln sind diese einsilbigen Elemente keineswegs, da sie, einmal in den Satz eingetreten, nicht weniger bestimmt sind als die einzelnen Wortformen in unseren flectirenden Sprachen. — Der einzige Unterschied ist der, dass während bei uns die Wurzel durch den Process der Wortbildung und Flexion in den Satz eingeht, letzteres im Chinesischen unmittelbar stattfindet.

Um aber, beim Mangel aller Wortbildung und Flexion, die im Gedanken vor sich gehende Bewegung auszudrücken, dazu bedient sich das Chinesische eines Mittels, welches von anderen Sprachen meistens nur zu rhetorischen Zwecken gebraucht wird, nämlich der Wortstellung. Diese ist im chinesischen Satze unabänderlich und für den Ausdruck der verschiedenen Verhältnisse genau fixirt.

So gehen der Genitiv und das attributive Adjectiv dem Nomen, zu welchem sie gehören, voran, das Subject steht vor dem Prädicat, das Object hinter dem dasselbe regierenden Verbum. Der Chinese sagt stets: Vaters Haus, grosses Haus, Haus (ist) gross, Vater bauen Haus. Trifft man daher die beiden Zeichen „gut“ und „Mensch“ in dieser Reihenfolge beisammen, so ist kein Zweifel, dass das Verhältniss ein attributives sein und der Satz durch der „gute Mensch“ übersetzt werden muss, während dieselben Zeichen in umgekehrter Reihenfolge verrathen, dass das Verhältniss ein prädicatives ist und der Satz „der Mensch ist gut“ bedeutet.

Betrachten wir von diesem Standpunkte die Leistungen des Chinesischen mit jenen unserer Sprachen, so lässt sich nicht läugnen, dass das erstere mit geringen Mitteln im Ganzen dieselben grossen Zwecke erreicht, auf welche die letzteren hinstreben.

Nachdem das Chinesische nur eine Satzbildung kennt, so ist natürlich seine Grammatik von jener unserer Sprachen himmelweit verschieden. Eine Grammatik in unserem Sinne ist eigentlich gar nicht vorhanden; die Grammatik des Chinesischen ist vielmehr eine Syntax, aber keine, die mit Wortformen, sondern eine solche, welche mit Begriffen manipulirt.

Das Chinesische zerfällt in drei Sprachrichtungen, 1. Volkssprache, 2. Schriftsprache, 3. Umgangssprache. Die Volkssprache ist unstreitig diejenige Richtung, welche die Sprache in ihrer ursprünglichen Anlage am getreuesten repräsentirt und von welcher bei Erforschung des Chinesischen vor allem andern ausgegangen werden muss. Sie zerfällt nach den Provinzen in mehrere Dialekte, welche in Betreff der Aussprache und Articulation von einander oft derart abweichen, dass sich die Sprechenden gegenseitig gar nicht verstehen. Da die Volkssprachen keine eigene Literatur erzeugt haben, so ist uns an den alten Dialekten ein grosser Schatz unwiederbringlich verloren gegangen. Die Schriftsprache wird in die alte und neue geschieden. Die Umgangssprache, der sogenannte Mandarin-Dialekt (Kwan-hoa), ist das Idiom des Hofes, der Beamten und überhaupt der Gebildeten China's und verhält sich zur Schriftsprache wie etwa das gesprochene Hochdeutsch zu dem Hochdeutsch der Bücher.

Literatur, Bildung, Wissenschaft.

An der Spitze der chinesischen Literatur, gleichsam deren Grundlage bildend, stehen die canonischen Bücher. Sie zerfallen in zwei Classen. In die erste Classe gehören die sogenannten fünf Bücher *(wu-king)*, welche bei den Chinesen in einem ähnlichen Ansehen stehen wie die Torah bei den Juden, der Qorân bei den Muslim's und die Evangelien bei den Christen. In die zweite Classe fallen die Commentare zu den fünf Büchern, welche die berühmten Weisen des chinesischen Alterthums Kung-fu-tse und Meng-tse zu Verfassern haben.

Das erste der fünf Bücher ist der Y-king (das Buch der Metamorphosen), ein mathematisch-symbolisches Werk voll dunkler Sätze, welches Wan-wang im Jahre 1150 v. Chr. verfasst haben soll.

Das zweite Buch, der Schu-king (das Buch der Urkunden), erzählt die Thaten und Reden der alten Kaiser von Yao (2357 v. Chr.) bis Ping (770 v. Chr.). Es ist eine Art von Fürstenspiegel.

Das dritte Buch ist der Schi-king (Buch der Lieder), enthaltend eine Sammmlung alter Lieder und Oden, welche die Sitten, Gebräuche und Grundsätze der alten Chinesen schildern.

Das vierte Buch, genannt Li-ki (Sammlung der Ritualvorschriften) enthält ein Corpus von Gesetzen und Ceremonien, welche sich auf den öffentlichen Cultus beziehen. Es ist der Sage nach von Kung-fu-tse aus verschiedenen Werken des Alterthums zusammengestellt, factisch gehört es aber in die Zeiten der Dynastie Han (206 v. bis 220 n. Chr.).

Das fünfte Buch Tschun-tsiu (Frühling und Herbst) enthält eine Geschichte des Reiches Lu (der heutigen Provinz Schan-tung) des Vaterlandes Kung-fu-tse's. Es wird darin das Leben der einzelnen Fürsten mit all' ihren Tugenden und Lastern sammt den darauf erfolgten Belohnungen und Strafen geschildert. Wahrscheinlich ist das Werk späteren Ursprungs, und erst nach dem Tode Kung-fu-tse's abgefasst.

Zu den canonischen Büchern der zweiten Classe gehören die sogenannten vier Bücher (Sse-schu), der Hiao-king und der Siao-hio. Unter dem Sse-schu begreift man folgende vier Werke: 1. Ta-hio (die grosse Wissenschaft). Der Verfasser ist Kung-fu-tse; es wurde von seinem Schüler Tseng-tse commentirt. Es ist eine Art von Fürstenspiegel oder eine Anleitung sich selbst zu regieren, um auch andere regieren zu können. 2. Tschung-yung (die rechte Mitte), eine Anleitung zur Lebensphilosophie, besonders für Regenten. Der Verfasser ist Tse-sse, ein Enkel Kung-fu-tse's. 3. Lün-yu (Buch der Sprüche) enthält in seiner ersten Hälfte (zehn Abschnitte) Nachrichten über Kung-fu-tse's Leben und in seiner zweiten Hälfte (zehn Abschnitte) die Sprüche Kung-fu-tse's und seiner Schüler über Tugend und Regierungskunst. 4. Meng-tse

(Buch des Meng-tse, geboren 440 v. Chr., eines Schülers des Tse-sse). Das Buch, welches von bedeutendem Umfange ist, handelt in der Form von Dialogen vom innern Frieden, welcher nur durch Übung der Tugend, nicht durch die Gewalt der Waffen zu erreichen ist.

Das Buch Hiao-king (Buch von der kindlichen Pietät) enthält Kung-fu tse's Antworten an seinen Schüler Tseng über die Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern. Die kindliche Liebe und der Gehorsam werden darin als Grundlage eines wohlgeordneten Staates hingestellt. Das Werk Siao-hio (Schule der Kinder) ist eine Sammlung sowohl älterer als neuer Grundsätze über die Erziehung der Jugend und Verbesserung der Sitten. Es ist im Jahre 1150 unserer Zeitrechnung von Tschu-hi abgefasst.

Tschu-hi[1] reiht sich vermöge seiner hervorragenden Stellung in der chinesischen Literatur und Culturgeschichte den beiden grossen Weisen des Alterthums Kung-fu-tse und Meng-tse an. Er war es, der mit einer fabelhaften Kenntniss des chinesischen Wissens ausgerüstet, fast die ganze Wissenschaft revidirte, commendirte, grammatisch bearbeitete und also der classischen Literatur gleichsam einen Abschluss gab. Ihm werden daher neben Kung-fu-tse und Meng-tse von allen chinesischen Würdenträgern und Beamten Ehren erwiesen.

An diese canonischen Bücher schliessen sich die verschiedenen religiösen Schriften der drei Secten, deren es eine beträchtliche Anzahl gibt.

Den Glanzpunkt der chinesischen Literatur bildet unstreitig die Geschichtschreibung. Der Chinese ist in diesem Punkte dem Ägypter verwandt und dem träumerischen Inder diametral entgegengesetzt. Während dem letzteren die Händel dieses Lebens als zu unwichtig erscheinen um sie in ihrer nackten Wahrheit der Nachwelt zu überliefern, hält es der Chinese, welcher mit Leib und Seele an seinem Vaterland hängt und seiner Vorfahren sich stets mit Pietät erinnert, für eine heilige Pflicht, durch genaue Aufzeichnung alles Geschehenen sich selbst und seinen Ahnen die irdische Unsterblichkeit zu sichern.

Unter den historischen Werken der Chinesen ist das grösste und berühmteste das Sse-ki, verfasst von Sse-ma-tsian, welches einen Zeitraum von etwa 2500 Jahren, nämlich von Hoang-ti, dem dritten der fabelhaften Kaiser, bis Wu-ti, dem fünften Kaiser der Dynastie Han umfasst. Neben dem Sse-ki existirt eine Reihe umfassender Werke; vierundzwanzig derselben, das Sse-ki mit inbegriffen, gelten für officielle Quellen.

Das meiste Interesse erwecken in diesen Werken die Nachrichten über Literatur, Gewerbe und namentlich über fremde Länder und Völker. Diese sind mit der sorgfältigsten Genauigkeit und Treue abgefasst und dienen uns oft dazu, die Nachrichten anderer Völker über diese Dinge zu berichtigen.

Neben den Geschichtswerken sind hervorzuheben: die Werke über Länder- und Völkerkunde, über Statistik, Naturwissenschaften, Medicin, Philologie, gewerbliche Dinge und endlich die Werke der schönen Literatur, von welchen besonders das Drama und der Roman ein weiteres Interesse beanspruchen können.

Die Literatur, namentlich die canonische, ist die Grundlage der chinesischen Erziehung Das höchste Ziel der letzteren ist Nachahmung des von den Vorfahren Überlieferten. Da in China jeder Vater für seinen Sohn verantwortlich ist, für seine Übelthaten bestraft und für seine Verdienste belohnt wird, so sucht Jedermann nach Massgabe der Mittel seinen Kindern eine sorgfältige Erziehung zu geben. Dadurch ist die allgemeine Bildung in China sehr bedeutend. Jedermann, auch der gemeinste und unbedeutendste Mensch kann wenigstens lesen und

[1] Über diese Persönlichkeit vergl. Gützlaff's Geschichte des chinesischen Reiches S. 344 ff.

schreiben. Nicht geringeren Antheil an dieser Bildung hat auch der Umstand, dass ein Erbadel nicht vorhanden ist und Jedermann alle Würden, von der niedrigsten bis zur höchsten, offen stehen.

Man hat die Wahrnehmung gemacht, dass gewöhnlich in Ländern, wo die Volksbildung allgemein ist, der Stand der Wissenschaften derselben nicht entspricht. Dies ist auch in China der Fall. Während die Chinesen, was universelle Bildung anbelangt, manchem der europäischen Länder und vielleicht dem ganzen Abendlande überlegen sind, lässt sich von ihren Wissenschaften nicht dasselbe behaupten. Der Chinese hat überhaupt von dem was wir Wissenschaft nennen, nämlich einer auf einfachen natürlichen Grundsätzen beruhenden umfassenden Kenntniss der Dinge und Begebenheiten, keine Idee. Er treibt nur praktische Fächer, vor Allem jene, welche mit seinem Leben selbst in unmittelbarer Verbindung stehen. Eine Beschäftigung mit dem Wissen als solchem und Drang nach dessen Erweiterung sind ihm vollkommen fremd. Naturwissenschaftliche Experimente, denen unsere Wissenschaften vor Allem ihren Aufschwung verdanken, erscheinen dem Chinesen sinnlos, weil unpraktisch. Alle Entdeckungen und Erfindungen, welche die Chinesen gemacht haben, sind nicht so sehr Resultate wissenschaftlicher Vorbildung und Nachforschung, als vielmehr Folge praktischer Handgriffe und Verbesserungen. Desshalb sind die Chinesen überall auf halbem Wege stehen geblieben und haben es nicht verstanden jenen Punkt, bis zu welchem die Entdeckungen verfolgt werden können, zu erreichen.

So haben die Chinesen die Augengläser ohne alle Kenntniss der Optik erfunden. Dieselben werden aus Bergkrystall verfertigt, sind sehr plump und werden mit Schnüren, an denen kleine Gewichte hängen, um die Ohren befestigt. Die chemischen Entdeckungen der Chinesen wurden meistens von den Anhängern der Tao gemacht und ähneln jenen der Goldmacher bei uns im Mittelalter. Die mathematischen und astronomischen Kenntnisse der Chinesen sind sehr schwach. Sie kennen zwar den Pythagorischen Lehrsatz — in graphischer, rein empirischer Weise — benützen aber noch immer das Rechenbrett. In der Astronomie so wie in der physikalischen Geographie waren zuerst die Araber, später die Jesuiten ihre Lehrer. Diese beiden Disciplinen können kaum bei ihnen Wissenschaften genannt werden; sie sind vielmehr ein Aggregat verschiedener Handgriffe.

Am besten wird der Zustand der chinesischen Wissenschaften durch die Eintheilung derselben charakterisirt. Man theilt sie nach den drei Gesichtspunkten: Himmel, Erde und Mensch in drei Classen, nämlich himmlische, irdische und menschliche. Unter die himmlischen Wissenschaften gehört das Bischen Astronomie, welches die Chinesen von den Arabern und Europäern gelernt haben, unter die irdischen etwas physikalische Geographie, gleichfalls fremden Ursprungs, und unter die menschlichen alle übrigen Fächer. Dies sind: Geschichte, Kalenderkunde, Architektur, Landwirthschaft, Politik, Kriegswissenschaft, Astrologie, Naturwissenschaften (welche rein medicinischen Zwecken dienen), Münzkunde u. a. Eine echt chinesische Eintheilung!

X. Mittelländische Rasse.

Die mittelländische Rasse repräsentirt die höchste Entwicklung der Menschheit sowohl in physischer als auch in geistiger Beziehung. Physisch nähert sich der Mittelländer dem Ideale des Menschen unter allen Rassen am meisten; er zeigt die grösste Kraftentwicklung und das bedeutendste Acclimatisationsvermögen. In geistiger Richtung ist diese Rasse, abgesehen vom Chinesen und den von ihm abhängigen Völkern, die einzige, welche bei Betrachtung der Menschheit als einer ethischen Macht in Anschlag zu bringen ist; sie ist die einzige, welche eine freie Cultur erzeugt und eine Geschichte durchgelebt hat. Die Völker der mittelländischen Rasse machen besonders das, was wir Geschichte zu nennen gewohnt sind.

Den Grundstock der mittelländischen Rasse bilden gegenwärtig die drei grossen Völkerstämme der Hamiten, Semiten und Indogermanen. — Ursprünglich zerfiel die mittelländische Rasse mindestens in fünf grössere Völkerstämme. Überreste der zwei übrigen sind die Basken im Nordosten Europa's und jene Völker des Kaukasus, welche man bisher unter dem unbestimmten Ausdrucke Kaukasier zusammenfasste.

Der erste mittelländische Völkerstamm, welcher den Reigen in der Geschichte des Westens eröffnet (die Hamiten), ist in Bezug auf seine Lebensäusserungen den Chinesen verwandt. — Die Hamiten sind gleich den Chinesen durch Versunkenheit in der Materie gekennzeichnet. Die Nationen, welche hieher gehören, gründen grosse Reiche und führen kolossale Bauten auf. Sie sind Utilitarier und ermangeln jeder Poesie. Die Individualität, die Basis jeder freien höheren Entwicklung, kommt bei ihnen nie zum Durchbruche.

Den Gegensatz zu den Hamiten bilden die Völker der zweiten Abtheilung, welche ihnen auch auf dem Schauplatze der Geschichte folgen, die Semiten. Sie sind durch stark hervortretende Subjectivität gekennzeichnet. Die Semiten zerfallen, vom Drange nach individueller Entwicklung getrieben, in eine Menge kleiner, von einander unabhängiger Stämme. Sie leben unter luftigen Zelten und besitzen keinen Sinn für Baukunst und Plastik. Ihre Poesie ist lyrisch; die ihr zu Grunde liegende Stimmung führt zur Religion.

In den Völkern der dritten Abtheilung, den Indogermanen, finden wir die Eigenthümlichkeiten der beiden vorhergehenden Völkergruppen vereinigt. Wir treffen hier die Objectivität des Hamiten mit der Subjectivität des Semiten innig gepaart. Die Völker des indogermanischen Stammes bilden grosse Staaten, in welchen jedoch die Individualität nie untergeht. Die rohen Kolosse der Hamiten finden wir hier in den Bildwerken der Griechen und Römer vergeistigt wieder. Die subjective Religion des Semiten wird im Indogermanen zur objectiven Philosophie.

Diese drei grossen Abtheilungen, welche die Sage der Hebräer auf die drei Söhne des Erzvaters Noah (Ham, Schem und Japheth) zurückführt, bilden den Complex aller jener Völker, welche dem Alterthum des Westens überhaupt näher bekannt waren. Die Ethnographie des Alterthums ist nichts anderes als ein mangelhafter Versuch der Ethnographie der mittelländischen Rasse.

Typus der mittelländischen Rasse.

Die Statur des Mittelländers ist unter allen Rassen die grösste. Sie ist durch starke Muskelentwickelung ausgezeichnet, daher die Arbeitsleistung des Mittelländers jene aller andern Rassen übertrifft. — Der Kopf ist oval, die Gesichtsbildung länglich. Die Stirn ist breit und gewölbt, die Nase edel geformt und vorspringend. Die Augen sind horizontal geschnitten, die Farbe derselben schwarz, braun oder blau. Die Augenbrauen sind bogenförmig und voll. Der Mund ist proportionirt, die Lippen schön geschwungen und roth gefärbt. — Die Zähne sind fein und gerade eingesetzt, das Kinn ist klein, zierlich und wenig vorspringend. Das Haar ist lang, schlicht und weich; die Farbe desselben schwarz, braun oder blond und in der Regel mit der Farbe der Augen im Einklange. Ausgezeichnet ist diese Rasse durch einen üppigen, am Kinn, um die Lippen und an den unteren Wangenseiten sprossenden Bart von schwarzer, brauner oder blonder Farbe. Die Behaarung der bedeckten Theile des Körpers ist reichlich entwickelt.

Die Farbe der Haut ist weiss mit einem Stich ins Bräunliche, oft sogar braun; die Wangen bedeckt ein mehr oder weniger intensives Roth.

I. Basken.

Die Basken, die Nachkommen der alten Iberer, welche sich selbst Euskaldunak nennen, bewohnen gegenwärtig jenen Theil des nördlichen Spaniens, welcher an den Pyrenäen und der Küste des Meerbusens von Biscaya sich hinzieht und jene Theile des südwestlichen Frankreichs, welche unmittelbar an dieses Gebiet grenzen.

Ehemals war die Ausdehnung des Baskenvolkes eine bedeutend grössere. Wie aus einer Analyse der von den Alten überlieferten Städte- und Flussnamen Spaniens und des südlichen Frankreichs hervorgeht, haben in historischer Zeit die Basken diese Gegenden eingenommen, von denen sie nach und nach durch die Celten verdrängt wurden. Dabei mischten sie sich vielfach mit ihren Siegern (Keltiberer) und büssten im Laufe der Zeit Sprache und Nationalität immer mehr und mehr ein.

Die Sprache der Basken, von ihnen selbst Euskara genannt, ist ein Idiom, welches auf einem polysynthetischen Baue beruht und mit keiner Sprache, weder der alten noch der neuen Welt, in irgend welcher Verwandtschaft steht. Alle Versuche es mit irgend einer Sprache in Verbindung zu bringen, sind entschieden als misslungen zu betrachten.

Das Baskische zerfällt in mehrere abgesonderte Dialekte, welcher Umstand vor allem daraus zu erklären ist, dass die Basken nicht in grösseren Gemeinschaften, sondern meistens in einzeln stehenden Bauernhöfen durchs Land zerstreut wohnen.

II. Kaukasische Völker.

Der ganze Kaukasus südlich von Kuban und Terek — mit Ausschluss jenes kleinen Fleckes unterhalb Wladikaukas, welchen die Osseten bewohnen und des westlich davon gelegenen

Gebietes der basianischen Türken — wird von Völkern eingenommen, welche vermöge ihrer physischen Complexion sich von den im Norden wohnenden Tatarenstämmen unterscheiden und sich an die südlich davon wohnenden Glieder der mittelländischen Rasse anschliessen. Sprachlich jedoch hängen sie mit diesen nicht zusammen, sondern bilden einen eigenen Stamm. Es ist bis jetzt Niemandem gelungen, irgendwelchen Zusammenhang dieser Völker weder mit den Indogermanen noch mit den Semiten wissenschaftlich nachzuweisen. Auch an eine Verbindung derselben mit der mongolischen Rasse kann, abgesehen von dem ganz verschiedenen körperlichen Typus beider, desswegen nicht gedacht werden, weil sowohl das Bildungsprincip der kaukasischen Idiome von jenem der ural-altaischen Sprachen gänzlich abweicht, als auch keine Wurzelverwandtschaft beider nachgewiesen werden kann.

Wir betrachten diese Völker als den Überrest einer ehemals grösseren Völkerfamilie, die durch das Andrängen semitischer, indogermanischer und mongolischer Stämme beeinträchtigt wurde und sich nur vermöge des gebirgigen Terrains, welches sie einnimmt, bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Die kaukasischen Völker zerfallen in zwei Abtheilungen, eine nördliche und eine südliche. Unter der ersten Abtheilung begreifen wir die Gebirgsbewohner jenes Theiles, welcher im Norden vom Kuban und Terek (mit Ausnahme des von Nogai-Tataren bewohnten Landes zwischen dem Kuban und der Laba und des von Kumük-Tataren besetzten Striches zwischen dem Terek und Osen) und im Süden von den Flüssen Enguri, Alazani und Samur, so wie dem Gebirgskamm des Kaukasus begrenzt wird. Unter der zweiten Abtheilung subsummiren wir die südlich vom Kaukasus, nördlich von den Armeniern wohnenden Völkerschaften, als deren Hauptrepräsentant die Georgier gelten können.

1. Gebirgsbewohner des nördlichen Kaukasus.

Die Gebirgsbewohner des nördlichen Kaukasus zerfallen in drei Abtheilungen, eine östliche, eine mittlere und eine westliche.

A. Die östliche Abtheilung umfasst die Bewohner von Daghestân (داغستان „Bergland“) oder Lesghistân. Sie werden von ihren Nachbarn den Georgiern Lekhi, den Armeniern Leksik genannt. Dieselben zerfallen in mehrere von einander völlig unabhängige Stämme, welche besondere Sprachen reden. Leider sind die wenigsten derselben genauer bekannt, so dass man auch über den Grad der Verwandtschaft unter einander sich nur ein annäherungsweise richtiges Urtheil bilden kann. Die vorzüglichsten dieser Stämme sind:

a) Die Avaren. Das Gebiet der avarischen Sprache, welche in mehrere Mundarten zerfällt, wird im Westen vom Flusse Aksai, im Norden von den südlich vom Aksai gelegenen Bergen, im Osten vom Fluss Koisu, und im Süden vom Samur und vom Berge Schadagh begrenzt.

b) Die Kasikumüken. Sie haben mit den tatarischen im Norden südlich vom unteren Terek wohnenden Kumüken nichts gemein und nennen sich selbst Lak. Das Kasikumükische wird vorzüglich im kasikumükischen Bezirke des mittleren Daghestan und in einem Theile des Bezirkes Dargo gesprochen. Seine Grenzen sind im Westen der Koisu, im Süden der Gurieni, im Osten die Vorgebirge von Tabasseran, im Norden der Osen.

c) Die Akuscha's. Das Akuscha wird in den Gebirgen zwischen dem Koisu, den oberen Theilen des Manas und den Quellen des Buam gesprochen.

d) Die Kürinen. Das Gebiet des Kürinischen sind die südlichen Theile Daghestans.

B. Die mittlere Abtheilung umfasst die Bewohner jenes Striches, welcher im Westen und Nordwesten von Daghestan gelegen ist und im Westen vom oberen Terek, im Norden

von der kleinen Kabardah, im Süden von den Höhen des Kaukasus und im Osten vom oberen Jakhsai und Enderi begrenzt wird. Die Bewohner dieser Gegend werden von den Georgiern Khisten, von den Kasi-Kumüken Mizdschegen und von den Russen Tschetschenzen genannt; sie selbst nennen sich Nachtschuoi.

Die vorzüglichsten hieher gehörenden Stämme sind:

a) Die Inguschen. Sie nennen sich selbst Lamur, und bewohnen das Land an den Flüssen Kumbalei, Sundscha und Schalgir.

b) Die Karabulaken. Sie nennen sich selbst Arschte und wohnen in den Thälern am Flusse Martan.

c) Die Tschetschenzen im engeren Sinne. Sie wohnen von den Kakabulaken ostwärts bis zum Flusse Jakhsai.

d) Die Thusch sind ein Mischstamm. Sie wohnen im Süden des Kaukasus an den Quellen des Flusses Alazani.

C. Die westliche Abtheilung umfasst die Bewohner des Landes zwischen dem Terek und Kuban. Dahin gehören folgende zwei Stämme:

a) Die Addighe oder Adighe (Bergbewohner), welche von den Tataren Tscherkessen, von uns nach deren Vorgange Circassier, oder da sie die Kabardah bewohnen, auch Kabardiner genannt werden.

b) Die Abchasen, welche sich selbst Absne nennen. Sie grenzen nördlich am Flusse Kapoeti an die Addighe, südlich am Flusse Enguri an die Mingrelier, westlich ans schwarze Meer und östlich an die Suanen und basianischen Türken.

Die Kopfzahl sämmtlicher kaukasischer Gebirgsvölker ist nicht gross. Sie beträgt in under Summe etwas mehr als eine halbe Million.

2. Südkaukasische Völker.

Den Grundstock dieser Völkerfamilie bilden die Georgier (von dem persischen گرجستان *gurdschistân* abgeleitet), welche sich selbst Karthweli nennen und von den Russen Grusier genannt werden. Sie bewohnen gegenwärtig jenen im Süden des Kaukasus gelegenen Landstrich, welcher im Osten vom Flusse Alazani, im Norden vom Kaukasusgebirge und im Süden vom Kur und den Bergen von Karabagh und Pambaki begrenzt wird. Sie sind sammt ihren Verwandten in diese Gegenden aus dem Südosten eingewandert.

Die Suanen (Schwan) wohnen an den südlichen Abhängen des Kaukasus, am schwarzen Meere.

Die Mingrelier bewohnen Mingrelien, Odischi und Gurien südwestlich von den Suanen und westlich von den Georgiern.

Die Lazen wohnen im Sandschakat Lazistan, welches zum Paschalik Terebizond (Trapezunt) gehört und sind türkische Unterthanen. Das Lazische wird vor Allem an der Küste des schwarzen Meeres von Kjemer-burnu bis an den Ausfluss des Tschorok gesprochen.

Die Sprachen dieser vier Völker sind mit einander mehr oder weniger verwandt und weisen auf eine gemeinsame Stammsprache zurück. Dagegen ist die Verwandtschaft der nordkaukasischen Sprachen unter einander nicht derart, dass man mit Sicherheit auf einen gemeinsamen Ursprung derselben schliessen könnte. Noch weniger vermag ein Zusammenhang der Sprachen der nordkaukasischen Bergvölker mit dem Georgischen und seinen Verwandten wissenschaftlich begründet zu werden.

Wahrscheinlich liegen hier zwei ganz verschiedene Völkergruppen vor, von denen die eine, die nordkaukasische, als in diesen Gegenden einheimisch betrachtet werden muss, während die andere, die südkaukasische, erst in späterer Zeit aus dem Südosten dorthin eingewandert ist.

III. Hamiten.

Unter diesem Ausdrucke verstehen wir alle jene Stämme, welche ursprünglich über die Länder zwischen dem Euphrat und Tigris und die Küste Palästina's sich verbreiteten, von da nach Afrika übergingen und daselbst das Nilthal sammt den an dasselbe sich schliessenden Landstrichen, so wie die Nordküste Afrika's mit Einschluss der canarischen Inseln bevölkerten.

Die Zusammengehörigkeit aller dieser Völker ergibt sich theils aus den directen Nachrichten der Alten, besonders der Hebräer, theils aus der innigen Verwandtschaft sowohl ihrer Sitten und Gebräuche als auch deren Sprache.

Übersicht der zum hamitischen Stamme gehörenden Völker.

Der hamitische Stamm theilt sich heut zu Tage in drei Familien, in die ägyptische, die libysche und die äthiopische.

a) Ägyptische Familie. Dahin gehören die Bewohner des Nilthales, die sogenannten Ägypter, welche noch heut zu Tage, obgleich mit fremdem Blute vermischt, in den Kopten fortleben. Es scheint, dass schon in den alten Ägyptern Negerblut steckte, besonders in den niedern Klassen.

Die ägyptische Sprache ist eine von den wenigen, welche wir durch etwa vier Jahrtausende in ihrer Entwicklung verfolgen können. Ihre Tochter, das Koptische, war lange Zeit die Volkssprache Ägyptens, bis es durch das Arabische vollkommen beseitigt wurde. Noch vor kurzem fristete es in einzelnen Klöstern als gelehrtes Idiom ein kümmerliches Dasein. Heut zu Tage ist es vollkommen erloschen.

b) Libysche Gruppe. Dahin gehören die Imoscharh, auch Tuarik oder Berbern genannt. Sie zerfallen in mehrere von einander völlig unabhängige Stämme, welche theilweise in blutiger Fehde mit einander leben. Sie sind eine weit ausgebreitete nomadisirende Nation, welche das ganze östliche Nord-Afrika bewohnt und namentlich alle Oasen zwischen den arabischen Staaten Nord-Afrika's und den Negerländern inne hat. Abgesehen von den Stammbezeichnungen führen einzelne Stämme besondere Namen, unter denen sie bekannt sind. So nennt man die in den Gebirgen von Algier und Tunis wohnenden Stämme gemeiniglich Kabylen (arab. قبايل *qabâil*, Stämme), die Gebirgsbewohner im südlichen Marokko Schuluh u. s. w.

Wie aus der Untersuchung der von den alten Autoren überlieferten Eigennamen der Orte, Flüsse und Berge Nord-Afrika's hervorgeht, welche insgesammt in dem heutigen Idiome der Imoscharh (dem Ta-Mascheq oder Ta-Maschirht) ihre Erklärung finden, ist das letztere als ein Abkömmling der alt-libyschen Sprache zu betrachten. Es müssen daher auch die Berbern für die directen Nachkommen der alten Libyer angesehen werden.

c) Äthiopische Gruppe. Dahin gehören die Bischari oder Bedscha (بجا), welche das Land im Norden von Abyssinien und im Osten von Nubien am arabischen Meerbusen bewohnen. Sie breiten sich jedoch auch über dieses Gebiet hinaus theils nach Nubien, theils in das südlich gelegene Land Taka. Die Bedscha-Sprache, genannt To-bedschauiyyeh, wird nicht nur von den Bedscha's, sondern auch von mehreren in diesen Gegenden nomadisirenden Araberstämmen

gesprochen. — Ob man die Bedscha's für Nachkommen der Bevölkerung des alten Culturstaates Meroe betrachten könne, wie Lepsius annimmt, ist bei dem Mangel an Proben der alten Sprache und an einer einheimischen Tradition nicht zu entscheiden.

Das zweite hieher gehörende Volk sind die Galla's (oder wie sie sich selbst nennen Orma's). Sie bewohnen jenes Land, welches im Norden von Abyssinien, im Süden von den Sitzen der Suaheli's, im Westen von den Ländern, welche am weissen Nil liegen und im Osten von den Wohnsitzen der Somali's begränzt wird. Sie reichen jedoch vielfach über dieses Gebiet hinaus und es sollen sich im Süden und Norden manche versprengte Stämme finden. — Darunter gehören auch die Saho, nordöstlich von Axum, deren Idiom die Zusammengehörigkeit mit den Galla's augenscheinlich verräth.

Die Dankali's oder Danakil, der dritte hieher gehörige Stamm, wohnen auf dem Küstenstriche von Tadschurra bis hinauf nach Arkiko und reichen im Südwesten bis gegen Schoa.

Das vierte Volk, die Somali's, bewohnen die ganze Ostspitze Afrika's östlich von den Niederlassungen der Galla's bis hinab gegen Brawa und bis zum Flusse Dschub. Sie zerfallen in mehrere von einander unabhängige Stämme. Die mächtigsten derselben sind die Adschi, zu welchen die Medschertin am Hafun-Vorgebirge gehören, die Hawiyyah und die Rahnawiyyin.

Zu diesen Völkern, welche grösstentheils noch heut zu Tage ihre eigenthümliche Nationalität und Sprache behauptet haben, gehörten im Alterthume noch folgende:

a) Die Urbewohner Mesopotamiens. Diese waren unzweifelhaft Hamiten, welche jedoch nach und nach den aramäischen Einflüssen erlagen und zu Semiten umgewandelt wurden. Nach dem zehnten Capitel der Genesis ist Nimrod, der Erbauer Babels, ein Sohn Kusch's, eines Sohnes Ham's. Aus dem Lande Nimrod's zieht nach der Sage der Semiten Aschur aus und gründet Niniveh.

b) Die Urbewohner der Küste Palästina's (Phöniker), welche eben so wie die Bewohner Mesopotamiens durch die Einflüsse der Semiten überwältigt wurden und deren Sprache annahmen. Im zehnten Capitel der Genesis wird Kenaan ein Sohn Ham's genannt. Abkömmlinge Kenaans sind Zidon, Jebusi, Emori, Girgaschi, Chiwi und die Stammväter anderer kleinerer Völker, welche das Land vor der Eroberung durch die semitischen Hebräer bewohnten.

c) Die Bewohner der canarischen Inseln (die Guanchen), welche nach den Sprachüberresten, die wir von ihnen überkommen haben, sich unzweifelhaft als nahe Verwandte der alten Libyer, der jetzigen Imoscharh, erweisen.

Verwandtschaft dieser Völker in Sitten und Gebräuchen.

Alle Hamiten, sofern sie als Culturvölker auftreten, sind durch eine auffallend hervortretende objective Richtung des Geistes ausgezeichnet. Sie bilden frühzeitig Staaten mit prononcirter Centralisation. Wie die Geschichte zeigt, beruhen die Monarchien von Babel, Niniveh und Ägypten auf denselben Grundlagen.

Der Sinn für Plastik ist in den Hamiten bedeutend entwickelt. Er äussert sich, in vollkommenem Einklange mit der auf despotischen Grundlagen organisirten Gesellschaft, im Aufbaue kolossaler Denkmäler. Hierin berühren sich die Pyramiden Ägyptens mit den Palästen und Tempeln Babylons und Niniveh's.

Der ganz in die Materie versunkene Sinn führt zur einseitigen Vergötterung der Natur, welche ebenso roh als grotesk aufgefasst wird. Dies illustriren die westasiatischen Religions-

systeme mit ihrem grausamen Götzendienste eben so wie der wundersame Glaube und Cultus der alten Ägypter.

Die Versunkenheit in die Materie tritt am grellsten hervor in dem Bestreben, den Leib selbst nach dem Tode vor der Zersetzung zu bewahren. Bekanntlich mumificirten die alten Ägypter die Leichen ihrer Verstorbenen, eine Sitte, welche keineswegs aus dem Klima erklärt werden kann, da sie sich bei den Guanchen auf den canarischen Inseln wiederfindet.

Gleichwie bei den Chinesen stehen bei den Culturvölkern dieser Gruppe (bei den Ägyptern, Assyrern, Babyloniern, Phönikern) die verschiedenen Zweige der materiellen Cultur wie Landbau, Industrie auf einer hohen Stufe der Vollendung. Bei allen hamitischen Völkern finden wir den Landbau gegenüber der Viehzucht in hohem Ansehen, während bekanntlich unter den Semiten das Gegentheil der Fall ist. Nach den Berichten arabischer Schriftsteller haben Assyrer und Babylonier Werke über den Landbau geschrieben; dasselbe wird auch von römischen und griechischen Schriftstellern in Betreff der Punier, einer Colonie der Phöniker, berichtet. In allen von Hamiten bewohnten Ländern finden wir ausgedehnte Werke zur Bewässerung des Landes aufgeführt, überall die zum Betrieb der Industrie und des Handels nothwendigen Masse und Gewichte mit grosser Genauigkeit fixirt.

Diesem objectiven utilitarischen Drange der hamitischen Völker entsprechen auch vollkommen die Geistesproducte derselben. Sie ähneln jenen der Chinesen. Auch hier bildet die Geschichte, welche eben so wie dort durch Genauigkeit und Trockenheit sich auszeichnet, den Glanzpunkt der Literatur. Während aber der alte Chinese die Thaten seiner Vorfahren in Bambustäfelchen einschnitt, grub sie der Hamite in Stein. Diesem Umstande verdanken wir die zahlreichen Denkmäler Babylons und Niniveh's, welche wohl nur einen geringen Theil dessen bilden, was die Geschichtschreiber jener Reiche aufgezeichnet haben; ihm verdanken wir die zahllosen Denkmäler Ägyptens, welche selbst die Barbarei und die Indolenz der jetzigen Bewohner nicht zerstören konnten.

Verwandtschaft dieser Völker in Betreff der Sprache.

Die hamitischen Völker bilden vermöge der Verwandtschaft ihrer Idiome einen eigenen Stamm, welcher auf eine in alter Zeit gelegene Einheit zurückweist. Die hamitischen Sprachen sind Töchter einer nun nicht mehr existirenden Ursprache; wie die indogermanischen, malayischen, ural-altaischen u. a. Da jedoch die Verwandtschaft nicht so sehr in den fertigen Formen, als vielmehr in den Wurzeln und namentlich in den Pronominalwurzeln so wie in der Einheit des Organismus zu Tage tritt, so muss die Trennung der einzelnen Sprachen von einander in einer sehr frühen Zeit stattgefunden haben. Dies war jene Periode, wo der Ausbau der Sprache noch nicht vollendet war, wo also jeder der Sprachen, welche sich losgetrennt hatte, die Aufgabe zufiel, den Bau mit den empfangenen Mitteln selbstständig weiter auszuführen. Es ist derselbe Sprachprocess, dem wir auch innerhalb der malayo-polynesischen und ural-altaischen Sprachen begegnen.

Was nun das Verhältniss der hamitischen Sprachen zu den anderen Sprachstämmen anlangt, so lässt sich ein Zusammenhang derselben mit den semitischen nicht läugnen. Derselbe tritt besonders im Pronomen und im Organismus der einzelnen Redetheile zu Tage.

Ursprünglich scheinen die hamitischen und semitischen Sprachen eine Einheit gebildet zu haben. Als die hamitischen Sprachen sich lostrennten, war die Sprache über die Periode der Wurzelbildung und wurzelhaften Flexion noch nicht hinausgekommen.

Die semitischen Sprachen blieben indessen beisammen, und zwar nicht nur bis zum Abschluss der Wurzelentwickelung und bis zum Beginn der Themabildung (wie die indogermanischen Sprachen), sondern bis zur vollständigen Durchführung der letzteren (wie die einzelnen Sprachfamilien des indogermanischen Stammes). Daher haben die semitischen Idiome nicht so sehr das Aussehen verschiedener Sprachen als verschiedener Dialekte, und decken sich nicht nur in den Wurzeln (welche aus den semitischen Sprachen verschwunden sind), sondern auch in den aus den Wurzeln hervorgewachsenen Themabildungen.

IV. Semiten.

Die Semiten treffen wir in historischer Zeit als Bewohner der Gegenden zwischen der eranischen Hochebene und der Küste Palästina's, ferner der Halbinsel Arabien so wie eines grösseren Landstriches im Nordosten Afrika's. Sie sind in diese Gegenden vom Norden eingewandert.

Die Semiten theilen sich in zwei grössere Abtheilungen, eine nördliche und eine südliche. Zur ersteren gehören die Bewohner Mesopotamiens, Syriens und der Küste Palästina's so wie der von diesen Gegenden nach Westen ausgesendeten Colonien; zur letzteren die Bewohner Arabiens und des nordöstlichen Afrika's.

A. Nördliche Abtheilung.

Dieselbe wurde im Osten und Norden von dem Gebiete der Eranier begrenzt. Eine bestimmte feste Grenze zwischen diesen beiden Völkern lässt sich jedoch nicht ziehen, da wir über das Volksthum mehrerer in diesen Gegenden sesshaften Stämme nicht genau unterrichtet sind.

Den Grundstock dieser Abtheilung bilden die Aramäer, die Bewohner Syriens und der westlich von Eran gelegenen Ebene, welche von den Flüssen Euphrat und Tigris durchschnitten wird. Die Aramäer treten unter den Semiten zuerst auf dem Schauplatze der Geschichte auf, wo sie sich mit den Hamiten dieser Gegenden vermischen. Die Sprache derselben, das Aramäische ist unter allen semitischen Sprachen was den Vocalismus anbelangt, am meisten herabgekommen, ein Beweis für das frühe geschichtliche Leben dieses Volkes. Sie zerfällt in zwei Dialekte, einen östlichen, das Chaldäische, und einen westlichen, das Syrische. Beide stehen sich sehr nahe und bezeugen den innigen Zusammenhang der Syrer und Chaldäer.

In Folge der Eroberungen der Araber in diesen Gegenden haben die Aramäer mit ihnen sich vermischt und dabei sowohl Volksthum und Religion als auch Sprache eingebüsst. Nur auf zwei Punkten, um den Urmia-See und um Damaskus, haben sich Überreste der alten Sprache erhalten. Die am Urmia-See wohnenden nestorianischen Christen nennen sich noch heut zu Tage Tjildaniyyin (كلدانيين) während die um Damaskus ansässigen Überreste der alten Bevölkerung mit dem Namen Suryaniyyin (سريانيين) sich bezeichnen.

Die Hebräer, der zweite hieher gehörige Volksstamm, sind von Nordosten in den von ihnen eingenommenen Landstrich an der Küste des Mittelmeeres eingewandert. Auch sie haben sich die hamitische Bevölkerung dieser Gegenden assimilirt. Die Sprache derselben, das Hebräische, steht auf einer älteren Lautstufe als das Aramäische. Eine Abzweigung der Hebräer sind die Samaritaner, mit eigenthümlicher Sprache.

Bei den Phönikern, welche sprachlich mit den Hebräern aufs innigste zusammenhängen, ist der hamitische Einfluss der alten Bevölkerung noch deutlich sichtbar. Durch die Meerfahrten und Colonien dieses kühnen Handelsvolkes wurde die Sprache desselben über die Küsten des Mittelmeeres verbreitet. Die Sprache Karthago's, das Punische, ist wie sowohl die

dort gefundenen Steindenkmale als auch die bei den alten römischen Autoren (Plautus) sich findenden Überreste deutlich zeigen, ein Dialekt des Phönikischen.

B. Südliche Abtheilung.

Der Sitz dieser Abtheilung ist die Halbinsel Arabien. Von dort verbreitete sie sich über die Meerenge nach Afrika. — Hieher gehört das Volk der Araber, die Bevölkerung des mittleren und nördlichen Arabiens. Es tritt von den semitischen Völkern zuletzt auf den Schauplatz der Geschichte und zeigt die grösste Alterthümlichkeit in Sitte und Sprache. Das Arabische des zehnten Jahrhunderts nach Christus ist viel primitiver als die Sprache, welche von den nördlichen Semiten ein Jahrtausend vor Beginn unserer Zeitrechnung gesprochen wurde. Der Araber kann also annähernd für den Urtypus des Semiten gelten.

Das Arabische zerfiel ursprünglich in eine Reihe von Dialekten, welche von den einzelnen Stämmen, in welche das Volk sich theilte, gesprochen wurden. Durch die Centralisation und literarische Bildung, welche der Islâm mit sich brachte, gingen sie nach und nach in einer einheitlichen Sprache auf. Diese Sprache verbreitete sich durch die Eroberungen der Araber über die von ihnen gegründeten Reiche. Durch sie wurden die einheimischen Idiome Mesopotamiens, Syriens und Ägyptens beseitigt und den Sprachen Persiens und der eingewanderten Tatarenstämme ein neues Pfropfreis aufgesteckt. Durch den Islâm jedoch und die ausgebreiteten Handelsverbindungen der Araber übte das Arabische auch über jene Länder hinaus, wohin die Muslims mit Gewalt der Waffen eindrangen, einen nachhaltigen Einfluss. Fast in allen Sprachen des östlichen Asiens und nördlichen Afrika's zeigen sich mehr oder weniger sichtbare Spuren seiner Einwirkung.

Gegenwärtig ist die arabische Volkssprache abermals in mehrere Dialekte zerfallen, welche sich am besten unter die folgenden drei Typen eintheilen lassen: 1. Westlicher Dialekt, Sprache des sogenannten Maghrib (مغرب), 2. Mittlerer Dialekt, Sprache von Ägypten sammt Dependenzen, 3. Östlicher Dialekt, Sprache von Syrien und von den östlich und südlich daran grenzenden Landstrichen.

Die Sprache von Malta, das Maltesische, ist ein arabischer Jargon, welcher stark mit italienischen Elementen vermischt ist.

Den zweiten zur südsemitischen Abtheilung gehörenden Stamm bilden die Bewohner des südlichen Arabiens, welche im Alterthume Himjariten genannt wurden. Sie sind von den im Norden wohnenden Arabern sprachlich geschieden. Ihr Idiom, das Himjarische, ist eine eigene Sprache und kein Dialekt des Arabischen. Wir besitzen von ihm eine Reihe von Denkmälern, welche in neuester Zeit herausgegeben und entziffert worden sind. Zu den directen Nachkommen des Himjarischen gehört das Ehkili, welches im Süden von Arabien gesprochen wird.

Die Bewohner Abyssiniens, des Landes unterhalb Ägyptens und Nubiens, sind eine Colonie der Himjariten, welche einige Jahrhunderte vor Beginn unserer Zeitrechnung über die Meerenge hinübersetzten. — Die alte Sprache derselben, das sogenannte Äthiopische (ልሳነ፡ግዕዝ: *lesâna-geez*) ist die nächste Verwandte des in den Inschriften gefundenen Himjarischen. Gegenwärtig ist sie aus dem täglichen Gebrauche verschwunden und gilt nur als heilige Kirchensprache. Dagegen lebt sie noch heut zu Tage in zwei Töchtern fort, nämlich im Tigre, der Sprache des Landes östlich vom Takaze und im Amharischen *(amharna)*, der Sprache der Landstriche zwischen dem Takaze und Abay und des Königreiches Schoa. Wie weit nach Süden das Gebiet des Geez reichte, ist nicht genau zu bestimmen. Der südlichste Punkt dürfte

gegenwärtig Harrar sein. Das Harrari, die Sprache der Stadt Harrar und ihrer Umgebung, ist eine Tochter des Geez und eine Schwester des Tigre und Amharischen.

Psychisch-ethnographische Eigenthümlichkeiten der Semiten.

Die Semiten sind ein Hirtenvolk; der Ackerbau spielt bei ihnen eine untergeordnete Rolle. Sie zerfallen ursprünglich in eine Reihe von einander unabhängiger Stämme mit eigenen Oberhäuptern an der Spitze. Ihre Verfassung ist rein patriarchalisch. Die von ihnen gegründeten Staaten können diesen Charakter nie verläugnen.

Der Semite wohnt unter Zelten. Es fehlt ihm jeglicher Sinn für Plastik und bildende Kunst. Daran ist auch theilweise seine religiöse Anschauung Schuld. Diese ist rein innerlicher Natur und der lyrischen Anlage dieser Völker entsprungen. Die semitische Literatur umfasst strenggenommen nur die Ode. Der Semite kennt weder das Epos noch das Drama. Die Religion des Semiten ist starrer Monotheismus. Diesen psychischen Elementen entspricht vollkommen das Denken des Semiten; es ist abgerissen und erhebt sich in der Regel nicht über die Gnomik.

In der materiellen Cultur sind die Semiten gegen die Hamiten bedeutend zurückgeblieben. Wir haben den Semiten keine Verbesserung oder Erfindung innerhalb des Kreises jener Dinge, welche sich auf die Bequemlichkeiten des Lebens beziehen, zu verdanken. Wenn die Semiten in dieser Richtung dennoch wirken, so sind es eigentlich nicht sie, sondern die Hamiten, ihre Lehrer und Meister in diesem Punkte.

Trotzdem hat die Menschheit den Semiten vieles zu verdanken. Sie haben der auf das materielle Leben und seine Genüsse gewendeten Gesellschaft einen idealen Schwung mitgetheilt und sie mit einer gewissen Innerlichkeit erfüllt. Die Semiten haben die Menschheit mit zwei Weltreligionen beschenkt, welche nächst der Religion Sâkyamuni's die zahlreichsten Anhänger zählen: mit dem Christenthum und mit dem Islâm.

Leider können wir auch ein Übel nicht verschweigen, welches die Semiten mit ihren religiösen Ideen den Völkern förmlich eingeimpft haben, nämlich, — die religiöse Intoleranz. Diese ist ein specifisch semitisches Product, wie aus der Geschichte der verschiedenen semitischen Nationen deutlich hervorgeht.

Sprache.

Die semitischen Sprachen bilden einen eigenen, nur mit den hamitischen Idiomen in entfernterer Verwandtschaft stehenden Stamm. Die Verwandtschaft der einzelnen semitischen Sprachen unter einander ist eine viel innigere, als sie sonst innerhalb eines Sprachstammes wahrgenommen wird. Dies hat vor allem seinen Grund in dem Umstande, dass sie sich in einer verhältnissmässig viel späteren Zeit von einander getrennt haben, so wie in dem eigenthümlichen Baue derselben.

Die Elemente der semitischen Sprachen zerfallen in zwei Kategorien, in Pronominalwurzeln und in ursprünglich dreisilbige Nominalstämme. Die den letzteren zu Grunde liegenden Stoffwurzeln sind aus der lebendigen Sprache ganz verschwunden. Die Themen werden aus den Nominalstämmen, welche in diesem Processe den Wurzeln anderer Sprachstämme parallel gehen, gebildet. Und zwar kennen die semitischen Sprachen hierin einen doppelten Vorgang. Erstens durch Vocal-Veränderungen im Innern der Nominalstämme, zweitens durch Hinzufügung (Prae- oder Suffigirung) determinativer Elemente von aussen.

Die Flexion geht durch Anfügung der Pronominalwurzeln an die Nominalstämme und Themen vor sich. Auch hier tritt entweder Prae- oder Suffigirung derselben (erstere beim Verbum) oder beides ein.

Von Haus aus neigten die semitischen Sprachen zu vollen Formen mit vocalischen Ausgängen. Im Laufe der Zeit verwitterten die Vocale und die Formen wurden dadurch runder und kürzer. Das im Arabischen in seiner ursprünglichsten Gestalt erhaltene ملاك *(málaka)* wurde nach und nach zum hebräischen מלך *(malák)* und zum aramäischen מלך *(melák* oder *mlák)*.

Je mehr aber die Vocale der Zersetzung und Verwitterung ausgesetzt waren, desto grösseren Widerstand leisteten die Consonanten. Diese haben sich meistens unverändert behauptet mit Ausnahme jener Wandlungen, welche aus dem Innern der Laute selbst auszugehen pflegen.

Daher kommt es, dass das Arabische, welches heut zu Tage vom Beduinen gesprochen wird, dem im Jahre 1000 v. Chr. gesprochenen Hebräischen viel näher steht als das heutige Deutsch jenem, welches aus dem Jahre 1000 n. Chr. uns überliefert ist.

Ursprüngliche Sitze der Semiten und Hamiten.

Wenn wir nach den ursprünglichen Sitzen der Semiten fragen, so werden wir durch ihre Traditionen und Mythen nach dem im Norden und Nordosten von der Tigris-Euphrat-Ebene gelegenen Hochlande gewiesen. Jener semitische Stamm, von welchem wir die ältesten Aufzeichnungen über seine Einwanderungen besitzen, verlegt seine Wiege in eine nordöstliche Gegend. Die Sintfluthsage der Semiten, welche bekanntlich bei allen Völkern (Indern, Chinesen etc.) wiederkehrt, verlegt ihren Schauplatz in die Gebirge Armeniens. Das Paradies der Semiten, die Wiege ihres Stammes, wo er von gewaltigen Nachbarn noch nicht bedrängt, in stillem Frieden und glücklicher Abgeschlossenheit lebte, befand sich, nach der Benennung der vier Flüsse zu urtheilen, ebenfalls in diesen Gegenden.

Auf eine an Eran grenzende Gegend weist auch die innige, gewiss nicht zufällige Verwandtschaft der semitischen Sage mit der eranischen. Mag auch die spätere Zeit manches zur Bildung und Gestaltung einzelner Züge der Sage beigetragen haben, — ein gewisser Zusammenhang lässt sich schon desswegen nicht ganz läugnen, weil die Keime zur Entwickelung derselben weit zurück verfolgt werden können.

Für eine solche ursprüngliche Vertheilung der Semiten spricht auch die Verbreitung ihrer Verwandten, der Hamiten. In Betreff dieser müssen wir unbedingt ursprüngliches Zusammenwohnen mit den Semiten annehmen. Da wir sie aber frühzeitig in den Tigris-Euphrat-Ländern antreffen, von wo sie immer mehr und mehr nach Südost gegen Afrika sich verbreiten und einzelne Colonien derselben, nach den Überlieferungen der Alten, am schwarzen Meere sich nachweisen lassen, so müssen wir die Wanderungsrichtung sowohl der Hamiten als auch der ihnen nachrückenden und sie verdrängenden Semiten nach Nordost zurück verfolgen. Dies führt uns aber nach dem eranischen Hochlande.

V. Indogermanen.

Unter diesem Ausdrucke begreifen wir alle jene Völker, welche über das nördliche Indien Belutschistan, Afghanistan, Persien, einen grossen Theil Kleinasiens, ferner über ganz Europa mit Ausnahme der von den Basken und finnisch-tatarischen Völkern eingenommenen Landstriche sich verbreiten.

Von den beiden Endpunkten ihrer Verbreitung von Ost nach West, nämlich Indien und Island, wird ihnen der Name Indogermanen beigelegt, unter welchem sie auch am meisten bekannt sind.

Ein anderer Ausdruck, mit dem man sie oft bezeichnet findet, Arier, ist nicht recht passend, da er strenge genommen nur die asiatische Gruppe dieses Stammes (Inder und Perser) umfasst. Der Name Japhetiten wäre wohl, nachdem man auf die beiden vorhergehenden Gruppen die Bezeichnungen Hamiten und Semiten angewendet, nicht unpassend, er ist aber gegenüber dem gangbaren Namen viel zu fremdartig, als dass man denselben in Anwendung bringen könnte.

Der indogermanische Stamm zerfällt in acht Familien, welche wir von Osten nach Westen aufzählen wollen: 1. die indische, 2. die eranische, 3. die thrako-illyrische, 4. die griechische, 5. die italische, 6. die letto-slavische, 7. die germanische, 8. die keltische.

1. Indische Familie.

Die Bewohner des nördlichen Indiens, welche, wie bereits oben bemerkt worden, mit den m Dekhan wohnenden Dravida's nicht eines Stammes betrachtet werden können, sind nicht die Aboriginer der indischen Halbinsel, sondern dorthin aus dem Nordwesten zwischen 2000 und 1500 vor Beginn unserer Zeitrechnung eingewandert. Sie haben die damals über das ganze heutige Indien verbreiteten Dravida's theils zurückgedrängt, theils unterjocht und in sich aufgenommen. Dass die Dravida's damals wirklich bis nach Norden hinaufreichten, dies beweisen die Brahui's, die Bewohner der gebirgigen Theile des nordöstlichen Belutschistan, welche vermöge ihrer Sprache zu den Dravida's gezählt werden müssen.

Abkömmlinge der beim Einfalle der Arya's in Indien unterworfenen Dravidastämme scheinen in den Dschat's vorzuliegen, der ackerbautreibenden Bevölkerung des Pendschab und Sindh. Sie haben jedoch, in Folge der frühzeitigen Unterwerfung, ihre ursprüngliche Sprache ganz verlernt und sind zu Ariern geworden. Dass sie aber von den letzteren ursprünglich verschieden waren, beweist theils ihre Beschäftigung, theils ihre dunklere Complexion, welche in diesen Gegenden an den reinen Arya's selten wahrgenommen wird.

Der Stamm der arischen Inder zerfällt in vier, durch gewisse Spracheigenthümlichkeiten charakterisirte Abtheilungen: eine östliche, nördliche, westliche und südliche.

a) Östliche Abtheilung. Der Haupt-Repräsentant derselben sind die Bewohner Bengalens, mit einer eigenthümlichen, vieles Alterthümliche bewahrenden Sprache. Eine Abzweigung derselben sind die Bewohner Orissa's (die Odra's); ihre Sprache (Orija) ist mit dem Bengali nahe verwandt. Sprachlich gehören hieher die Bewohner Assams. Ihrer Abstammung nach sind sie jedoch unter die mongolischen Völker mit einsilbigen Sprachen zu rechnen. Ihre Sprache (Assami) ist von Bengalen aus dorthin eingedrungen.

b) Nördliche Abtheilung. Dahin gehört die Bevölkerung der noch wenig durchforschten Gegenden unterhalb des Himalaya von Nepal bis hinauf nach Kaschmir. Die Arya's stossen dort mit den Bhotiya's zusammen und reden Sprachen, welche vom Bengali und den im Süden gesprochenen Idiomen abweichen. Als Haupttypen derselben können das Nipali und das Kaschmiri angesehen werden.

c) Westliche Abtheilung. Diese umfasst das ganze mittlere und westliche Indien. Sie wird unter dem allgemeinen Namen Hindustani (هندوستانی) inbegriffen. — Die im mittleren Indien ansässigen Bewohner sprechen das sogenannte Hindustani oder Urdu-zeban (اردو زبان)

„Lager-Sprache", welche durch Einfluss der mongolisch-tatarischen Eroberungen aus dem reinen, der fremden Beimischungen baren Hindi oder Hinduwi (هندوی) sich entwickelte. Als Sprache der muhammedanischen Bevölkerung ist das Urdu die Sprache der Gebildeten Indiens und überall recipirte Umgangssprache.

Zu dieser Abtheilung gehören auch die Eroberer-Stämme der Radschput's (Râdscha-putra) welche sich besonders in Central-Indien niedergelassen haben und von da aus nach dem Westen und Norden ihre Eroberungszüge ausdehnten.

Hieher gehört ferner die herrschende Bevölkerung der von den Dschat's bewohnten Landstriche. — Die Idiome dieser Gegenden, besonders die Sprache Pendschab's (Pendschabi), stehen dem Hindustani sehr nahe, sind aber wiederum durch manche Eigenthümlichkeit von demselben unterschieden (so die Sprache Sindh's, das Sindhi).

An diese Völker dürfte auch die Bevölkerung Gudscherat's so wie des bis hinab gegen das Tuluva-Gebiet sich erstreckenden Küstenstriches anzuschliessen sein. Die Sprache Gudscherat's (Gudscharati) ist ein eigenthümlicher, vom Urdu abweichender Dialekt. Die Sprache von Konkana kann als ein Unter-Dialekt des Gudscharati betrachet werden.

d) Südliche Abtheilung. Dahin gehört das Eroberervolk der Mahratten *(mahârâschtra)*. Gleich den Radschput's finden wir sie auch ausserhalb ihres Stammgebietes, besonders im Westen und Norden. Die Sprache derselben (Marathi) ist ein durch scharfe Eigenthümlichkeiten von seinen Verwandten geschiedener Dialekt.

In einem etwas loseren Verhältnisse stehen zu den eben aufgeführten Völkern, welche mehr oder weniger an der Cultur Indiens theilgenommen haben, einige halbwilde Stämme an der Nordwestgrenze Indiens, welche schon zu jener Zeit als die Arya's in Indien einwanderten in jenen Gegenden sich niedergelassen haben müssen. Es sind dies die Dardu's und die sogenannten Kafir's.

Die Dardu's (die Darada der alten Inder und Δέρδαι, Δεράδαι der Griechen) wohnen am oberen Indus, am Gilghit, Astor und auf anderen Punkten. Über ihre Verbreitung und genauere ethnographische Stellung haben wir aus Leitner's grossem Werke nähere Aufklärungen zu erwarten. Die Kâfir's (کافر „Ungläubige") oder Siyah-posch (سیاہ پوش „Schwarzbekleidete" wegen ihrer Kleidung aus schwarzen Ziegenfellen) wohnen im Hindukusch, im sogenannten Kafiristan. Beide Völkergruppen befinden sich auf einer niedern Culturstufe. Ihre Idiome stehen zu den westlichen Sprachen (Pendschabi, Kaschmiri) in nahem Verwandtschaftsverhältnisse. Sie zeigen insgesammt denselben Zersetzungsprocess, der an den modernen indischen Dialekten gegenüber der alten Sprache wahrgenommen wird, was um so merkwürdiger ist, als sie an dem geistigen Leben Indiens nie einen Antheil genommen zu haben scheinen.

Zu den Indern gehört der Sprache und Abstammung nach auch das durch Europa und das westliche Asien zerstreute Völkchen der Zigeuner. — Dies beweist unzweifelhaft sowohl ihre physische Complexion als auch ihre Sprache, an welcher trotz verschiedenartiger fremder Einwirkungen der indische Typus nicht zu verkennen ist. Auf welchem Flecke der indischen Halbinsel sie ursprünglich zu Hause waren und was sie bewog sich einem unstäten Vagabundenleben hinzugeben, dies sind Räthsel, welche noch Niemand zu vollkommener Befriedigung gelöst hat.

Die Sprache, welcher alle die aufgezählten Idiome entsprungen sind, ist dieselbe, in welcher die ältesten Denkmäler der indischen Literatur, die Hymnen der Veda's abgefasst sind. Aus ihr entwickelte sich, parallel mit den Volkssprachen, die Schriftsprache, welche hauptsächlich

von den Trägern der indischen Intelligenz, den Brahmanen, gepflegt wurde und unter dem Namen Sanskrit (vollendete Sprache) bekannt ist.

Die Anfänge der indischen Volkssprache fallen für uns mit der Ausbreitung des Buddhismus in Indien zusammen. Die Edicte der indischen Könige, welche darauf Bezug haben und aus der Zeit kurz nach Berührung der Inder mit den Griechen stammen, sind in einem Idiom abgefasst, welches für die älteste der uns bekannten indischen Volkssprachen gelten kann. Es zeigt bereits lautliche Abweichungen von der Schriftsprache. Jünger als dieses Idiom erscheint das Pâli, die gegenwärtige Kirchensprache der südlichen Buddhisten, welches ursprünglich im Nord-Osten Indiens zu Hause war. Noch jünger sind die bei den Dramatikern sich findenden Proben der sogenannten Prakrit-Dialekte. Prakrita bedeutet „natürliche, kunstlos entwickelte Sprache", im Gegensatze zur „vollendeten Sprache", der Sanskrita.

Alle diese Sprachen stehen dem Sanskrit insoferne noch nahe, als sie den ursprünglichen Organismus nicht verlassen haben, sondern meistentheils nur lautliche Veränderungen gegenüber der alten Sprache zeigen. Die neu-indischen Idiome dagegen haben den ursprünglichen Organismus völlig verlassen und — gleich den romanischen Sprachen in Europa — auf den Trümmern des alten einen ganz neuen gebildet. Der Beginn dieser Neubildung lässt sich nicht genau fixiren; er fällt aber unzweifelhaft schon in jene Zeit zurück, wo die Volkssprache zu schriftstellerischen Zwecken verwendet wurde.

2. Eranische Familie.

Den Grundstock dieser Familie bilden die West-Eranier, die Nachkommen der alten Perser, Meder und anderer kleinerer Völkerschaften. — Sie enthalten manche Beimischungen sowohl semitischen als auch tatarischen Blutes.

Am zahlreichsten darunter sind die Perser (فارسی), die Bewohner des heutigen Persiens. Die Sprache derselben, welche in mehrere Volks-Dialekte (Gilani, Mazenderani, Talisch, Tati u. s. w.) und einen sogenannten Hof-Dialekt, die Schriftsprache, zerfällt, ist ein Abkömmling des in den Keilinschriften der alten Achämeniden erhaltenen Idioms. Vor der Eroberung durch die Araber, wo die Sprache von den gegenwärtig überwuchernden arabischen Elementen noch frei war, nannte man den Hof-Dialekt Parsi. Er wird von uns auch Pazend genannt, mit Bezug darauf, dass die letzten Erklärungen zu den Zend-Büchern in demselben abgefasst wurden. Im Westen, wo Persien mit dem Gebiet der Semiten zusammengrenzte, entwickelte sich nach der Wiederherstellung des alten Reiches unter den Sasaniden ein mit aramäischen Elementen geschwängertes Idiom, welches wir unter der Bezeichnung Pehlewi kennen. Als Sprache der zu den Zend-Büchern geschriebenen Paraphrasen wird es Huzvaresch genannt.

Unmittelbar an die Perser, weil sprachlich mit ihnen aufs innigste verwandt, sind folgende Völker anzuschliessen:

a) Die Belutschen, die Bewohner Belutschistans mit Ausnahme der von den Brahui's eingenommenen gebirgigen Gegenden.

b) Die Kurden, wahrscheinlich Abkömmlinge der alten Karduchen. — Sie bewohnen die Gebirge des westlichen Persiens und des östlichen Kleinasiens und zerfallen in eine Reihe von einander unabhängiger Stämme.

Sowohl das Belutschi als auch die Kurden-Dialekte, von welchen wir mehrere (Kurmandschi, Zaza) näher kennen, zeigen sich mit den neu-persischen Volks-Dialekten nahe verwandt.

In einem loseren Verhältnisse als diese beiden Völker stehen zu den Persern die Osseten im Kaukasus, welche sich selbst Iron (= Eran) nennen. Sie sind auf einer primitiven Culturstufe zurückgeblieben. Ihre Sprache, welche in mehrere Dialekte zerfällt, zeigt innige Verwandtschaft mit dem Persischen, besonders mit den älteren Dialekten. Ob die Osseten (Osethi ist der georgische Ausdruck für das von den Os bewohnte Land) mit den Alanen identisch sind, welche sich As genannt haben sollen, ist nicht mit Sicherheit nachgewiesen.

Ein selbstständiges Glied der westeranischen Abtheilung bilden die Armenier (haik), welche das Land Armenien (hajastan) bewohnen und durch ein eigenthümliches Geschick gleich den Juden auch über Europa und Asien zerstreut, namentlich Handel treibend, leben. Die Armenier mussten sich bereits in alter Zeit von den West-Eraniern abgetrennt und ein selbstständiges Volk gebildet haben. Sie haben frühzeitig das Christenthum angenommen und eine eigene Literatur entwickelt. Die Sprache Armeniens (das Armenische) steht dem älteren Persischen, besonders dem Pehlewi, sehr nahe. Heut zu Tage zerfällt sie in mehrere Dialekte, welche von der Schriftsprache (dem Alt-Armenischen) bedeutend abweichen.

Nahe Verwandte der Armenier waren mehrere Völker Kleinasiens, von denen uns die Alten berichten, so die Phryger, Kappadoker u. a. Die Sprachreste, welche wir von ihnen besitzen, lassen sich nur mit Hilfe des Armenischen genügend erklären.

Als Überreste der im Alterthume zahlreichen Ost-Eranier können heut zu Tage die Afghanen (richtiger Avghanen) gelten, welche sich selbst Puschtaneh oder Puchtaneh nennen. Die Afghanen sind die Bewohner des sogenannten Afghanistan; sie verbreiteten sich aber als Eroberer weit nach Osten und Westen. Ihre Sprache (Paschto oder Pachto) erstreckt sich von Kandahar bis gegen Kafiristan und vom Hilmend bis an den Indus.

Die Afghanen selbst halten sich für Abkömmlinge der alten, in Gefangenschaft geschleppten Juden, eine Meinung, welche durch ihre in der That jüdische Gesichtsbildung, so wie einzelne an jüdische Sitten erinnernde Einrichtungen und ihre mit arabischen Elementen geschwängerte Sprache auch bei europäischen, namentlich englischen Reisenden Glauben gefunden hat. Wie jedoch eine nähere Untersuchung zeigt, ist das Ganze nichts weiter als eine müssige muhammedanische Erfindung. Abgesehen davon, dass die bekannte Zähigkeit der Juden gegen eine solche Metamorphose (Umwandlung in ein kriegerisches Volk!) entschieden spricht, ist auch die Sprache der Afghanen, nach den genuinen Bestandtheilen zu urtheilen, ein directer Abkömmling der alten osteranischen Sprache, von welcher wir einen Zweig, das sogenannte Alt-Baktrische (früher unrichtiger Weise bei uns in Europa Zend genannt) aus den heiligen Büchern der Anhänger Zarathustra's näher kennen.

3. Thrako-illyrische Familie.

Diese Familie, welche im Alterthume sehr zahlreich war, zerfiel in zwei Abtheilungen, eine östliche und eine westliche. Zur ersteren gehörten die Thraker, die Daker und die Geten, (von einigen späteren Schriftstellern als ein Volk betrachtet) und höchst wahrscheinlich auch die alten Leleger und Macedonier. Die beiden letzteren erlagen frühzeitig griechischen Einflüssen. Möglich, dass auch die Pelasger hieher zu beziehen sind, falls der Name gleich der Bezeichnung Skythen nicht ein Gemisch verschiedenartiger Stämme bedeutet. Jedenfalls haben die Pelasger mehr Anrecht für Thrako-Illyrer als für Semiten angesehen zu werden.

Zur zweiten westlichen Abtheilung gehören die Völker, welche von der Ostseite des adriatischen Meeres bis einschliesslich zum Gebiete der Veneter sich hinziehen. — Von

den dahin zu zählenden Völkern werden uns besonders zwei von den Alten näher bezeichnet, nämlich die Veneter und die Liburner.

Die beiden Völkerfamilien der Thraker und Illyrer waren mit einander sehr nahe verwandt, wie etwa die Slaven und Letten oder Germanen und Skandinavier, da die alten Schriftsteller sie bald von einander scheiden (die älteren), bald sie mit einander vermengen (die jüngeren).

Im Laufe der Zeit wurden die Thraker und Illyrer von den Hellenen und italischen Völkern immer mehr und mehr beschränkt, bis sie auf einen unansehnlichen Überrest (die Albanesen) ganz verschwanden.

Die Albanesen, welche sich selbst Schkipetaren (Bergbewohner) nennen und von den Türken, ihren Beherrschern, Arnauten, eine Verstümmelung der Bezeichnung Αλβανίτης (verdreht in Αρναβίτης) genannt werden, bewohnen jenen Landstrich am adriatischen Meere, welcher östlich vom Pindus begrenzt wird und von Scutari bis gegen die Insel Corfu hinabreicht.

Das Albanesische, welches eben deswegen, weil es ohne nähere Verwandte dasteht, in der Reihe der indogermanischen Sprachen eine räthselhafte Erscheinung bildet, zerfällt in zwei Dialekte, einen nördlichen (den Geghischen) und einen südlichen (den Toskischen). Durch Colonien, welche nach dem Falle des einheimischen Fürstengeschlechtes auszogen, wurde es auch nach Unter-Italien und Sicilien verpflanzt.

4. Griechische Familie.

Die Griechen oder Hellenen treten frühzeitig in bestimmte Stämme gesondert auf, von denen die Dorier und Äoler als die ältesten angesehen werden können. — Kein Stamm hat aber jene weltgeschichtliche Bedeutung erlangt, wie der jüngste, die Jonier. Zu ihm gehörte auch das Volk Athens.

Die älteste Sprache der Hellenen war ein gemeinsames Idiom, in welchem sich die verschiedenen, später in den einzelnen Dialekten zum Durchbruch gelangenden Elemente noch nicht festgesetzt hatten. Nachwirkungen aus dieser Periode können wir noch in der Sprache des ältesten hellenischen Sängers, Homer's, wahrnehmen.

Mit der schärferen Ausprägung der einzelnen Stämme in besondere Staaten, stellte sich eine immer mehr um sich greifende Differenzirung der Dialekte ein, von denen man nach den Stämmen drei, den dorischen, äolischen und jonischen, unterschied. Eine Unterabtheilung des letzteren war der später durch seine bedeutende Literatur zu grosser Verbreitung gelangte attische.

Nach dem Verschwinden der griechischen Selbstständigkeit entwickelte sich durch verschiedene fremde Einflüsse aus dem zur allgemeinen Schriftsprache erhobenen attischen Dialekte die sogenannte κοινὴ διάλεκτος. Neben ihr wucherten die einzelnen Volks-Idiome fort, aus welchen sich nach und nach das Neugriechische herausbildete. Obwohl nicht geläugnet werden kann, dass bedeutende Mischungen der Griechen mit fremdem, besonders slavischem Blute stattgefunden haben, so dass der heutige Grieche dem alten Hellenen gegenüber ein wahrer Mischling genannt werden kann, so waren die dadurch bedingten Einflüsse doch nicht derart mächtig, um einen neuen Organismus — wie in den neuindischen und romanischen Sprachen — zu erzeugen. Das Neugriechische zeigt — abgesehen von gewissen phonetischen Veränderungen und der Einbusse mehrerer grammatischer Formen — noch immer denselben Typus wie die Sprache der alten Hellenen.

5. Italische Familie.

Die Repräsentanten dieser Familie sind die Römer, welche alle ihre Verwandten sich unterworfen und in Sprache und Sitte assimilirt haben. — Von den verschiedenen, durch bestimmte Eigenthümlichkeiten ausgezeichneten Völkern, welche vor dem Emporkommen Roms über Italien verbreitet waren, kennen wir von sprachlicher Seite besonders drei, nämlich die Umbrer und Etrusker im Norden und die Samniter mit den Volskern im Süden von Rom. Die Sprache der Umbrer und der Samniten (das Oskische) sind indogermanischen Stammes und nahe Verwandte des Lateinischen. Das Etruskische dagegen hat bis jetzt allen Versuchen der Erklärung Trotz geboten. Möglich, dass in ihm ein versprengtes Glied der kaukasischen Idiome vorliegt, möglich auch, dass es gleich dem Albanesischen den Überrest einer indogermanischen Familie bildet.

Durch die römischen Eroberungen und Colonien wurde die Sprache Roms, das Lateinische, weit über die Grenzen Italiens hinaus verbreitet. Es beschränkte und verdrängte das Illyrische und Keltische, welches in Ober-Italien, Gallien und auf der spanischen Halbinsel gesprochen wurde und setzte sich in den oberen Donauländern und in Britannien fest.

Nachdem das römische Reich zerfallen und dem Latein, der Sprache des gebildeten Volkes, jeder Halt genommen war, da erwuchs aus den Volks-Dialekten, welche schon seit alter Zeit neben dem Latein bestanden, aber es nie zu einer durch die Schrift fixirten Literatur gebracht hatten, eine ganz neue Sprache. Dieselbe lehnte sich in der Form an die lateinische Volkssprache, nahm aber aus den durch die fremden Eroberer und die ältere Bevölkerung beigestellten Idiome einen reichen Vorrath sowohl an Worten als an Wendungen in sich auf. Es war ein Vorgang — ganz analog mit jenem, welchem wir in Indien begegnen.

Man benennt die aus dem Latein durch Einfluss der germanischen und keltischen Idiome hervorgegangenen Sprachen mit dem Ausdruck der romanischen und begreift darunter folgende sechs Dialekte: Das Provençalische im Süden, das Französische im Norden von Frankreich, das Italienische auf der italischen Halbinsel, das Rumänische oder Walachische in der Moldau, Walachei, in Bessarabien und in einzelnen Theilen Ungarns und Siebenbürgens, so wie auf einzelnen Punkten der Balkan-Halbinsel, das Spanische und das Portugiesische.

Betrachtet man von diesem Standpunkte aus die Romanen, so bieten sie ein in seinen einzelnen Theilen höchst ungleichartiges Völkergemisch dar. — Der Franzose enthält keltisches, germanisches und römisches und im Süden auch iberisches Blut in sich; der Italiener vorwiegend römisches und germanisches, der Rumäne thrakisches und römisches mit Beimischung des slavischen. Im Spanier und Portugiesen rollt iberisches, keltisches, römisches und theilweise auch germanisches und arabisches Blut.

6. Letto-slavische Familie.

Die Letto-Slaven theilen sich in zwei Abtheilungen, nämlich Letten und Slaven. Zu den Letten zählen die Litauer, die alten Preussen und die slavischen Bewohner von Lievland und Kurland. Das Litauische, ein alterthümliches Idiom, wird gegenwärtig nur von etwa 1,500 000 Menschen gesprochen, wovon 200.000 auf Ost-Preussen und Preussisch-Litauen und 1,300.000 auf Russisch-Litauen entfallen. Es wird auf der einen Seite vom Deutschen, auf der andern vom Russischen immer mehr und mehr eingeengt. Das Altpreussische wurde ehemals in Preussen im Osten der Weichsel gesprochen und ist seit dem siebzehnten Jahrhundert ausgestorben, nachdem die Preussen germanisirt worden waren. Das Lettische, die Sprache der slavischen

Bewohner Lievlands und Kurlands ist etwas moderner als das Litauische und wird gegenwärtig von etwa 500.000 Menschen gesprochen.

Die Slaven theilen sich in zwei Abtheilungen, eine südöstliche und eine westliche. Zur ersteren gehören die Russen, welche wieder in Gross-Russen, Klein-Russen und Weiss-Russen zerfallen, die Bulgaren, die Serben und die Slovenen. Auf die Bulgaren ist nach Einigen (Šafařik, Schleicher) die alt-slavische Kirchensprache zu beziehen, während Andere (Kopitar, Miklosich) sie den Slovenen zutheilen wollen.

Zur zweiten Abtheilung sind zu rechnen die Polen, die Böhmen in Böhmen und Mähren sammt den Slovaken in Ober-Ungarn, die Wenden in der Lausitz und die Polaben an der unteren Elbe. Die letzteren sind den germanischen Einflüssen ganz erlegen, die Wenden werden in Sprache und Nationalität immer mehr und mehr beschränkt. Während die Letten in runder Summe nur zwei Millionen betragen, beläuft sich die Anzahl der Slaven über achtzig Millionen.

Auch innerhalb der Slaven sind im Laufe der Zeit bedeutende Mischungen vor sich gegangen. — Am meisten waren denselben die Russen und die in den unteren Donauländern angesiedelten Slaven ausgesetzt (in deren Adern mancher Tropfen mongolischen Blutes fliesst); auch bei den nahe an germanischem Gebiete wohnenden Slaven sind nicht nur Mischungen, sondern förmliche Assimilation derselben an germanisches Element vor sich gegangen.

7. Germanische Familie.

Die Germanen zerfallen in drei Abtheilungen: 1. Skandinavier, 2. Gothen, 3. Deutsche.

Die ersteren sind die Bewohner Schwedens und Norwegens (mit Ausschluss der von den Lappen eingenommenen Landstriche), der dänischen Inseln, so wie der Halbinsel Jütland. Durch die norwegischen Colonisten wurde die alte Sprache der Skandinavier nach Island verpflanzt, wo sie sammt ihrer reichen Sagen-Literatur bis auf den heutigen Tag in ungetrübter Reinheit sich erhalten hat. Nachkommen des Altnordischen sind das Norwegische, Schwedische und Dänische, von denen nur die beiden letzteren als ausgebildete Sprachen gelten können. Gerade das Norwegische, die leibliche Tochter des auf Island erhaltenen Altnordischen, ist ohne eigentliche Literatur und wissenschaftliche Pflege geblieben.

Die Gothen theilen sich in Ost- und Westgothen und treten erst zu Beginn der Völkerwanderung in Europa auf. Die Sprache derselben, so wie einiger anderer mit ihnen zunächst verwandter Völker, wie der Vandalen, Heruler, Bastarner, Rugier und wahrscheinlich auch der Burgunder ist, nachdem alle diese Völker in anderen völlig aufgegangen sind, gegenwärtig ausgestorben. Wir kennen das Ostgothische aus der bekannten Bibelübersetzung, welche vom Bischof Wulfila im vierten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung verfasst worden ist.

Die Germanen sind dasjenige Volk, mit welchem nächst den Kelten die alten Römer zuerst bekannt wurden. Sie waren schon damals von den Gothen und Skandinaviern geschieden. Was die alten Schriftsteller über sie berichten ist, wie alle ihre ethnographischen Angaben, verschwommen und für strengere wissenschaftliche Zwecke nicht zu verwenden. Nach einer, auf die alte Mythe der Germanen zurückgehenden Ansicht sollen sie sich in Erinnerung an die Abstammung von den drei Söhnen des Mannus, Sohnes des Tuisco, in Ingävonen (am Meere), Herminonen (in den mittleren Gegenden) und Istävonen (in den südlichen und östlichen Gegenden) geschieden haben. Auch was der römische Schriftsteller Tacitus über die Germanen berichtet, ist für ethnographische Zwecke nicht viel zu verwerthen, da theils die Sitze der verschiedenen Stämme zu unbestimmt sind, theils nicht ganz klar ist, ob man unter seinen

Bezeichnungen stets Stämme oder mitunter auch Gaue zu verstehen habe. Derselbe nennt in Süd- und Mittel-Germanien die Hermunduren, Markomannen und Quaden, zwischen dem Rhein und der Elbe die Friesen, Usipier, Teucterer, Bructerer, Chauken, Cherusker, Chatten, Marser und Sigambrer und zwischen der Elbe und der Weichsel die Cimbern, Angeln, Sueven, Semnonen und die Langobarden.

Besser können wir in der Zeit während und nach der Völkerwanderung das Getriebe der verschiedenen germanischen Stämme überblicken, wo eine Reihe derselben auf dem Schauplatze der Geschichte auftritt. Davon verschwinden einzelne, indem sie in anderen Stämmen aufgehen, während andere sich bis auf den heutigen Tag behaupten. Unter die letzteren gehören die Franken, die Alemannen und die Schwaben, die Bajuvarer (welche man mit den alten Markomannen zusammenbringt), die Sachsen und die Westphalen, die Friesen und die Thüringer.

Das Germanische zerfällt in zwei grosse Abtheilungen, eine nördliche und eine südliche. Die erstere schliesst sich in vieler Beziehung an das Gothische und zerfällt in drei Unterabtheilungen. Die erste bildet das Friesische, die Sprache der Friesen, die zweite das Niederdeutsche, von welchem, durch die Mittelstufe des Mittel-Niederländischen, das Holländische und Vlämische abstammen, die dritte das Sächsische, dessen älteste Form wir aus dem Heljand schöpfen müssen. Mit dem Übergange der Sachsen nach Britannien im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung entwickelte sich das Angelsächsische, die Mutter des durch die Eroberungen der französisirten germanischen Normanen (im elften Jahrhundert) erzeugten Englischen.

Die südliche Abtheilung — Hochdeutsch — ist die Mutter der gegenwärtigen deutschen Schriftsprache. Es wird vom siebenten bis zwölften Jahrhundert Althochdeutsch, vom zwölften Jahrhundert bis zur Reformation Mittelhochdeutsch und von der Reformation bis auf unsere Tage Neuhochdeutsch genannt.

Merkwürdig ist es, dass von den zahlreichen Dialekten des germanischen Stammes nur fünf als lebenskräftige Sprachen sich erhalten haben, nämlich Deutsch, Englisch, Holländisch, Schwedisch und Dänisch. Auch die Romanen haben fünf lebende Schriftsprachen, nämlich Französisch, Italienisch, Rumänisch, Spanisch und Portugiesisch und eben so lassen sich von den slavischen Idiomen fünf als lebenskräftig bezeichnen, nämlich Russisch, Serbisch, Slovenisch, Polnisch und Böhmisch.

In Betreff der leiblichen Abstammung bieten die jetzigen Deutschen keinen einheitlichen Typus, da in mehreren Gegenden starke Mischungen vor sich gegangen sind und manche Stämme, welche früher Slaven waren, erst im Laufe der historischen Zeit germanisirt worden sind. Dies ist besonders im Osten der Fall, wo auch der Typus sich stark dem slavischen nähert. Im Westen und Süden ist Mischung mit Kelten und Romanen vorherrschend.

8. Keltische Familie.

Die Kelten sind das erste Volk indogermanischer Abstammung, welches in Europa auftritt. Wir finden sie frühzeitig in Spanien, wo sie sich mit den älteren Bewohnern, den Iberern, mischen. — Sie bewohnen Gallien, Belgien, Britannien und den Norden Italiens, wo sie vielfach mit den Römern und Deutschen zusammentreffen. Wir finden auch einzelne keltische Stämme in den Gegenden der heutigen Schweiz und Tyrols, an der unteren Donau und als Galater in Kleinasien.

Gegenwärtig sind die Kelten grösstentheils in den Romanen und Germanen aufgegangen, von denen erstere vorzüglich aus keltischem Blute aufgebaut sind. Unvermischte Überreste der

Kelten finden sich gegenwärtig in Irland, auf der Westküste von Schottland, auf der Insel Man, in Wales und in der Bretagne.

Das Keltische, von dessen älteren Formen wir manche Überreste besitzen, zerfällt gegenwärtig in zwei Dialekte, den kymrischen, worunter das Welsch und das Armorische (in der Bretagne) gehören und den gadhelischen, wozu die Sprache auf Irland, in West-Schottland und auf der Insel Man gerechnet wird.

Psychisch-ethnographische Eigenthümlichkeiten der Indogermanen.

Wie die aus der Sprachvergleichung gewonnenen culturhistorischen Züge darthun und die Nachrichten bewährter Gewährsmänner bestätigen, waren die alten Indogermanen Viehzüchter und Ackerbauer. Sie wohnten in festen Wohnsitzen beisammen und waren in Stämmen unter eigenen Oberhäuptern vereinigt. Sie kannten bereits den Anbau mehrerer Nutzpflanzen, besassen Ackergeräthe und hatten eine Reihe von Thieren zu häuslichen Zwecken gezähmt. Sie hatten auch eine Religion. Ihr Gottesdienst bestand in der Verehrung des Himmels, der Erde und der den Menschen umgebenden Naturkräfte. Er war aber nicht so roh und materiell wie bei den Hamiten und so starr und ernst wie bei den Semiten, sondern vermenschlicht und dadurch wesentlich gemildert. Dadurch wurde er die Quelle ihrer Poesie und Kunst.

Durch diese Elemente des psychischen Lebens waren die Indogermanen berufen, die höchste Entwicklung, deren der Mensch überhaupt fähig ist, zu erreichen und allem dem, was die anderen Völker erfunden hatten, den Stempel der Vollendung aufzudrücken.

Die Staaten, welche von den Indogermanen gegründet wurden, sind weder ein Aggregat loser Stämme, noch eine träge, durch den Willen eines einzelnen Despoten regierte Masse, sondern es sind Staaten mit gesetzlich geordneten Zuständen, in welchen sich das Individuum zur höchsten Vollkommenheit entwickeln kann. Der Indogermane verherrlicht sich weder durch Aufthürmen gewaltiger Kolosse wie der Hamite, noch durch sinnlose Vernichtung der Menschenwerke zur Ehre des Einen Gottes wie der Semite, sondern durch Werke reiner Menschlichkeit, welche immer als das Höchste dastehen werden, was der gebildete Mensch überhaupt zu leisten vermag.

Während die poetische Literatur der Semiten, entsprungen der augenblicklichen Erregung, sich auf die Ode beschränkt, geht die Literatur der Indogermanen über diese Stimmung hinaus und bewegt sich auch nebstdem im Epos und im Drama. Das Epos kennen alle Völker der indogermanischen Familie. Die Kelten haben einen Ossian, die Griechen einen Homer, die Römer einen Virgil, die Inder einen Vyasa und Valmiki, die Perser einen Firdausi, die Deutschen ihre Nibelungen, die Slaven ihre historischen Volkslieder. Man kann mit Recht behaupten, das Epos sei ein ausschliessliches Eigenthum des indogermanischen Stammes und sei, wo es sich ausserdem noch findet, entweder demselben erborgt oder durch Einfluss desselben entstanden. So auf Java, wo es den Indern entlehnt ist, so bei den Finnen (Kalevala), wo es dem frühzeitigen Einflusse germanischer Stämme zugeschrieben werden darf. Gewiss sind auch die Heldensagen einzelner tatarischer Stämme auf persischen Einfluss zurückzuführen.

Die Geschichte der Indogermanen ist weder trockene Chronik wie bei den Hamiten, noch tendenziöse Zusammenstellung und Fälschung der Geschehnisse wie bei den Semiten, sondern eine pragmatische Darstellung der Begebenheiten. Merkwürdig ist es, dass die im weitesten Osten wohnenden asiatischen Glieder der indogermanischen Familie für die Geschichte wenigen Sinn zeigen. Der Inder hat nie eine Geschichte seines Volkes geschrieben, da ihm bei seiner Weltanschauung diese Welt sammt ihrem Treiben zu gering schien, um ihre Thaten zu

verzeichnen. Anders war es bei den Persern, von deren reicher historischer Literatur sich jedoch wenig auf unsere Zeiten gerettet hat. Dagegen entwickelten die Armenier, wahrscheinlich durch griechische Einflüsse, die Kunst der Geschichtschreibung zu einer hohen Vollendung. So können Moses von Choren Herodot, und Elische Thucydides würdig an die Seite gesetzt werden.

Wenn wir nun auch die Indogermanen auf die höchste Stufe stellen müssen, welche die Menschheit in ihrer vollkommensten Entwicklung einnimmt, so können wir doch nicht umhin zu gestehen, dass sie das was sie sind, nicht geworden wären, wären ihnen nicht die Hamiten und Semiten Jahrhunderte lang mit ihren Bestrebungen vorangegangen.

Manche Forscher mögen wohl lächeln über den Versuch, die Cultur der Griechen aus semitischen und hamitischen Einflüssen abzuleiten. Dabei übersehen aber diese Männer zweierlei. Erstens dass uns von den Griechen die ersten Versuche, welche gerade das Mittelglied zwischen ihren Meisterwerken, welche wir kennen und den Schöpfungen der Semiten und Hamiten bilden, grösstentheils verloren gegangen sind und zweitens, dass man in dergleichen Fragen nicht vom ästhetischen, sondern vielmehr vom historischen Standpunkte urtheilen müsse. Forscher dieser Richtung, welche den Griechen ausschliesslich vom ästhetischen Standpunkte beurtheilen, gleichen jenen bibelfesten Naturforschern, welche den Menschen als „Ebenbild Gottes" aus der Betrachtung der Natur ausschliessen und von einer Verwandtschaft desselben mit den übrigen lebenden Organismen nichts wissen wollen.

Ursprüngliche Sitze und Wanderungen der Indogermanen.

Fragen wir nach den Ursitzen der Indogermanen, so weisen alle Anzeichen auf das eranische Hochland hin.

Die Inder sind, wie sich ganz bestimmt zeigen lässt, aus dem Nordwesten, dem Pendschab in Indien eingewandert und müssen, wie aus der Sprache, der religiösen Anschauung und den Sitten hervorgeht, durch geraume Zeit mit den Eraniern zusammengewohnt haben. Die griechischen Wanderungen zeigen, dass die in der Peloponnes und nördlich davon ansässigen Stämme die ältesten waren, während die in Kleinasien wohnenden für die jüngsten angesehen werden müssen.

Ein Hauptbeweis für diese Ansicht liegt aber in den Vorgängen, welche wir während der Völkerwanderung eintreten sehen, wo eine Reihe von Stämmen indogermanischer Abkunft aus den Ebenen oberhalb des schwarzen und kaspischen Meeres hervorbricht und Europa überschwemmt.

Zu derselben Ansicht werden wir auch, wie sich zeigen wird, durch die Verbreitung der mittelländischen Rasse hingeführt.

Die älteste Geschichte der Indogermanen dürfte daher in folgende Worte zusammengefasst werden können:

Zu einer Zeit, welche jenseits aller beglaubigten Geschichte liegt, sass der Stamm der Indogermanen auf dem eranischen Hochlande. Durch Ursachen, welche gegenwärtig nicht ermittelt werden können, trennte er sich in zwei Abtheilungen, eine östliche und eine westliche. Bald trat innerhalb der letzteren abermals eine Trennung ein, welche dadurch schliesslich in sechs Familien, eine keltische, italische, griechische, thrako-illyrische, germanische und letto-slavische zerfiel. Dies geschah jedoch nicht zur selben Zeit. — Es ist wahrscheinlich, dass zuerst drei Gruppen sich bildeten, nämlich Thrako-Illyrer, Kelto-Italo-Griechen und Germano-Letto-Slaven. Darauf lösten sich abermals die Kelten von der zweiten Gruppe los und wanderten weit gegen Westen. Mittlerweile hatten die Thrako-Illyrer ihre Wohnsitze eingenommen. Nachdem dies geschehen, scheint eine vollkommene Trennung aller Zweige stattgefunden zu haben. Die

Indogermanen waren verschwunden; es bestanden nur mehr Inder, Eranier, Thrako-Illyrer, Griechen, Italer, Kelten, Germanen und Letto-Slaven.

Ursprüngliche Sitze der mittelländischen Rasse.

Der Ursitz und die Wanderungen der mittelländischen Rasse ergeben sich aus der Verbreitung und den Sagen jener Völker, welche in den Bereich derselben fallen.

Wie die Geschichte lehrt, treten unter den Völkern der mittelländischen Rasse zuerst die Hamiten auf. Sie überschwemmen die Tigris- und Euphratländer, ziehen an der Küste des Mittelmeeres dahin und wandern nach Afrika. Sie errichten sowohl allein als auch im Vereine mit den Semiten grosse Reiche.

Die Semiten kommen von jenen Gegenden, welche im Norden Mesopotamiens gelegen sind und breiten sich von da über die Küste Palästina's und über Arabien aus und setzen von letzterem Punkte nach Afrika hinüber. Ihre Sagen weisen nach Norden — auf das eranische Hochland.

Die Indogermanen, der jüngste Zweig der mittelländischen Rasse, nehmen bei ihren Wanderungen eine doppelte Richtung: gegen Osten (Inder und Eranier) und gegen Westen (die übrigen Familien). Wenn auch bei den westlichen Familien der Indogermanen nicht durchgehends bewiesen werden kann, dass sie von Osten her kamen, so ist dies dennoch kein Grund, den Stammsitz derselben in einer östlich von ihren jetzigen Sitzen gelegenen Gegend zu suchen, nachdem die Traditionen und Sagen der östlichsten Familie (der Inder) auf den Nordwesten als Heimathsland hinweisen.

Die Wiege der mittelländischen Rasse muss daher im Norden Erâns gesucht werden, ein Punkt, von dem aus die Spaltung der Rasse in die fünf uns bekannten Völkerzweige sich begreift und der auch sowohl von alten als neuen Schriftstellern als die wahrscheinliche Heimath des weissen Menschengeschlechtes bezeichnet wird.

Die Theilung der mittelländischen Rasse in wenigstens vier bis fünf Völkerstämme ist eine ursprüngliche und nicht erst im Laufe der Zeit entstandene. Es ist daher irgend welcher Zusammenhang der fünf mittelländischen Sprachstämme (mit Ausnahme des semitischen und hamitischen) unter einander im vorhinein entschieden zurückzuweisen. Eine Folge dieser Annahme ist die Ansicht, zu welcher wir uns bekennen müssen, dass nämlich die mittelländische Rasse unmöglich in einem einzigen Menschenpaare erschaffen worden ist und dass, um die jetzt bestehenden Verhältnisse nur innerhalb dieser einen Rasse wissenschaftlich zu erklären, mindestens vier Menschenpaare angenommen werden müssen.

ANHANG.

A.

Verzeichniss ethnographischer Gegenstände

gesammelt von Dr. Karl v. Scherzer während der Novara-Expedition.

Deponirt im k. k. Hof-Naturaliencabinete in Wien.

I. Australien.

1. Schild vom Clarence-Fluss in der Colonie New-South-Wales.
2. Schild des Murrumbidgee-Stammes in New-South-Wales.
3. Moko oder steinerner Tomahawk (Waffe) aus New-South-Wales.
4—7. Bumerang's oder Schleuderwaffen aus New-South-Wales.
8. Fechtstock aus New-South-Wales.
9. Wurfstock, um Speere zu werfen, aus New-South-Wales.
10. Korb der Stämme am Murray-Flusse in New-South-Wales.
11. Korb der Stämme von Moreton Bay in New-South-Wales.
12. Fechtstock des Stammes in Shoalhaven.
13. Fechtstock des Stammes von Port Curtis im nördlichen Australien.
14. Fechtstöcke der Stämme am Murray-Flusse.
15. Waffe des Stammes in Port Curtis.
16. Fechtstöcke aus New-South-Wales.
17. Wurfstock aus New-South-Wales.
18. Schild der Eingebornen Süd-Australiens.
19. Australische Waffe.
20. Speere aus New-South-Wales.
21. Australische Waffe.

II. Nikobarische Inseln.

22. Modell eines Canoes der Eingebornen von Kar-Nikobar.
23. Geschnitzte Kokosnuss, als Verzierung im Innern der Hütte aufgehängt, von der Insel Kar-Nikobar.
24. Geschnitzte Schlange (tulau), Geräth als Verzierung im Innern der Hütte, von Pulo Milu.
25. Geschnitzte Schildkröte (kap), Geräth als Verzierung im Innern der Hütte dienend, von eben daselbst.
26. Geschnitzte Figur, einen englischen Marinesoldaten darstellend, von eben daselbst.
27. Geschnitzte Figur, aus einer Hütte der Insel Nankauri.
28. Geschnitzter Dolch von der Insel Gross-Nikobar.
29. Weibliche Figur, eine Eingeborne darstellend, von Gross-Nikobar.
30. Ruder der Eingebornen von der Insel Nankauri.
31. Büchse aus Bambusrohr (utang), zur Aufbewahrung von Tabak u. s. w. von Gross-Nikobar.
32. Leiter aus Bambusrohr von der Insel Kar-Nikobar, welche den Eingebornen dazu dient, in ihre auf Pfählen erbaute Hütte zu gelangen. Des Nachts, oder wenn die Frauen allein in der Hütte bleiben, wird diese Leiter entfernt.
33. Flöte von der Insel Pulo-Milu (muthmasslich durch Tauschhandel treibende Malayen aus Pulo-Pinang zuerst nach dieser Inselgruppe gebracht).

34. Weinheber (senoya), von der Insel Nankauri, um Palmenwein aus den irdenen Gefässen zu heben, in welchen derselbe aufbewahrt wird.
35. Ohrläppchen-Ornamente (nang) aus Bambusrohr, von der Insel Kar-Nikobar, an den beiden Enden gewöhnlich mit englischen Sixpennystücken belegt. Es ist eine unter den Eingebornen allgemein verbreitete Sitte, die Ohrläppchen derart zu durchbohren, um ein zolldickes Bambusröhrchen darin als Verzierung tragen zu können. Diese Öffnung wird auch zuweilen zur Aufbewahrung der Cigarren benützt.
36. Ausgedrückte und getrocknete Pandanusfrüchte (Pandanus milore), von den Eingebornen als Kehrbesen gebraucht.
37. Geflochtene Körbe aus Gross-Nikobar.
38. Ausgehöhlte Kokosnüsse als Gefässe zur Aufbewahrung von Trinkwasser.
39. Harpune, von den Nikobaren-Bewohnern zum Fangen grösserer Fische gebraucht.

III. Südsee-Inseln.

40. Bogen und Pfeile von den Salomons-Inseln.
41. Waffe von San Cristoval (Salomons-Inseln) aus dem Holze der Kokospalme.
42. Speer von den Salomons-Inseln.
43. Momo oder Gesichtsmaske mit Menschenhaaren, von den Eingebornen Neu-Caledoniens bei Tänzen im Mondschein getragen.
44. Speer mit steinerner Spitze aus Neu-Caledonien.
45—46. Speere von den neuen Hebriden.
47. Stäbe von den Schiffer-Inseln.
48—50. Speere von den Admiralitäts-Inseln.
51. Schwert mit Haifischzähnen besetzt, von ebendaselbst.
52. Anzug verheiratheter Frauen von ebendaselbst.
53. Korb von den Freundschafts-Inseln.
54. Stoff aus Baumfasern zur Verzierung der Hütten dienend, von den Viti-Inseln.
55—56. Wasserkrüge von ebendaselbst.
57. Häuptlingskrug von ebendaselbst.
58. Kawakrug von ebendaselbst.
59—64. Idole von den Viti-Inseln.
65. Tapu-Stab von ebendaselbst. Personen und Dinge, welche von einheimischen Götzenpriestern mit diesem Stabe berührt werden, sind tapu, d. h. geheiligt und unantastbar.
66. Gesichtsmaske mit Menschenhaaren der Eingebornen der Viti-Inseln, in Kriegszeiten getragen, um sich ihren Feinden fürchterlicher zu machen.
67. Schild von den Viti-Inseln.
68—69. Kriegswaffen von ebendaselbst.
70. Schlachtaxt von ebendaselbst.
71. Kopfschemmel der Eingebornen der Viti-Inseln.
72. Schlachtbeil von ebendaselbst.
73—75. Stäbe von den Südsee-Inseln.
76. Kriegskeule von ebendaselbst.
77—79. Lanzen von ebendaselbst.
80—81. Waffen mit Haifischzähnen besetzt, von den Viti-Inseln.
82. Kriegshelm von ebendaselbst.
83. Waffe von den Südsee-Inseln.
84. Geschnitzter Trinkbecher von den Viti-Inseln.
85. Zwei Säcke von ebendaselbst.
86. Korb von den Viti-Inseln.
87. Zeug aus Baumbast von ebendaselbst.
88—89. Lendengürtel der Eingebornen von ebendaselbst.
90. Perrücke aus Menschenhaaren von ebendaselbst, bei Volkstänzen, so wie während der Kriegszüge von den Eingebornen getragen.
91. Stock aus dem Holze der Kokospalme, von der Insel Tonga-tabu.
92. Stoff aus Baumrinde, zur Verzierung des Innern der Hütten, von den Viti-Inseln.
93. Stoff aus Baumrinde von ebendaselbst.
94. Kleid aus Baumbast, wie es früher allgemein und noch dermalen bei besonderen Gelegenheiten von den Eingebornen Tahiti's getragen wird.
95—96. Kränze aus Baumbast von den Frauen Tahiti's als Kopfschmuck getragen.
97. Kopfschmuck der Frauen Tahiti's, aus der seidenpapierähnlichen Epidermis der jungen, zarten Blätter der Kokospalme verfertigt.
98. Kopfschmuck der Frauen Tahiti's.
99—100. Bogen und Pfeile von den Schiffer-Inseln.
101. Bogen und Pfeile von den Eingebornen der Aleuten-Inseln (51°40' nördl. Br.), von Wallfischfängern nach Tahiti gebracht. Dieser Umstand ist bemerkenswerth, weil derselbe Aufschluss gibt über die Art der Verbreitung gewisser Waffen und Geräthe halbwilder Völker, und in Folge dessen dem reisenden Sammler bei der Erwerbung derartiger Gegenstände und der Bestimmung ihrer Fundorte eine um so grössere Vorsicht empfiehlt.
102. Lanze von den Viti-Inseln.
103. Stab von den Schiffer-Inseln.
104—105. Speere von den Salomons-Inseln.
106. Schild der Eingebornen von Wide-Bay, im Norden Australiens.
107. Ruder von den Schiffer-Inseln.
108. Waffe von den Salomons-Inseln.
109. Waffe aus dem Holz der Kokospalme von den Kingsmill-Inseln.
110. Werkzeug, dessen sich die Eingebornen der Viti-Inseln bedienen, um grosse Baumstämme auszuhöhlen und Canoes daraus zu verfertigen.

111. Korb von den Neuen Hebriden.
112. Kriegskeule von der Insel Neugoni vom Loyalitäts-Archipel.
113. Häuptlingsscepter von der Manceca-Insel, mit welchem Krieg oder Friede erklärt wird.
114. Korb von den Südsee-Inseln.
115. Körbchen, in welchem die protestantischen Eingebornen der Insel Tahiti des Sonntags ihre Bibel und ihr Gesangsbüchlein (in tahitischer Sprache) in die Kirche tragen.
116. Lanze von den Salomons-Inseln.
117. Lanze von den Südsee-Inseln.
118. Speer mit steinerner Spitze von Neu-Caledonien.
119—121. Speere von den Südsee-Inseln.
122. Keule von ebendaselbst.
123. Speer von Neu-Caledonien.
124. Schildplatt, bemalt, von den Salomons-Inseln, wie es durch die Eingebornen fremden Schiffen zum Tausch angeboten wird.
125. Kleidungsstück der Frau eines Häuptlings der Salomons-Inseln.
126. Lendengürtel der Eingebornen der Südsee-Inseln.
127. Trinkgefäss von den Loyalitäts-Inseln.
128. Trinkgefäss von ebendaselbst.
129. Schildkrot-Amulet von der Schatz-Insel *(Treasury-Island)* im südpacifischen Ocean.
130. Albatrossknochen, von den Bewohnern der Aleuten anstatt Pfeifenröhrchen benützt.

IV. Sikayana oder Stewarts-Inseln.

(8°14′ südl. Breite, 163°0′ östl. Länge.)

131. Fischnetz, von den Eingebornen Sikayana's verfertigt.
132. Fischangeln aus Seemuscheln, darunter eine von ganz eigenthümlicher Construction aus Holz für gewisse Fischgattungen.
133. Gürtel der männlichen Eingebornen.
134. Instrument, womit von den Eingebornen frischgefällte Baumstämme zu schmalen, aber ungemein langen Canoes ausgehöhlt werden, welche ihr einziges Verkehrsvehikel bilden.
135. Armbänder der Eingebornen.
136. Schuhe aus Baumfasern, von den Eingebornen getragen, um auf den scharfen, schneidigen Korallenriffen, welche die Insel umsäumen, gehen und fischen oder Schaalthiere sammeln zu können.
137. Kleidungsstück der Eingebornen.
138. Chalcedon-Steinchen, welche die Eingebornen in den durchstochenen Nasenflügeln und Ohrläppchen als Schmuck tragen.

V. Insel Punipet im Carolinen-Archipel.

(6°48′ nördl. Breite und 158°14′ östl. Länge.)

139. Fischangeln aus Seemuscheln.
140. Fischleine aus Pandanusfasern.
141. Tätowir-Instrumente. (Die Eingebornen sind blos auf den Armen und Schenkeln tätowirt.)
142. Früchte von *Aleurites triloba*, aus welchen die Eingebornen den Färbestoff gewinnen, dessen sie sich zum Tätowiren bedienen.
143. Gelbwurz *(Curcuma longa)*, womit sich die Eingebornen, namentlich die Frauen, das Gesicht so wie den ganzen Körper gelb färben.
144. Lendengürtel der Eingebornen aus Palmenblättern. (Die Männer binden sich oft 5—6 solcher Schürzen um die Hüften, was ihnen ein ganz eigenthümliches, weibisches Aussehen gibt.)
145. Kopfbedeckungen der Eingebornen.
146. Korb zur Aufbewahrung verschiedener kleiner Gegenstände.
147. Matte, aus Palmenblättern zusammengenäht, deren sich die Eingebornen zum Lager bedienen.
148. Armbänder der Eingebornen aus Seemuscheln.
149. Lendengürtel der Eingebornen aus Pflanzenfasern.
150. Schwamm, welcher den Eingebornen als eine Art Schweisstuch dient, womit sie sich fortwährend Gesicht und Körper bestreichen.
151. Frauenkamm.

VI. Neu-Seeland.

152. Waffe eines Häuptlings.
153. Scepter eines Häuptlings.
154. Proben von Kauri-Harz (im Handel unter dem Namen Damaraharz vorkommend), von der sogenannten gelben Tanne oder *Pinus Australis* (auch *Damara Australis*).
155. Proben von neuseeländischem Flachs. *(Phormium tenax*, L.*)* Derselbe übertrifft fast alle andern bekannten Pflanzenfasern an Stärke und Zähigkeit, und soll sich in dieser Beziehung zu den europäischen Flachsarten wie 23 zu 7 verhalten.
156. Bänder aus einheimischem Flachs, von den Eingebornen Neuseelands gebraucht, um Holz u. s. w. zu tragen.
157. Geschnitzte Stäbe vornehmer Eingeborner.
158. Keule eines Häuptlings.
159. Aruhe oder Roi, die essbare Wurzel eines Farnkrautes *(Pteris esculentum)*, welches in ungeheurer Menge auf Neu-Seeland vorkommt und in früheren Zeiten eines der Hauptnahrungsmittel der Eingebornen bildete.

VII. Java. Sumatra. Borneo. Philippinen.

160. Tschangteng, Instrument zum Bemalen der Sarongs oder einheimischen Frauenröcke auf Java.
161. Unbemalte Sarongs.
162. Bemalte Sarongs.
163. Aniani, Instrument zum Reismähen auf Java.
164. Tschanglong, Pfeife für Opiumraucher, aus Java.
165. Kris oder javanischer Dolch in vergoldeter Metallscheide aus Sumanap auf der Insel Madura, bei Java, vom alten Sultan Paku-Nata-Ningrat. Die Klinge soll vom Sultan selbst verfertigt worden sein.
166—170. Waffen aus Java.
171—172. Waffen von der Insel Bali.
173. Waffe von Borneo.
174. Truhe aus Holz geschnitzt und reich verziert, mit Schubladen zur Aufbewahrung von Kleidungsstücken.
175. Verzierter Behälter für ähnliche Zwecke.
176. Verzierter Behälter für getrocknete, wohlriechende Blumen.
177. Toilettespiegel.
178. Kästchen zur Aufbewahrung von einheimischen Medicamenten. Nach Landessitte werden diese fünf Toilettestücke (174—178) vom javanischen Bräutigam seiner Braut zum Geschenke gemacht.
179—182. Fruchtkörbe aus der Preanger Regentschaft (auf Java).
183. Korb aus der Preanger Regentschaft auf Java, in dem die Arbeiter ihre Nahrung (Reis) nach den Reisfeldern tragen.
184. Korb von der Insel Madura, von einem javanischen Häuptling, Namens Raden Tumengong Tschokro Negoro verfertigt.
185. Korb von der Insel Madura.
186. Tableaux sämmtlicher Waffen, Utensilien und landwirthschaftlichen Geräthe der Sundanesen auf Java.
187. Modelle verschiedener Geräthe zum Tragen auf Java.
188—199. Modelle. 188. Hütte eines Dorfhäuptlings (Rumah kapala kampong).
189. Hütte eines Dorfbewohners (Rumah orang kampong).
190. Öffentliches Unterkunftshaus (Arong).
191. Moschee oder Bethaus (Misikit).
192. Pferdestall (Gedogang).
193. Fruchtscheune (Lumbang) zur Aufbewahrung von Padi oder ungeschältem Reis.
194. Ort, wo der Reis geschält wird (Rumah lumbang).
195. Stall für Büffelochsen (Kandang).
196. Häuschen für die Viehhüter (Gardu).
197. Stall für die Ziegen (Kandang).
198. Häuschen für die Wächter der Reisfelder (Rongang).
199. Brücke aus Bambusrohr (Tschonto dschembattan).
200. Zweige von Chinabäumen *(Cinchona Calisaya)* aus der Chinapflanzung in Tschipodas auf Java, unter denen ein Bohrwurm *(Bostrichus sp.)* im Jahre 1856 bedeutende Verheerungen anrichtete.
201—227. Sammlung der wichtigsten Natur- und Handelsproducte der Insel Java.
228. Tschimat oder Talisman des Hadschi Wachia, eines der Anführer des Aufstandes unter den Lampongs an der Südküste von Sumatra im Jahre 1856.
229. Gesticktes Taschentuch von den Lampongs auf Sumatra.
230. Nothmunitionen aus Quarz, von den Lampongs auf Sumatra.
231—232. Pulverhörner der Eingebornen Sumatra's.
233—234. Hütte der Eingebornen Sumatras.
235—239. Modelle von Ackergeräthen aus Sumatra: Pflug, Wasserrad, Egge, Häckselmaschine, Harke.
240. Kris oder Dolch von den Lampong auf Sumatra. Familienwaffe des Fürsten Mangko-Negara, eines der Häupter des Aufstandes vom Jahre 1856.
241. Schöpflöffel (Gayong) aus Sumatra.
242. Kopfputz aus Menschenzähnen von den Dayak's auf Borneo getragen, angeblich aus den Zähnen geköpfter Feinde zusammengesetzt. Ein solcher Kopfreif soll bei den Dayak's den Titel des „Tapfersten" und zugleich die Hand der Geliebten erwerben.
243. Korb, worin die Eingebornen Borneo's die ihren Feinden im Kriege abgehauenen Köpfe aufzubewahren pflegen.
244. Kris oder Dolch eines Dayak-Häuptlings auf Borneo.
245. Halsgeschmeide aus Thierzähnen von Borneo.
246. Kopfputz aus Vogelfedern der Dayak's auf Borneo.
247. Rotanggürtel aus spanischem Rohr *(Calamus Rotang* W.) der Eingebornen Borneo's.
248. Blutstillendes Mittel *(Panawar Dschambe)* nebst Körbchen aus Borneo.
249. Geräth zum Klöppeln aus Borneo.
250—251. Schilde aus Borneo.
252. Geschnitzter Zauberstab eines Götzenpriesters auf Borneo.
253—254. Köcher mit Pfeilen aus Borneo.
255. Lendengürtel aus Baumrinde der Poggi-Insulaner, westlich von Sumatra.
256. Tabakspfeife der Poggi-Insulaner westlich von Sumatra.
257. Blätter aus Baumrinde mit Schrift, aus Tomari auf der Insel Celebes. Wahrscheinlich eine Art Spielkarten.
258. Baumbast, aus dem die Eingebornen von Tomari auf der Insel Celebes ihre Kleidungsstücke zu verfertigen pflegen.

259—260. Glasperlengürtel der Bewohner der Engano-Inseln, westlich von Sumatra.
261. Lendengürtel aus Pflanzenfasern von ebendaselbst.
262. Webestuhl von Sumatra.
263. Lanze aus Sumatra.
264. Kris der Eingebornen der Insel Luzon (Philippinen).
265 Tagalischer Webeapparat aus dem Innern der Insel Luzon (Philippinen).
266—269. Proben von Manila-Hanf (*Musa textilis*, tagalisch: Abaca) im Preise von $5\frac{1}{4}$—$5\frac{1}{2}$ spanische Dollars pr. Picul.
270. Albay-Hanf (unter dem Namen: Current Albay im Handel bekannt).
271. Leyte.
272. Quilud.
273. Sorsogon.
274. Proben von Tauwerk aus Manilahanf, mit Sorsogon- und Quiludhanf gemischt und durch Dampfkraft gedreht.

VIII. Chile. Peru.

275. Steigbügel der Eingebornen Chile's.
276. Pfeil der Eingebornen der Magelhaensstrasse mit vergifteter Spitze.
277. Dolch der Eingebornen der Magelhaensstrasse.
278. Bogen und Pfeile der Eingebornen der Magelhaensstrasse.
279. Krüge aus dem nördlichen Peru.
280. Trinkgeräth von Thon aus dem nördlichen Peru.
281. Krug aus Peru.
282. Geräth von Stein aus Peru.
283. Armbänder aus einem Inkagrab in Peru.
284. Gewebe aus den Indianergräbern von Pachacamac in Peru.
285. Gewebe aus alten Indianergräbern in Peru.
286. Bruchstücke peruanischer Gefässe, in der Nähe des Sonnentempels von Pachacamac in Peru gesammelt.
287. Jarilla, Pflanze aus Peru, wegen ihrer schweisstreibenden Eigenschaften von den Eingebornen Peru's vielfach gegen Kopfleiden gebraucht. Es wird eine Drachme in siedendem Wasser gekocht und davon ein Glas voll getrunken.
288. Sucupira-Rinde, aus dem nördlichen Peru. Der Baum, von welchem diese Rinde gewonnen wird, eine Cinchona-Art, wurde erst in neuester Zeit am Abhange der Cordilleren zwischen Tacna, Cochabamba und La Paz in grosser Menge aufgefunden; diese Rinde soll ganz die nämliche Eigenschaft wie die Chinarinde besitzen.
289. Guaco, Schlingpflanze aus Pozuzu, im nördlichen Peru, von den Indianern gegen Schlangenbiss und Hundswuth angewendet. Die Blätter werden gekaut und sodann auf die Wunde gelegt, während gleichzeitig ein Aufguss der Blätter innerlich genommen wird.
290. Neu entdeckter vegetabilischer Färbestoff aus Peru, welcher eine ganz ähnliche Farbe liefert, wie das Cochenille-Insect, und angeblich weit billiger erzeugt werden kann.
291—292. Cocablätter (von *Erythroxylon coca* L.), welche eine so wunderbar stimulirende Eigenschaft besitzen, dass die Indianer Peru's und Boliviens oft wochenlang die angestrengtesten Tagemärsche unternehmen, ohne etwas anderes als ein Dutzend Cocablätter zu sich zu nehmen, die sie unablässig kauen.

IX. China.

293. Gewöhnliches chinesisches Schreibpapier.
294. Chinesisches Briefpapier.
295. Elegantes chinesisches Briefpapier.
296. Chinesische Briefcouverts verschiedener Sorten.
297. Briefcouvert des Gouverneurs einer chinesischen Provinz an einen fremden Consul.
298. Visitkarte eines Mandarins mit Anführung aller seiner Titel.
299. Visitkartentasche eines Mandarins oder eines angesehenen Mannes in China, in welcher auch Einladungen zu Diners u. s. w. übersandt werden.
300. Bericht eines chinesischen Beamten aus der Provinz Kwang-tung über administrative Angelegenheiten an den General-Gouverneur Yeh. Auf dessen Schreibtisch bei seiner Gefangennehmung durch die Engländer im Jahre 1857 gefunden.
301. Bericht an den General-Gouverneur Yeh über die tägliche Pulvererzeugung in Kwang-tung, gleichfalls bei seiner Gefangennehmung auf dessen Schreibtisch gefunden.
302. Einladungsschreiben eines Mandarins in Shanghai an ein Mitglied der Novara-Expedition zu einem chinesischen Diner.
303. Chinesischer Bilderbogen.
304. Chinesische Banknoten im Werthe von hundert Cash, ungefähr 30 Kreuzer österr. Währung gleichkommend.
305. Papierstreifen, welche die Chinesen bei Verrichtung ihrer Gebete, sowie jedesmal vor Beginn irgend einer Arbeit verbrennen. Auf diesen Papierstreifen finden sich die Wünsche verzeichnet, und theilweise in ziemlich rohen Umrissen figürlich dargestellt, welche der betende Chinese der Gottheit vorzubringen beabsichtiget und die nach seiner Vorstellung als Rauch gegen Himmel dringen.
306. Brief in einem Couvert an die Gottheit, von den Chinesen beim Tode eines Verwandten verbrannt, worin sie denselben bei seinem Eintritt in eine fremde Welt dem besondern Schutze der Gottheit

empfehlen. Solche lithographirte Briefe, mehr oder minder elegant ausgestattet und bereits mit Adressen versehen, sowie gedruckte Gebete mit allen erdenklichen Wünschen, werden zu sehr billigen Preisen in grosser Menge in besondern Laden verkauft.

307. Räucherhölzchen, in den chinesischen Pagoden in grosser Masse verbraucht. Dieselben vertreten gewissermassen bei den religiösen Gebräuchen der Chinesen die Stelle unserer Wachskerzen.

308. Chinesisches Schreibzeug, bestehend aus Tusch, Pinsel und einem Stein, auf dem ersterer angerieben wird.

309—310. Dschinseng-Wurzel (von *Panax Ginseng, Nees*), das berühmteste und kostspieligste Universal-Heilmittel der Chinesen.

311. Pillen in Wachshülle wie selbe in den chinesischen Apotheken gegen Fieber, Magen- und Unterleibsleiden verkauft werden.

312. Chinesische Riechfläschchen.

313. Pillen, welche in der sogenannten „Halle der vereinten Wohlthätigkeit", während der heissen, ungesunden Jahreszeit (Juni bis October) an arme Kranke unentgeltlich verabreicht werden.

314—315. Samenkörner von Tscharul-Mugra von der Ordnung der *Flacourtiacae* (vergl. Lindley's *Flora medica* p. 109), von mehreren Ärzten China's und Ostindiens in Leprafällen mit Erfolg angewendet. Die Samenkörner werden zu grobem Pulver zerstossen und sodann in Dosen von 60 Gran zweimal täglich den Kranken gegeben, während gleichzeitig die wunden Stellen mit dem aus den Körnern gepressten Öle eingerieben werden. Dr. Hobson, der angesehenste Arzt Cantons, dem wir diese Mittheilung verdanken, versicherte, zwei Leprafälle durch die Anwendung dieses Verfahrens geheilt zu haben. Auch gegen Skropheln soll der Same dieser *Flacourtiaca* sich von Nutzen erweisen.

316. Vogelnester der Salangan-Schwalbe *(hirundo esculenta)* auf Java von den Chinesen als grosse Leckerbissen betrachtet.

317. Proben vom sogenannten grünen Indigo (aus einer Rhamnusart gewonnen) dem *Lu-kao* der Chinesen, *vert chinois* der Franzosen, *green dey* der Engländer (dickere Sorte).

318. Proben von *mie-hwa* oder chinesischer Baumwolle *(Gossypium herbaceum).*

319—320. Proben von *tse-mie-hwa* oder chinesischer gelbfärbiger Baumwolle, aus welcher der im Handel unter der Bezeichnung Nankin bekannte Stoff fabricirt wird.

321. Proben von chinesischer Rohseide, deren es bekanntlich drei Hauptsorten gibt: Tsatli, Taysam und Yuenfa, welche wieder, je nach dem Seidenhändler, der sie sortirt, oder dem Hong, der sie verkauft, in verschiedene Unterabtheilungen zerfallen.

322. Chinesische Wage.

323. Chinesische Zollstäbe.

324. Chinesische Rechenmaschine, nebst gedruckter Anleitung, dieselbe zu gebrauchen.

325. Rauchapparat eines vornehmen Opiumrauchers nebst Opiumpfeife.

326. Opiumpfeife.

327. Chinesisches Essbesteck.

328. Strohjacke aus jungem Bambusrohr, während der heissen Jahreszeit von den Chinesen am nackten Körper getragen. Selbst reiche Chinesen bedienen sich im Sommer dieses kühlen Kleidungsstückes statt eines Hemdes aus Leinwand oder Baumwollstoff.

329. Musikinstrument aus dem Norden China's.

330. Flöte aus dem Norden China's.

331. Kopf von der lebensgrossen Statue eines Buddhistenpriesters, aus der berühmten neunstöckigen Pagode bei Canton.

332. Schild aus Canton.

333—340. Waffen aus China.

341. Chinesische Fahne, bei der jüngsten Bestürmung Canton's durch die Engländer im December 1857 von einem englischen Soldaten erobert.

342. Chinesisches Gürtelmesser.

343. Chinesischer Säbel, bestehend aus zwei symmetrischen Hälften (eigentlich zwei Klingen), die in einer Scheide verwahrt sind. Die chinesischen Soldaten gebrauchen die beiden Klingen gleichzeitig, indem sie mit der rechten und linken Hand zugleich fechten.

344. Chinesischer Säbel.

345. Chinesischer Sonnenschirm aus Pflanzenpapier der gemeinsten Art, von wohlfeilem Preise (2 Cash oder $\frac{1}{2}$ Soldo). Der eleganteste Sonnenschirm dieser Art kostet 20 Cash oder 5 Soldi.

346. Antike chinesische Bronzestatuette, aus dem nördlichen China.

347. Abzeichen, wie selbe von den Aufständischen in China getragen wurden.

348. Copie einer sehr alten chinesischen Landkarte nach einheimischen Geographen.

349. Inschrift, womit man gemeiniglich die weissen glatten Wände chinesischer Wohnzimmer zur Ausschmückung behängt sieht. Der Inhalt dieser Inscription, ein Spruch des Confucius: „Alle Menschen dieser Erde sind Brüder", gibt zugleich einen Beweis von der Sucht der Chinesen, allenthalben mit moralischen Sentenzen zu prunken.

350. Inschrift zu gleichem Zwecke mit tatarischen Schriftzeichen.

351. Orakelköcher aus Bambusrohr, als Behälter für dünne Stäbchen, auf welche chinesische Schrift-

zeichen geschrieben sind. Gläubige Seelen, vor chinesischen Götzen im Tempel auf den Boden hingeworfen, schütteln diesen Orakelköcher unter inbrünstigen Gebeten mit devotem Eifer so lange, bis eines der Stäbchen demselben entfällt. Das auf jedem einzelnen Stäbchen befindliche Zeichen dient sodann dem im Tempel anwesenden Orakeldeuter als untrüglicher Wegweiser, um in einem der zahllosen Bücher chinesischer Weisheit den bezüglichen Ausspruch der Gottheit auf die im Gebete vorgetragenen Wünsche zu erfahren.

352. Fabrikat aus Reispapier von der Insel Formosa.

353. Gewebe der Eingebornen der Insel Formosa.

X. Ceylon. — Madras.

354. Griffel aus Eisen und Messing, deren sich die Singhalesen, wie überhaupt alle indischen Völker bedienen, welche noch der primitiven Schreibweise auf Palmenblätter treu geblieben sind.

355. Giftöl, ein vielgeschätztes Heilmittel der Eingebornen Ceylon's, das angeblich aus 57 Wurzeln und 57 Pflanzenarten bereitet und hauptsächlich gegen den Biss giftiger Schlangen gebraucht wird.

356. Wischnu-Idol aus Holz geschnitzt, in der kleinen Hindu-Ansiedlung in der Nähe der Ruinen von Mahamalaipuram, 30 Meil. südlich von Madras, erworben.

357. Betel-Büchse, nebst den gebrauchten Kau-Ingredienzien: Betelblatt *(Piper Betle* L.*)*, Areca-Nuss *(Areca Catechu* L.*)* und Kalk. Zuweilen wird von den Hindus diesen Kausubstanzen noch ein von der *Malaleuca Cajeputi* gewonnenes Harz, ferner ein Präparat aus dem Mark der *Acacia Catechu* und etwas Tabak beigemischt.

358. Kuscha, *(Andropogon muricatum)* aus Indien. Wird in Matten geflochten gegen die Windseite der Verandahs und Fenster aufgehängt. Die durchstreichende Brise, mit dem Wohlgeruche des Grases geschwängert, macht die Temperatur erträglicher, hat zugleich eine besonders belebende Wirkung.

B.

Verzeichniss der von Dr. K. v. Scherzer und Dr. E. Schwarz

während der Novara-Expedition theils gesammelten, theils erworbenen Rassenschädeln.

Deponirt im Museum für vergleichende Anatomie an der k. k. Universität in Wien.

1. Bosjesman von den nördlichen Grenzen der Cap-Colonie, vom Schlachtfeld genommen. (Ein completes Bosjesman-Skelet, das einzige Exemplar in ganz Europa, wurde bereits vom Cap der guten Hoffnung aus an die kaiserliche Akademie der Wissenschaften nach Wien gesandt, und befindet sich provisorisch in einem ihrer Säle aufgestellt.)

2—4. Afrikanische Neger von der Mozambique-Küste.

5—7. Aboriginer von Neu-Guinea (Papua).

8—9. Australier der Küste von Brisbane-river (Moreton-Bay, im Nordosten Australiens).

10. Indianer aus Puget Sound im Oregongebiete, an der Westküste von Nordamerika. Eine der merkwürdigsten künstlichen Deformationen. Mehrere Indianerstämme Nord- und Südamerika's haben den Gebrauch, den Schädel der Neugebornen nach ihren eigenthümlichen Schönheitsbegriffen mittelst Pressung zwischen zwei Brettchen mechanisch zu verändern.

11. Indianer aus Arica (im nördlichen Peru), eine nicht minder merkwürdige, muthmasslich durch Anlegen von Zirkelbinden entstandene Deformation.

12—16. Indianer aus den Gräbern in der Umgebung des Sonnentempels von Pachacamac in Peru. Bei der ausserordentlichen Trockenheit der heissen Luft über der sandigen Küste Peru's tritt auf natürlichem Wege der Vertrocknungsprocess so rasch und vollständig ein, dass Indianerleichen, welche mehr als 300 Jahre in der Erde lagen, als vollkommene Mumien zu Tage gefördert werden. Neben den Schädeln peruanischer Indianer finden sich einige Proben jener Gewebe u. s. w. ausgelegt, in welche die Leichen zur Zeit der Bestattung gehüllt worden und die sich im heissen Flugsande sehr gut erhalten haben.

17. Aboriginer von der Insel Neu-Caledonien.

18. Aboriginer von der Insel Neu-Caledonien (Kind).

19. Aboriginer des Nikobaren-Archipels vom Dorf Itoe auf der Insel Nankauri.

20. Aboriginer des Nikobaren-Archipels von der Insel Pulo-Milu. Diese Exemplare, von Original-Nikobarengräbern genommen, dürften die ersten Schädel dieses Menschenstammes sein, welche jemals nach Europa gebracht wurden.
21. Aboriginer von Trengano, Südostküste der Halbinsel Malaka.
22. Aboriginer der Insel Madura.
23. Aboriginer der Insel Nias.
24. Aboriginer von Bima.
25. Aboriginer von Sumanap, auf der Südostküste der Insel Madura.
26. Aboriginer von Bali.
27—33. Aboriginer der Insel Java.
34—37. Aboriginer der Insel Sumatra.
38. Aboriginer von Palembang.
39. Aboriginer von Menado.
40—47. Aboriginer der Insel Amboina.
48—52. Bugis auf Celebes.
53—55. Aboriginer von Borneo.
56—57. Gesichtsmasken aus Borneo als Trophäen im Innern der Hütte des Siegers aufgehängt. Da der Besitz einer gewissen Anzahl solcher Schädel zum Ruhme gehört, so halten die Dayak's oft Menschenjagd, wobei sie einen Schädel zu erbeuten suchen. Bei jeder ehelichen Verbindung muss der Bräutigam der Braut eine Anzahl Menschenköpfe übergeben. Die Griffe ihrer Waffen sind mit den Haaren getödteter Feinde geschmückt.
58. Tagale, von der Insel Luzon.
59—60. Aboriginer von der Chatham-Insel.
61. Maori oder Aboriginer von der Insel Neu-Seeland.
62—64. Drei Aboriginer von Neu-Seeland, aus der sogenannten Königshöhle (Kingscave), in der Nähe von Auckland. Es war vor der Bekehrung der Eingebornen zum Christenthum eine unter ihnen ziemlich allgemeine Sitte, ihre Todten in den zahlreichen Felshöhlen der Insel zu deponiren, und man findet daher manche dieser Höhlen ganz mit Menschenknochen und Skeleten angefüllt.
65. Aboriginer von Neu-Seeland.
66. Aboriginer von der Insel Bligh (Paumotu-Gruppe im südpacifischen Ocean).
67. Aboriginer von Tahiti.
68—69. Aboriginer von Nukuhiva.
70. Schädel des Chinesen-Häuptlings Woen-Piang-Sen, welcher während eines Aufstandes der Chinesen auf Borneo getödtet wurde.
71—80. Chinesen. Theils Eingeborne der südlichen Provinzen China's (Punti's), theils Eingewanderte aus den nordwestlichen Provinzen (Hakka's). Diese Schädel rühren meist von armen Chinesen her, für welche weder Sarg noch Begräbnisskosten aufgebracht werden können, und die daher auf offenem Felde auf die natürlichste Weise skeletirt werden, wie die Expedition während eines Besuches von Macao selbst zu sehen Gelegenheit hatte.
81. Hindu von der Koromandelküste, vom Leichenverbrennungsplatze in der Umgebung von Madras aufgehoben, wo die fanatischen Eingebornen trotz dem Verbote der englischen Regierung ihre alte Sitte des Verbrennens der Leichname fortwährend aufrecht erhalten.
82. Singhalese.
83. Mischling von europäischem und malayischem Blute aus Batavia.
84. Schädel eines Araucaner-Häuptlings (angeblich Caupolican's), aus Boroa, im südlichen Chile. Die Form des Schädels, von der eines gewöhnlichen europäischen wenig abweichend, scheint ein neuer Beweis für die Annahme, dass die Araucaner (auch Araucos oder Moluchen) eine sehr gemischte Rasse und namentlich die hervorragenden Familien von spanisch-indianischer Abkunft sind. Man findet unter den Eingebornen in Boroa, besonders unter den Frauen, häufig blonde Haare, was vielleicht durch den Umstand erklärt werden mag, dass zahlreiche holländische Einwanderer, welche nach der Vertreibung der Eroberer durch die Eingebornen gefangen gehalten wurden, sich allmälig völlig mit den Indianern vermischten.
85—88. Malayen von den Sunda-Inseln ohne nähere Angabe der Localität.
89. Eingeborner von der Insel Ascension.
90. Eingeborner von Demerara, Britisch Guyana, Süd-Amerika.
91. Europäer, auf Java geboren.
92. Schädel, in Batavia im Magen eines Haifisches gefunden.
93—95. Orang-utan-Schädel von der Insel Borneo.

Alphabetisches Verzeichniss der Völker und Sprachen.

Aba-tua. . . . . 114.
Abchasen. . . . . XXVI. 190.
Aboriginer China's. . . . . 150.
Abors. . . . . 149.
Addighe (Adighe). . . . . 190.
Adschi. . . . . 192.
Ägyptische Familie (Hamiten). . 191.
Ägyptische Sprache. . . . . XXVI.
Aeta's. . . . . 12, 32.
Äthiopische Familie (Hamiten). . 191.
Äthiopische Sprache. . . . . 195.
Afghanen (Avghanen). . . . . 201.
Afrikanische Neger. . . . . 93.
Aimak's (Hazareh's). . . . . 143.
Aimara-Sprache. . . . . XXV.
Aino-Sprache. . . . . XXV.
Aino's. . . . . 140.
Aka. . . . . 148.
Akra-Sprache. . . . . XXIV.
Akuscha's. . . . . 189.
Alanen (Yan-tsai?). . . . . 146, 201.
Albanesen. . . . . 202.
Albanesische Sprache. . XXVI. 202.
Alemannen. . . . . 205.
Aleutier. . . . . 140.
Alfuren. . . . . 33.
Alfuren-Sprache. . . . . XXIII.
Algonkin-Sprachen. . . . . XXIV.
Alt-ägyptische Sprache. . . . XXVI.
Alt-baktrische Sprache. . . . . 201.
Alt-indische Sprache. . . . . XXVI.
Alt-javanische Sprache (Kawi). 88.
Alt-nordische Sprache. . . . XXVI.
Alt-persische Sprache. . . . XXVI.
Alt-preussische Sprache. . . XXVI.
Alt-slavische Sprache. . . . XXVI.

Amerikaner. . . . . 122.
Amerikanische Sprachen. XXIV. 125.
Amharische Sprache. . XXVI. 195.
Angeln. . . . . 205.
Angelsächsische Sprache. . . XXVI.
Annamiten. . . . . 148, 149, 150.
Appalachische Sprachen. . . XXIV.
Araber. . . . . 34. 195.
Arabische Sprache. . . XXVI. 195.
Aramäer. . . . . 194.
Arier. . . . . 198.
Arinen (Arinzer). . . . . 140.
Armenier (haik). . . . . 201.
Armenische Sprache. . . . . XXVI.
Armorischer Dialekt (Kymrisch). 206.
Arnauten. . . . . 202.
Arrapahoe-Sprachen. . . . . XXIV.
Arya's. . . . . 138, 198.
As. . . . . 201.
Assami-Sprache. . . . XXVI. 198.
Assanen. . . . . 140.
Assyrer. . . . . 193.
Athapaskische Sprachen. . . XXIV.
Atschinesen. . . . . 32.
Attischer Dialekt (Griechisch). . 202.
Aunin. . . . . 113. Anm.
Australier. . . . . 1.
Australische Sprachen. . XXIII. 10.
Avan. . . . . 148.
Avaren. . . . . XXVI. 146. 189.
Aztekische Sprache. . . . . XXV.

Babylonier. . . . . 193.
Badagar (Badaga's). . . . . 138.
Badscho's. . . . . 33.

Ba-fukeng. . . . . 100.
Bagrimma-Sprache. . . . . XXIV.
Ba-hlapi. . . . . 100.
Ba-hlokwa (Ba-mantati). . . . . 100.
Ba-hurutse. . . . . 100.
Bajuvarer. . . . . 205.
Ba-kaa. . . . . 100.
Ba-kele. . . . . 100.
Ba-khatla. . . . . 100.
Ba-kwena. . . . . 100.
Ba-lala. . . . . 100.
Balinesen. . . . . 33.
Balinesische Sprache. . . . XXIII.
Ba-mangwato. . . . . 100.
Ba-mantati (Ba-hlokwa). . . . . 100.
Ba-mapela. . . . . 100.
Ba-matlaru. . . . . 100.
Bamba. . . . . 148.
Bambara-Sprache. . . . . XXIV.
Ba-meri. . . . . 100.
Bangali-Sprache. . . . . XXVI.
Bantu-Sprachen. . . . XXIV. 111.
Ba-peri. . . . . 100.
Ba-phiring. . . . . 100.
Ba puti. . . . . 100.
Bari-Sprache . . . . . XXIV.
Barmanen (Birmanen). . . . . 149.
Barmanische Sprache. . . . . XXVI.
Ba-rolong. . . . . 100.
Ba-rotse. . . . . XXIV. 100.
Baschkiren. . . . . 142. 145.
Basianische Türken. . . . . 145.
Basken (Iberer). . . . . 187. 188.
Bassa-Sprache. . . . . XXIV.
Bastarner. . . . . 204.
Ba-suto. . . . . 100.

Ba-tau . . . . . 100.
Ba-tloung . . . . . 100.
Ba-tsetse . . . . . 100.
Battak's . . . . . 33. 35. 45.
Battak-Sprache . . . . . XXIII.
Ba-wanketsi . . . . . 100.
Bayeye, Sprache der . . . . XXIV.
Bedscha (Bischari) . . . . 92. 191.
Bedscha-Sprache . . . XXVI. 191.
Belutschen . . . . . 200.
Belutschi-Sprache . . XXVI. 200.
Benga . . . . . 100.
Berber (Imoscharh) . . . . 92. 191.
Berber-Sprache (Te-mascheq oder Te-maschirht) . . . . . 92.
Bhilla's . . . . . 138. 139.
Bhotiya- oder Himalaya-Völker. 149. 198.
Bhutan . . . . . 148.
Bicol-Sprache . . . . . XXIII.
Birmanen (Barmanen) . . . . . 149.
Bisayas (Tagalas) . . . . . 32.
Bisaya-Sprache . . . . . XXIII.
Bischari (Bedscha) . . . . . 92.
Bodo's (Borro's) . . . . . 149.
Böhmen . . . . . 204.
Böhmische Sprache . . . . XXVI.
Boksar . . . . . 148.
Bornu-Sprache . . . . . XXIV.
Borro's (Bodo's) . . . . . 149.
Bors . . . . . 148.
Bosjesmans . . . . . 114.
Bosjesmans, Sprache der . . XXIV.
Brahui's . . . . . 198. 200.
Bramho . . . . . 148.
Bructerer . . . . . 205.
Bugis . . . . . 33. 45.
Bugi-Sprache . . . . . XXIII.
Bulgaren . . . . . 142. 146. 204.
Bulgarische Sprache . . . . XXVI.
Bullom-Sprache . . . . . XXIV.
Bunda-Sprache . . . . . XXIV.
Burgunder . . . . . 204.
Burjäten . . . . . 142.
Burjätische Sprache . . . . XXV.

Chaldäische Sprache . . . . XXVI.
Chatten . . . . . 205.
Chauken . . . . . 205.
Chazaren . . . . . 145. 146.
Cherokee-Sprache . . . . . XXIV.
Cherusker . . . . . 205.
Chinesen . . . . . 34. 150. 153.
Chinesische Sprache . . . XXVI. 181.
Chocktaw-Sprache . . . . . XXIV.
Cimbern . . . . . 205.
Circassier . . . . . 190.
Congo . . . . . 100.
Congo-Sprache . . . . . XXIV.
Cree-Sprache . . . . . XXIV.

Dacotah-Sprache . . . . . XXIV.
Dänische Sprache . . . . . XXVI.
Daker . . . . . 201.
Damara's (Damra's) . . . . . 100.
Dankali's (Danakil) . . . 92. 192.
Dankali-Sprache . . . . . XXVI.
Dardu's . . . . . 199.
Dayak's . . . . . 32. 33.
Dayak-Sprache . . . . . XXIII.
Denwar . . . . . 148.
Deutsche . . . . . 204.
Dikele-Sprache . . . . . XXIV.
Dinka-Sprache . . . . . XXIV.
Dophla . . . . . 148.
Dravida's . . . . . 198.
Dravida - Rasse (Südasiatische Rasse) . . . . . 138.
Dravida-Sprachen . . . . . XXV.
Dschandschuh . . . . . 148.
Dschat's . . . . . 198.
Durban oirad (Kalmüken) . . . 142.

Efik-Sprache . . . . . XXIV.
Ehkili-Sprache . . . . . 195.
Einsylbige Sprachen . . . . XXVI.
Elu-Sprache . . . . . XXV. 139.
Encounter Bay, Spr. an d. XXIII. 10.
Eranier . . . . . 194. 198.
Eranische Sprachen . . . . XXVI.
Eskimo's . . . . . XXV. 123. 140.
Esthen . . . . . 142.
Etrusker . . . . . 203.
Etruskische Sprache . . . . 203.
Euskaldunak . . . . . 188.
Euskara-Sprache . . . . . 188.
Ewe-Sprache . . . . . XXIV.

Fernando Po, Sprache von . . XXIV.
Finnen . . . . . 141. 142.
Finnische Sprachen . . . . XXV.
Fischer-Tschuktschen (Namollo's) 140.
Formosa, Sprache von . . . . XXIII.
Franken . . . . . 205.
Französische Sprache . . . XXVI. 203.
Friesen . . . . . 205.
Friesische Sprache . . . . . 205.
Fulah . . . . . 93. 95.
Fulah-Sprache . . . . . XXIV.

Gadhelischer Dialekt . . . . . 206.
Gakar . . . . . 148.
Galater . . . . . 205.
Galla's (Orma's) . . . . . 92. 192.
Galla-Sprache . . . . . XXVI.
Garhwal . . . . . 148.
Garo's . . . . . 149.
Geez-Völker . . . . . 91. 195.
Geez-Sprache . . . . . XXVI. 196.
Geghischer Dialekt (Albanesisch). 202.
Georgier . . . . . 189. 190.
Georgische Sprache . . . . XXVI.
Germanen . . . . . 204.
Germanische Sprachen . . XXVI. 205.
Geten . . . . . 201.
Ghou-daman . . . . . 114.
Gilani-Dialekt . . . . . 200.
Goldküste, Sprachen der . . . XXIV.
Gonda's . . . . . XXV. 138.
Gothen . . . . . 204.
Gothische Sprache . . . . . XXVI.
Grebo-Sprache . . . . . XXIV.
Griechen (Hellenen) . . . 198. 202.
Griechische Sprache . . . . XXVI.
Griqua (grikha) . . . . . 114.
Guanchen . . . . . 92. 192. 193.
Guarani-Sprache . . . . . XXV.
Gudscharati-Sprache . . XXVI. 199.
Gununka . . . . . 113. Anm.
Gurung . . . . . 1-8.

Hakka-Dialekt . . . . . XXVI.
Hamiten . . . . . 92. 97. 187. 191.
Hamitische Sprachen . . . . XXVI.
Harrari-Sprache . . . . . 196.
Haukoin (Damara) . . . . . 114.
Hausa-Sprache . . . . . XXIV.
Hawaische Sprache . . . . XXIII.
Hawiyyah . . . . . 192.
Hayu . . . . . 148.
Hazareh's (Aimak's) . . . . . 143.
Hebräische Sprache . . . . XXVI.
Hellenen (Griechen) . . . . . 202.
Hermionen . . . . . 204.
Hermunduren . . . . . 205.
Herero-Sprache . . . . . XXIV.

Heruler . . . . . 204.
Himalaya- oder Bhotiya-Völker. 148. 149.
Himalaya-Sprachen . . . . XXVI.
Himjariten . . . . . 195.
Himjarische Sprache . . XXVI. 195.
Hindi- (Hinduwi-) Sprache . . 199.
Hindustani (Urdu-zeban). XXVI. 198.
Hoch-Asiaten (mittelas. R.) . . 140.
Hottentoten . . . . . 94. 96. 113.
Hottentoten-Sprache . . . . . 121.
Hova's . . . . . 32.
Hunnen . . . . . 145.
Huzvaresch-Sprache . . . . . 200.
Hyperboreer-Rasse (Nordasiatische Rasse) . . . . . 139.

Iberer (Basken) . . . . . 188. 205.
Ibo-Sprache . . . . . XXIV.
Igorrotes . . . . . 32.
Ilia . . . . . 142.
Illyrer . . . . . 202.
Ilocana-Sprache . . . . . XXIII.
Imoscharh (Berber) . . . . 92. 191.
Inder . . . . . 34. 198.
Indogermanen . . . . . 187. 197.
Indogermanische Sprachen . XXVI.
Ingävonen . . . . . 204.
Inguschen (Lamur) . . . . . 190.
Irokesische Sprache . . . . XXIV.
Iron (= Eran) . . . . . 201.
Istävonen . . . . . 204.
Isubu-Sprache . . . . . XXIV.
Italienische Sprache . . XXVI. 203.
Italische Familie (Indogermanen). 198.
Itelmen (Kamtschadalen) . . . 140.

Jakuten . . . . . 139. 145.
Jakutische Sprache . . . XXV.
Japanesen . . . . . 147.
Japanesische Sprache . . XXV. 147.
Japhetiten . . . . . 198.
Javanen . . . . . 33. 45. 72.
Javanische Sprache . . . XXIII. 88.
Jenissei-Ostjaken . . . XXV. 140.
Jukagiren . . . . . XXV. 139. 140.
Jurakische Samojeden . XXV. 141.

Kabardiner . . . . . 190.
Kabylen . . . . . 191.
Kaffern . . . . . 93. 95. 99.
Kaffer-Sprachen . . . . . 111.
Kâfir's (Siyah-posch) . . . . . 199.
Kakka . . . . . 148.
Kalmüken (Westmongolen, Ölöt, Durban oirad) . . . . . 142.
Kalmükische Sprache . . . . XXV.
Kamassinzen . . . . . 141.
Kamilaroi-Sprache . . . XXIII. 10.
Kamtschadalen (Itelmen). XXV. 140.
Kanaresen (Kannadi) . . . . . 138.
Kanuri-Sprache . . . . . XXIV.
Kao-tsche's (Uiguren) . . . . . 145.
Kappadoker . . . . . 201.
Karabulaken . . . . . 190.
Karagassen . . . . . 141.
Karakalpaken . . . . . 145.
Karduchen . . . . . 200.
Karen-Sprache . . . . . XXVI.
Karen's . . . . . 149.
Kaschmiri-Sprache . . . XXVI. 198.
Kasikumüken . . . . . 189.
Katschari's . . . . . 149.
Kaukasier . . . . . 187.
Kaukasische Sprachen . . . XXVI.
Kawi-Sprache (Altjavanisch) . 88.
Kechua-Sprache . . . . . XXV.
Kelten . . . . . 205.
Keltiberer . . . . . 188.
Keltische Familie (Indogermanen). 198.
Keltische Sprache . . . XXVI. 206.
Kenai-Sprachen . . . . . XXIV.
Khamba (Rong) . . . . . 148.
Khamti-Sprache . . . . . XXVI.
Khassia-Sprache . . . . . XXVI.
Khatir . . . . . 148.
Khisten . . . . . 190.
Khoikhoin . . . . . 113.
Khomen . . . . . 149.
Khuai . . . . . 114.
Khyeng . . . . . 149.
Ki-hiau-Sprache . . . . . XXIV.
Ki-kamba-Sprache . . . . . XXIV.
King Georg's Sound, Spr. am XXIII. 10.
Kingki-Sprache . . . . XXIII. 10.
Ki-nika-Sprache . . . . . XXIV.
Kiranti . . . . . 148.
Kirgisen . . . . . XXV. 145.
Kiriri-Sprache . . . . . XXV.
Kisuaheli-Sprache . . . . . XXIV.
Kitschak . . . . . 148.
Koibalen . . . . . 141.
Kohli . . . . . 148.
Kokai- oder Kokurre-Sprache . 10.
Koldagi-Sprache . . . . . XXIV.
Kondschara-Sprache . . . . XXIV.
Kopten . . . . . 191.
Koptische Sprache . . . . . XXVI.
Kora-Dialekt . . . . . XXIV.
Koraqua (Korakha) . . . . . 114.
Koreaner . . . . . 147.
Korea-Sprache . . . . . 148.
Korjaken . . . . . XXV. 140.
Kota's (Kotar) . . . . . 138.
Kotten . . . . . XXV. 140.
Kru-Sprache . . . . . XXIV.
Kürinen . . . . . 189.
Ku's . . . . . 138.
Kumüken . . . . . XXV. 145.
Kumanen . . . . . 145. 147.
Kurden . . . . . 200.
Kurden-Dialekte . . . . XXVI. 200.
Kurmandschi-Dialekt . . . . . 200.
Kusunda . . . . . 148.
Kwan-hoa-Dialekt . . . . . XXVI.
Kwanto . . . . . 149.
Kwaphi's . . . . . 149.
Kymrischer Dialekt (Welsch, das Armorische) . . . . . 206.

Laghe . . . . . 141.
Lake Macquarie, Spr. am. XXIII. 10.
Lamur (Inguschen) . . . . . 190.
Lamutische Sprache . . . . XXV.
Lampong . . . . . 32. 45.
Lappen . . . . . 142.
Lappländische Sprache . . . XXV.
Lateinische Sprache . . XXVI. 203.
Lau . . . . . 149.
Lazen . . . . . 190.
Lazische Sprache . . . XXVI. 190.
Lekhi (Leksik) . . . . . 189.
Leleger . . . . . 201.
Leptscha (Rong und Khamba) . 148.
Letten . . . . . 203.
Lettische Sprache . . . 203.
Letto-slavische Familie (Indogermanen) . . . . . 198.
Letto-slavische Sprachen . . XXVI.
Libysche Gruppe (Hamiten) . . 191.
Li-khoya . . . . . 100.
Limbu . . . . . 148.
Litauer . . . . . 203.
Litauische Sprache . . . XXVI. 203.
Liven . . . . . 142.
Logone-Sprache . . . . . XXIV.
Lohita-Sprachen . . . . . XXVI.

Lohita-Völker . . . . . 149.
Lolo . . . . . 150.
Londa-Sprache . . . . . XXIV.
Longobarden . . . . . 205.

Maba-Sprache . . . . . XXIV.
Macedonier . . . . . 201.
Maduresen . . . . . 33.
Maduresische Sprache . . . XXIII.
Magar . . . . . 148.
Maghrib-Dialekt . . . . . 195.
Magyaren . . . . . 142.
Magyarische Sprache . . . . XXV.
Mahratten (mahârâschtra) . . . 199.
Ma-kolokue . . . . . 100.
Ma-kololo . . . . . 100.
Ma-kua . . . . . 100.
Malagasi (Sprache von Madagascar) . . . . . XXIII.
Malayala's . . . . . 138.
Malayalam-Sprache . . . . . XXV.
Malayen . . . . . 19. 32. 45.
Malayo-polynesische Sprachen. XXIII. 45.
Maltesische Sprache . . . . . 195.
Man-Völker . . . . . 150.
Mande-Sprachen . . . . . XXIV.
Mandingo-Sprache . . . . . XXIV.
Mandschu's . . . . . 142.
Mandschu-Sprache . . . . . XXV.
Mankasaren . . . . . 33. 45.
Mankasar-Sprache . . . . . XXIII.
Mantati (s. Ba-hlokwa) . . . . 100.
Marathi-Sprache . . . . . XXVI. 199.
Maori's . . . . . 46.
Maori-Sprache . . . . . XXIII. 70.
Marianen, Sprache der . . XXIII.
Markomannen . . . . . 205.
Marquesas-Inseln, Sprache der XXIII.
Marser . . . . . 205.
Matoren . . . . . 141.
Maya-Sprache . . . . . XXV.
Mazenderani-Dialekt . . . . . 200.
Medschertin . . . . . 192.
Mena-Sprachen . . . . . XXIV.
Meschtscherjäken . . . . 142. 145.
Metscha . . . . . 148.
Miao-tse . . . . . XXVI. 150. 163.
Mikir's . . . . . 149.
Mikmak-Sprache . . . . . XXIV.
Mingrelier . . . . . XXVI. 190.
Miri's . . . . . 149.
Mischmi . . . . . 148.
Mittelasiatische Rasse (mongolische Rasse) . . . . . 140.
Mixtekische Sprache . . . . XXV.
Mizdschegen . . . . . 190.
Moi . . . . . 150.
Mon . . . . . 149.
Mongolen . . . . . 142.
Mongolische Rasse (mittelasiatische Rasse) . . . . . 140.
Mongolische Sprache . . . . . XXV.
Mo-nyamesi . . . . . 100.
Mordwinen . . . . . 142.
Mordwinische Sprache . . . . XXV.
Moreton Bay, Sprache an der XXIII. 10.
Mosquita-Sprache . . . . . XXV.
Mpongwe-Sprache . . . . XXIV. 100.
Murmi . . . . . 148.
Murray River, Sprache am. XXIII. 10.
Muscogee-Sprache . . . . . XXIV.

Nachtschuoi . . . . . 190.
Nâga-Stämme . . . . . 149.
Nama-Dialekt . . . . . XXIV.
Namaqua (namakha) . . . . . 114.
Namollo's (Fischer-Tschuktschen) . 140.
Natchez-Sprache . . . . . XXIV.
Neger . . . . . 93. 94.
Neu-Britannien, Sprache v. . . . 18.
„ Guinea, „ „ . . . 18.
„ Irland, „ „ . . . 18.
Newar . . . . . 148.
Niger-Sprachen . . . . . XXIV.
Nikobaren, Sprache der . . . XXIII.
Nil-Sprachen . . . . . XXIV.
Ninganinga-Sprache . . . . . 10.
Nipali-Sprache . . . . XXVI. 198.
Niutschi (Su-tschin) . . . . . 142.
Nogaier . . . . . XXV. 145.
Nordasiatische Rasse (Hyperboreer-Rasse) . . . . . 139.
Norwegische Sprache . . . . XXVI.
Nuba . . . . . 93. 95.
Nuba-Sprache . . . . . XXIV.
Nuer-Sprache . . . . . XXIV.
Nupe-Sprache . . . . . XXIV.

Odra's . . . . . 198.
Odschi-Sprache . . . . . XXIV.
Ojibway-Sprache . . . . . XXIV.
Ölöt (Kalmüken) . . . . . 142.
Omoki . . . . . 140.
Orang-malâyu . . . . . 19.
Orang-benûa . . . . . 33.
Orang-dâgang . . . . . 33.
Orang-gûnung . . . . . 33.
Orang-lâut . . . . . 33.
Orija-Sprache . . . . . XXVI. 198.
Os . . . . . 201.
Oskische Sprache . . . . XXVI. 203.
Osseten . . . . . 201.
Ossetische Sprache . . . . . XXVI.
Ost-Eranier . . . . . 201.
Ostjakische Sprache . . . . XXV.
Ost-Mongolen . . . . . 142.
Ostjak-Samojeden . . . . . XXV.
Otomi-Sprache . . . . . XXV.
Ova-herero . . . . . 100.
Ova-mbandscheru . . . . . 100.
Ovâ-mpo . . . . . 100.

Paiampa-Sprache . . . XXIII. 10.
Pali-Sprache . . . . XXVI. 200.
Pampanga-Sprache . . . . . XXIII.
Papûa's . . . . . 11.
Papûa-Sprachen . . . . XXIII. 18.
Parnkalla-Sprache . . . XXIII. 10.
Parsi-Sprache . . . . . XXVI. 200.
Paschto- (Pachto-) Sprache . . 201.
Passumah . . . . . 32.
Pehlewi-Sprache . . . . XXVI. 200.
Pelasger . . . . . 201.
Pendschabi-Sprache . . XXVI. 199.
Permier . . . . . 142.
Perser . . . . . 200.
Persische Sprache . . . . . XXVI.
Petschenegen . . . . . 145. 146.
Philippinen, Spr. d. Aboriginer der 18.
Phöniker . . . . . 192.
Phönikische Sprache . . . . XXVI.
Phryger . . . . . 201.
Pikumpul-Sprache . . . XXIII. 10.
Poconchi-Sprache . . . . . XXV.
Polaben . . . . . 204.
Polen . . . . . 204.
Polnische Sprache . . . . . XXVI.
Portugiesische Sprache . . . XXVI.
Prakrit-Dialekte . . . . XXVI. 200.
Provençalische Sprache . XXVI. 203.
Puelche-Sprache . . . . . XXV.
Punti-Dialekt . . . . . XXVI.
Puschtaneh (Puchtaneh) . . . . 201.

Quaden . . . . . 205.
Quiche-Sprache . . . . . XXV.

Radschput's (Râdscha-putra). . . 199.
Rahnawiyyin. . . . . 192.
Rakhaing (Rukheng). . . . . XXVI.
Ramusi's. . . . . 138.
Rangtsa. . . . . 149.
Rarotonga-Sprache. . . . . XXIII.
Redschang. . . . . 32. 45.
Rennthier-Tschuktschen. . . . . 140.
Rhäto-romanische Sprache. . XXVI.
Römer. . . . . 203.
Romanen. . . . . 203.
Romanische Sprachen. . . XXVI. 205.
Rong (Leptscha). . . . . 148.
Rongbo. . . . . 148.
Rugier. . . . . 204.
Rumänische (Walachische) Spr. 203.
Russen. . . . . 204.
Russische Sprache. . . . . XXVI.

Saan. . . . . 114.
Sachsen. . . . . 205.
Saho. . . . . 92. 192.
Samaritaner. . . . . 194.
Samaritanische Sprache. . . . XXVI.
Samniter. . . . . 203.
Samojeden. . . . . 139. 141.
Samojedische Sprache. . . . XXV.
Sanskrit-Sprachen. . . . . 200.
Schelagi. . . . . 140.
Scherbro-Sprache. . . . . XXIV.
Schilluk-Sprache. . . . . XXIV.
Schkipetaren (Albanesen). . . . 202.
Schuluh. . . . . 191.
Schwaben. . . . . 205.
Schwedische Sprache. . . . . XXVI.
Se-hlapi-Sprache. . . . . XXIV.
Seldschuken. . . . . 145.
Semiten. . . . . 187. 194.
Semitische Sprachen. . . XXVI. 194.
Semnonen. . . . . 205.
Serben. . . . . 204.
Serbische Sprache. . . . . XXVI.
Se-rolong-Sprache. . . . . XXIV.
Se-suto-Sprache. . . . . XXIV.
Se-tschuana-Sprache. . . . . XXIV.
Siamesische Sprache. . . . . XXVI.
Sifan. . . . . XXVI. 150.
Sigambrer. . . . . 205.
Sindhi-Sprache. . . . . XXVI. 199.
Singhalesen. . . . . 139.
Singhalesische Sprache (Elu). . XXV. 139.
Singpho's. . . . . 149.
Sirjänen. . . . . 142.
Sirjänische Sprache. . . . . XXV.
Siyah-posch (Kâfir's). . . . . 199.
Skandinavier. . . . . 204.
Skandinavische Sprachen. . . XXVI.
Skythen. . . . . 145. 201.
Slaven. . . . . 203.
Slavische Sprachen. . . . . 205.
Slovaken. . . . . 204.
Slovenen. . . . . 204.
Sojoten (Ulianghai). . . . . 141.
Somali's. . . . . 92. 100. 192.
Somali-Sprache. . . . . XXVI.
Spanische Sprache. . . . . XXVI.
Suaheli. . . . . 100.
Suanen (Schwan). . . . XXVI. 190.
Südasiatische Rasse (Dravida-Rasse). . . . . 138.
Sueven. . . . . 205.
Sunda-Inseln, Sprache der Aboriginer der . . . . . 18.
Sundanesen. . . . . 33.
Sunda Sprache. . . . . XXIII.
Sunvar. . . . . 148.
Suomi. . . . . XXV. 142.
Suryaniyyin. . . . . 194.
Susu-Sprache. . . . . XXIV.
Su-tschiu (Niutschi). . . . . 142.
Swan River, Sprache am. XXIII. 10.
Syrische Sprache. . . . . XXVI.

Tagalas (Bisayas). . . . . 32. 45.
Tagala-Sprache. . . . . XXIII.
Tahitische Sprache. . . . XXIII.
Talaing. . . . . XXVI. 149.
Talisch-Dialekt. . . . . 200.
Ta-Mascheq- (Ta-Maschirht) Spr. 191.
Tamil-Sprache. . . . XXV. 138.
Tamulen. . . . . 138.
Tarasca-Sprache. . . . . XXV.
Tasmanien, Sprachen von. . . . 10.
Tataren. . . . . 142. 143.
Tatarische Sprachen. . . . XXV.
Tati-Dialekt. . . . . 200.
Tawgi. . . . . XXV. 141.
Teda-Sprache. . . . . XXIV.
Tehuel-Sprache. . . . . XXV.
Tekeza-Sprachen . . . . . XXIV.
Telinga's. . . . . 34. 138.
Telugu-Sprache. . . . . XXV.
Teptjären. . . . . 142. 145.
Tencterer. . . . . 205.
Thai-Völker. . . . . 148. 149. 150.
Tharu. . . . . 148.
Thraker. . . . . 201. 202.
Thrako-Illyrer. . . . . 198.
Thrako-illyrische Sprachen. . XXVI.
Thüringer. . . . . 205.
Thusch. . . . . 190.
Tigre-Sprache. . . . . XXVI. 196.
Timne-Sprache. . . . . XXIV.
Tippil-Sprache. . . . XXIII. 10.
Tjildaniyyin. . . . . 194.
To-bedschauiyyeh (Bedscha-Spr.). 191.
Toda's (Todavar). . . . . 138. 139.
Toda-Sprache. . . . . XXV.
Toltekische Sprache. . . . . XXV.
Tonga-Sprache. . . . . XXIII.
Topnaar. . . . . 113. Anm.
To-po. . . . . 146.
Toskischer Dialekt (Albanesisch). 202.
Tschagataïsche Sprache. . . . XXV.
Tschampa. . . . . 149.
Tschanglo's. . . . . 149.
Tschapogirische Sprache. . . XXV.
Tschepang. . . . . 148.
Tscheremissen. . . . . 142.
Tscheremissische Sprache. . . XXV.
Tscherkessen. . . . . XXVI. 190.
Tschetschenzen. . . . . 190.
Tschuktschen. . . . . XXV. 140.
Tschung-kue dschin. . . . . 153.
Tschuwaschen. . . . XXV. 142. 145.
Tseu-tsen. . . . . 146.
Tübeter. . . . . 148.
Tübetische Sprache. . . . . XXVI.
Tu-kiu. . . . . 146.
Tulu-Sprache. . . . . XXV.
Tuluva's. . . . . 138.
Tumale-Sprache. . . . . XXIV.
Tungusen. . . . . 142.
Tungusische Sprachen. . . . XXV.
Tupi-Sprache. . . . . XXV.
Turkmenen. . . . . 145.
Turkmenische Sprache. . . . XXV.
Turrupul-Sprache. . . . XXIII. 10.

Ugrier. . . . . 142.
Uiguren (Kao-tsche's). . . . . XXV.
Uigurische Sprache. . . . . 144.
Ulianghai (Sojoten). . . . . 141.
Umbrer. . . . . 203.
Umbrische Sprache. . . . . XXVI.
Ural-Altaier. . . . . 141.
Ural-altaische Sprachen. . . . XXV.
Urdu-Sprache. . . . . 199.

Usbeken. . . . . 145.
Usipier. . . . . 205.

Vaddah's. . . . . 139.
Vandalen. . . . . 204.
Vanuta. . . . . 141.
Vei-Sprache. . . . . XXIV.
Veneter. . . . . 201.
Viti-Inseln, Sprache der . . . XXIII.
Volsker. . . . . 203.

Wadigo. . . . . 100.
Wailwun-Sprache. . . . XXIII. 10.
Wa-kamba. . . . . 100.
Walachische (Rumänische) Spr. . 203.
Wandala-Sprache. . . . . XXIV.
Wa-nika. . . . . 100.
Wa-pokomo. . . . . 100.
Wa-lupangu. . . . . 100.
Warali's. . . . . 138.
Welsch (Kymrischer Dialekt). . . 206.
Wenden. . . . . 204.
Westmongolen (Kalmüken, Ölöt, Durban oirad). . . . . 142.
Westphalen. . . . . 205.
Wirataroi-Sprache. . . . XXIII. 10.
Wogulen. . . . . 142.
Wogulische Sprache. . . . . XXV.
Wolaroi-Sprache. . . . . 10.
Wolof-Sprache. . . . . XXIV.
Wotjaken. . . . . 142.
Wotjakische Sprache. . . . . XXV.

Y-Völker. 150
Yan-tsai (Alanen?). . . . . 146.
Yoruba-Sprache. . . . . XXIV.

Zabaing. . . . . 149.
Zambesi-Sprachen. . . . . 100.
Zapotekische Sprache. . . . . XXV.
Zaza-Dialekt. . . . . 200.
Zend-Sprache. . . . . XXVI. 201.
Zigeuner. . . . . 199.
Zulu-Sprache. . . . . XXIV.

Druckfehler und Verbesserungen.

Seite	2,	Zeile	11	von	oben	statt	Isothermlinien	lies:	Breitegraden.
„	6,	„	14	„	„	„	Dumpfheit	„	Stumpfheit.
„	6,	„	4	„	unten	„	zu geschehen pflegt	„	zu geschehen pflegen.
„	6,	„	2	„	„	„	Kaffernweibern	„	Hottentottenweibern.
„	7,	„	1	„	oben	„	der Watschandie's	„	bei den Watschandie's.
„	11,	„	15	„	unten	„	besonders den kleineren Inseln	„	besonders auf den kleineren Inseln.
„	12,	„	8	„	„	„	besonders Manila	„	besonders auf Manila.
„	13,	„	5	„	oben	„	und d. Prinz Friderik Hendrik's Insel	„	u. zur Prinz Friderik Hendrik's Insel
„	14,	„	8	„	unten	„	anderen Zierathen	„	anderem Zierrath.
„	16,	„	13	„	„	„	von denselben bei der Geburt	„	von ihnen bei der Geburt.
„	16,	„	1	„	„	„	confortablere	„	comfortablere.
„	18,	„	8	„	„	„	und Philippinen	„	und der Philippinen.
„	19,	„	4	„	oben	„	und den Sandwichs-Inseln	„	und von den Sandwichs-Inseln.
„	20,	„	8	„	„	„	bei welcher von beiden Sprache	„	bei welcher von beiden Abtheilungen Sprache.
„	30,	„	17	„	unten	„	den Tiger und Leopard	„	den Tiger und den Leopard.
„	31,	„	5	„	oben	„	darunter der wilde Hahn	„	zu welchen der wilde Hahn.
„	34,	„	19	„	„	„	Sumatra's und der Halbinsel Malâka	„	Sumatra's u. auf d. Halbinsel Malâka
„	35,	„	8	„	„	„	und den Molukken	„	und auf den Molukken.
„	35,	„	22	„	unten	„	schwach gerösteten Kaffeh	„	schwach geröstetem Kaffeh.
„	37,	„	1	„	oben	„	Bienenstock	„	Bienenkorb.
„	37,	„	18	„	unten	„	der Samoanen	„	der Samoaner.
„	39,	„	11	„	„	„	z. B. der Marquesas- und Paumotu-Gruppe	„	z. B. auf der Marquesas- und Paumotu-Gruppe.
„	40,	„	18	„	oben	„	z. B. dem Tapu	„	z. B. im Tapu.
„	40,	„	16	„	unten	„	einem Canoe oder Lebensmitteln	„	in einem Canoe oder in Lebensmitteln.
„	40,	„	8	„	„	„	die Stirne und Nase	„	Stirne und Nase.
„	40,	„	3	„	„	„	Lebensmitteln	„	Lebensmittel.
„	42,	„	13	„	oben	„	nicht wieder heirathen	„	sich nicht wieder verheirathen.
„	45,	„	18	„	unten	„	in der Zahl und dem Umfange	„	in der Zahl und im Umfange.
„	48,	„	10	„	„	„	Zierathen	„	Zierrath.
„	48,	„	7	„	„	„	Gebraches	„	Gebrauches.
„	49,	„	3	„	oben	„	und anderen Zierathen	„	und anderem Zierrath.
„	62,	„	15	„	„	„	, der Tui; Vater des Hundes	„	; Tui, der Vater des Hundes.
„	74,	„	8	„	„	„	findet sich der Hund und	„	finden sich der Hund und.
„	74,	„	6	„	unten	„	den Kaffeh und Thee	„	Kaffeh und Thee.

Seite	76,	Zeile	11	von unten	statt	findet sich ein Spinnrad und	lies:	finden sich ein Spinnrad und.
„	77,	„	2	„ oben	„	ein bis zwei Stunden	„	eine bis zwei Stunden.
„	77,	„	17	„ unten	„	die gerauchte letztere *madat*	„	die gerauchte *madat*.
„	78,	„	1	„ oben	„	talen Heldengedichte	„	alten Heldengedichte.
„	78,	„	8	„ „	„	mit welcher die Javanen	„	mit welchen die Javanen.
„	84,	„	10	„ „	„	welches eine Art von Comödie	„	welcher eine Art von Comödie
„	85,	„	12	„ „	„	z. B dem Geburtsfeste	„	z. B. bei dem Geburtsfeste.
„	91,	„	8	„ unten	„	Arabern und den Geez-Völkern	„	Arabern und Geez-Völkern.
„	91,	„	4	„ „	„	ግዕዝ:	„	ግዕዝ:
„	98,	„	11	„ oben	„	die Libyer und äthiopischen Stämme	„	die Libyer und die äthiopischen Stämme.
„	103,	„	15	„ unten	„	wie z. B. den Be-tschuana's	„	wie z. B. bei den Be-tschuana's.
„	103,	„	2	„ „	„	mit dergleichen Zierathen	„	mit dergleichem Zierrath.
„	104,	„	9	„ oben	„	und andere Zierathen	„	und anderen Zierrath.
„	107,	„	9	„ „	„	zu fallen vermag	„	zu verfallen vermag.
„	117,	„	20	„ „	„	beim Munde oder der Nase	„	beim Munde oder bei der Nase.
„	124,	„	6	„ unten	„	amerikanishces	„	amerikanisches.
„	125,	„	8	„ „	„	zwei Millionen	„	zwölf Millionen.
„	131,	„	4	„ oben	„	aus Baumrinde oder der Haut	„	aus Baumrinde oder aus der Haut.
„	131,	„	14	„ „	„	Umzämung	„	Umzäunung.
„	131,	„	16	„ unten	„	oder dem Landbau	„	oder im Landbau.
„	134,	„	4	„ oben	„	für nichts anderes sich zu kümmern braucht als für die Jagd	„	um nichts anderes sich zu kümmern braucht als um die Jagd.
„	136,	„	13	„ unten	„	ist jeder tapfere Krieger, bestrebt auch	„	ist jeder tapfere Krieger bestrebt, auch.
„	137,	„	3	„ „	„	die Fauna und Flora dieses Massenlandes ist	„	die Fauna und die Flora dieses Massenlandes sind.
„	139,	„	14	„ oben	„	wird das gekräuselte, oft sogar wollige Haar, der	„	werden das gekräuselte, oft sogar wollige Haar, der.
„	141,	„	24	„ unten	„	nämlich dem Jenissei und dem Ob	„	nämlich am Jenissei und am Ob.
„	146,	„	11	„ oben	„	ihre Sprache und Sitten	„	ihre Sprache und ihre Sitten.
„	154,	„	6	„ „	„	Liao-tang	„	Liao-tung.
„	164,	„	7	„ „	„	wenn beide Gatten das Vermögen	„	2. wenn beide Gatten das Vermögen.
„	167,	„	15	„ „	„	der Stand des Gelehrten	„	der Stand der Gelehrten.
„	188,	„	2	„ unten	„	südlich von Kuban und Terek	„	südlich vom Kuban und Terek.
„	191,	„	6	„ oben	„	und die Küste Palästinas	„	und über die Küste Palästina's.
„	194,	„	13	„ „	„	so wie der von diesen Gegenden nach Westen ausgesendeten Colonien	„	so wie die von diesen Gegenden u. s. w.
„	208,	„	16	„ „	„	so ist dies dennoch kein Grund	„	so ist dies dennoch kein Hinderniss.

Idole von den Viti-Inseln.

Hüttenmodelle aus Java.

1. Wachhütte eines Polizeipostens. 2. Brücke aus Bambus. 3. Wächterhaus auf den Reisfeldern.
4. Wohnhaus. 5. Dorf-Moschee. 6. Wohnhaus.

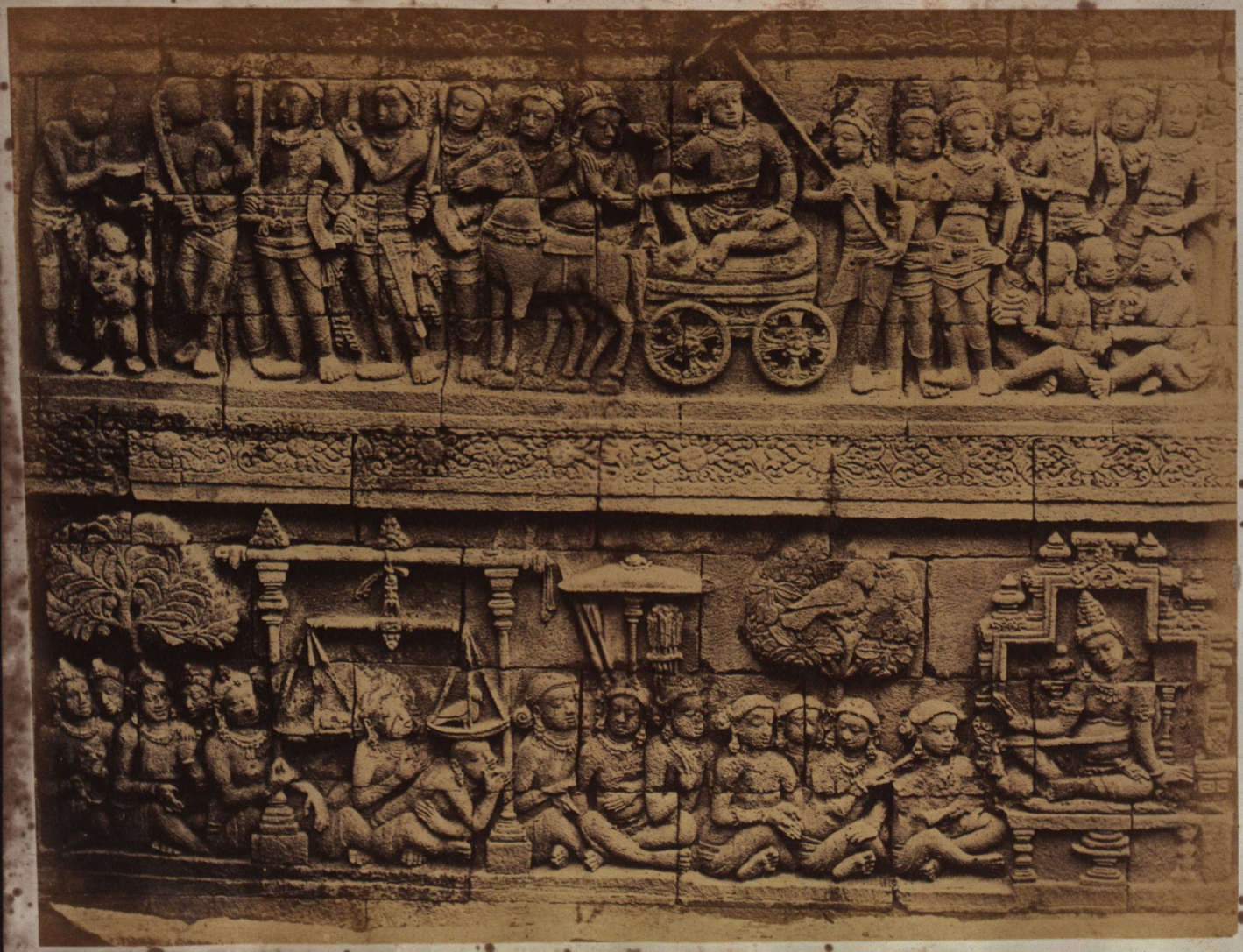
Javanische Waffenstücke.

Javanisches Dorf.

Statuen aus dem Tempel von Borobudor auf Java.

Basrelief aus dem Tempel von Borobudor auf Java.

Basrelief aus dem Tempel von Borobudor auf Java.



Basrelief aus dem Tempel von Borobudor auf Java.

Kopf der Statue eines Buddha-Priesters aus der neunstöckigen Pagode in Kwan-tung.

Vischnu-Idol, aus Holz geschnitzt.

00084298

Digitized with financial assistance from the
Government of Maharashtra
on 25 June, 2016